Longfellow&s Dichtungen

Alexander Baumgartner

Longfellow's Dichtungen.

Ein

literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's

von

Alexander Baumgartner S. J.

„Nah' ist der Tag schon,
Nicht sternlos die Nacht ist,
Liebe ist ewig!
Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht;
Christus ist ewig."

Aus „König Olafs Saga".

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit Longfellow's Porträt.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1887.
Zweigniederlassungen in **Straßburg, München** und **St. Louis, Mo.**
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede.

Es sind erst wenige Jahre, daß Longfellow, der größte der amerikanischen Dichter, den 24. März 1882 aus den Reihen der Lebenden geschieden ist. Seine Werke hatten schon damals die Runde um die Welt gemacht und sich nicht nur in der nordamerikanischen Union, sondern in allen Theilen des britischen Weltreiches eingebürgert. Viele derselben sind in die Hauptsprachen Europa's übersetzt und so verbreitet, daß der Dichter wie wenig andere der Neuzeit ebenso sehr der alten Welt angehört, als seiner amerikanischen Heimat.

In Deutschland hat ihn zuerst Ferdinand Freiligrath eingeführt. Die beiden Dichter lernten sich an den poetischen Ufern des Rheines kennen, als Longfellow 1842 zum Kurgebrauch längere Zeit in Marienberg bei Boppard verweilte. Freiligrath übersetzte sofort einige seiner Gedichte und veröffentlichte sie im „Morgenblatt“. Sie schrieben sich später bisweilen einen Brief, wenn auch nicht häufig, und als Freiligrath infolge der Revolution von 1848 den deutschen Boden meiden mußte, lud ihn Longfellow nach Amerika ein. Der „jungdeutsche“ Revolutionsdichter zog jedoch den Aufenthalt in London vor, wo er 1854 das Hauptwerk seines Freundes, „Das Hiawathalied“, mit größter Begeisterung willkommen

hieß, sofort zu übertragen begann und schon im folgenden Jahr in trefflicher Uebersetzung herausgab. „In dem Pantheon der Weltpoesie,“ sagte er in der Vorrede, „an dem wir seit Herder fort und fort bauen in unserer Literatur, dürfte meines Erachtens ‚Der Sang von Hiawatha‘ nicht fehlen.“ Mit Recht erblickte er in dieser Dichtung eine der vorzüglichsten epischen Leistungen der Neuzeit, und nicht weniger gerechtfertigt ist seine geistreiche Bemerkung: „Longfellow, kann man sagen, hat den Amerikanern, in der Poesie, Amerika erst entdeckt.“ Einige kleinere Gedichte abgerechnet, hat Freiligrath sein glänzendes poetisches Uebersetzungstalent nicht weiter den Dichtungen Longfellows zugewandt; um so emsiger drängten sich andere, allerdings weniger begabte Uebersetzer hinzu. So liegt „Evangeline“ in acht verschiedenen Uebersetzungen vor, „Das Hiawathalied“ in fünf, „Die Brautbewerbung des Miles Standish“ in drei, „Der spanische Student“, „Die goldene Legende“, „Hyperion“ und „Kavanagh“ in je zwei Uebersetzungen, die erste Reihe der „Wirthshausgeschichten“ und „Pandora“ wenigstens je in einer. Von ausgewählten Uebersetzungen kleinerer Gedichte sind sieben Sammlungen vorhanden. Nur „Outre-Mer“, die „Neu-England-Tragödien“ und „Die göttliche Tragödie“ scheinen bis jetzt dem Eifer der Uebersetzer entgangen zu sein.

An eingehenden und liebevollen Besprechungen der einzelnen Werke durch die Presse hat es nicht gefehlt; dagegen hatte es niemand unternommen, die gesammte literarische Thätigkeit des Dichters in ihrem innern, geistigen Zusammenhang darzulegen und so ein einheitliches Bild seines Wirkens zu zeichnen. Dies zu versuchen, schien mir eine dankbare Aufgabe zu sein, und der Versuch hat

eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß eine neue Auflage der kleinen Schrift nothwendig geworden ist.

Bei nochmaliger Durchsicht habe ich es mir nicht nur angelegen sein lassen, aus den nunmehr erschlossenen Tagebüchern und Briefen des Dichters reichlichere biographische Notizen hinzuzufügen und die literarische Charakteristik durch die noch fehlende Besprechung seiner letzten Werke zu ergänzen, sondern auch die übrigen Abschnitte noch zu vervollständigen. Die Schrift ist so etwa um ein Drittel gewachsen. Auf eine Biographie des Dichters habe ich es indes ebenso wenig abgesehen, als bei der ersten Auflage, sondern nur so viel aus den Lebensschicksalen Longfellows herbeigezogen, als mir zum Verständniß seiner Werke und seines geistigen Entwicklungsganges nothwendig oder nützlich erschien. Die eingestreuten Proben sind selbständig neu übersetzt, meist mit engem Anschluß an Sinn und Form des Originals, wo der Werth der Gedichte die Mühe zu lohnen schien, mit Vernachlässigung der ursprünglichen Form dagegen, wo es, wie bei den Interludien der „Christus-Trilogie" und anderen Stellen, nur darauf ankam, treu den Sinn wiederzugeben.

Mein Interesse für den Dichter hat bei diesem abermaligen Studium seiner Werke sich nur gesteigert. Unzweifelhaft hat seine Productionskraft zwar in den letzten zwei Decennien seines Lebens abgenommen. „Die göttliche Tragödie", „Die Maske der Pandora" und „Keramos" halten mit „Evangeline" und mit dem „Hiawathalied" nicht gleichen Schritt. Wenn aber auch nicht in gleicher Kraft und Fruchtbarkeit, so doch in unveränderter Klarheit und Reinheit weist Longfellow bis zum Ende denselben edeln,

liebenswürdigen Dichtergeist auf. Ganz frei von einem gewissen elegischen Zuge ist er nicht; doch ist Trauer keineswegs der Grundton seiner Dichtung, sondern ein sanfter Ernst, voll Licht und Liebe, aus dem wahre Herzensfreude, ja auch kindlicher Scherz ganz ungesucht emporblüht. Er ist eine durch und durch freundliche, optimistische Natur, weit entfernt von jenem trüben, pessimistischen, sich selbst ironisirenden und zerstörenden Anhauch, der von Byron und Heine an einen so großen Theil der modernen Poesie charakterisirt. Er findet unendlich viel Schönes in der Natur wie im Menschenleben. Excelsior! ist im schönsten Sinne der Wahlspruch seiner Poesie. Unbeirrt von dem materiellen Getriebe seines Heimatlandes, hat er auf anscheinend prosaischem Boden die reichsten Schätze der Dichtung entdeckt und gehoben.

An Deutschland knüpft den Dichter mehr als ein freundschaftliches Band: nicht bloß längere Studien auf deutschem Boden, Bildung an deutschen Mustern und Uebersetzungen aus dem Deutschen, sondern auch die Bearbeitung deutscher Stoffe und mehr noch eine Geistesrichtung, welche aufs innigste mit derjenigen Uhlands und der Romantiker verwandt ist. Als Joseph von Eichendorff, der „letzte" der Romantiker, im Jahre 1855 starb, war die blaue Blume schon längst jenseits des Atlantischen Oceans neu aufgesproßt und hatte die schönsten Blüten gezeitigt. Sie war hier nicht von jener Ueberfülle poetischer Schlinggewächse umwuchert, wie sie in reizender Phantastik die Dichtungen Novalis', Brentano's und Eichendorffs umranken; doch die Triebkraft war dieselbe, ein reiches, tiefes, inniges Gemüth, kindlich träumerisch und doch kräftig emporstrebend über die bunte Formen-

fülle des Irdischen empor zum Ewigen, dessen Widerschein alles Irdische bildet.

Ganz frei von Vorurtheil gegen die katholische Kirche ist Longfellow nicht gewesen; dem Gedanken, zu derselben zurückzutreten, scheint er ebenso fern gestanden zu haben, als Uhland und Novalis. Dem alten zelotischen Hasse gegen Papstthum und Kirche steht er indessen entschieden noch ferner. Liebevoll, ja begeistert verkehrt er mit der Poesie der katholischen Völker; ehrfurchtsvoll und freundlich stellt er eine Menge einst hart befeindeter Lehren, Gebräuche und Erscheinungen der katholischen Kirche dar; in manchen seiner Dichtungen schlägt er Accorde an, die ganz und gar einen katholischen Sänger vermuthen ließen. Sein gesammtes Geistesleben erinnert an das merkwürdige Programm, das Novalis am Vorabend des gegenwärtigen Jahrhunderts (1799) in seinem Fragment „Europa und die Christenheit“ der deutschen Romantik stellte. Wenn auch verschwommen und unklar, spricht sich darin doch warm und herzlich die Sehnsucht aus, daß ein Glaube, ein Christenthum, eine Kirche wieder alle Völker zur christlichen Gottesfamilie vereinigen möchte: „Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.“

So unhaltbar und unfruchtbar auch der Gedanke einer „neuen, freien“ Kirche ist, so fruchtbar hat die Poesie Longfellows doch für die gegenseitige Annäherung der christlichen Bekenntnisse, für die Anregung echt religiösen, christlichen Sinnes, für die Belebung

christlicher Liebe und christlicher Dichtung überhaupt gewirkt. In einem Vortrag, den Cardinal Wiseman über „die häusliche Erziehung der Armen" hielt, nahm denn auch der ebenso gelehrte als geistreiche Kirchenfürst keinen Anstand, Longfellow als den besten Volksdichter englischer Zunge zu empfehlen:

„Es gibt einen Schriftsteller, der mehr als irgend ein anderer diesen Forderungen (eines echten Volksdichters) sich nähert; und er hat unsere Herzen schon so gewonnen, daß ich seinen Namen kaum zu nennen brauche. Unsere Hemisphäre kann nicht den Ruhm beanspruchen, ihn hervorgebracht zu haben; aber dennoch gehört er uns an; denn seine Werke sind zum Familienschatze geworden, wo immer die englische Sprache gesprochen wird. Und ob wir uns an seiner Bilderfülle freuen, oder ob uns sein melodischer Versbau entzückt, ob uns die hohen sittlichen Lehren seiner Muse erheben oder ob wir mit theilnehmendem Herzen den Wanderungen Evangeline's folgen: ich bin sicher, alle, die meine Stimme vernehmen, werden gern in das Lob einstimmen, das ich dem Genius Longfellow's zu zollen wünsche."

Exaeten, 2. October 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Das amerikanische Geistesleben und seine Hauptströmungen vor Longfellow.

Cotton Mather und Anna Bradstreet. Psalmenübersetzung Dunsters 1. — Die Poesie des Befreiungskriegs 2. — Ansätze zu einer eigenen Nationalliteratur 3. — Gestaltung einer neuen socialen Welt. Sieg des angelsächsischen Elementes 4. 5. — Werth des englischen Einflusses. Neue Blüte der englischen Literatur 6. 7. — Bryant. Cooper. Washington Irving 8. 9.

2. Jugendgedichte. (1820—1826.)

Heimat und Eltern des Dichters 10. 11. — Jugenderziehung. Washington Irvings Skizzenbuch 12. 13. — Das erste gedruckte Gedicht und dessen Kritik 14. 15. — Jugendliche Eindrücke. Charakteristik der frühesten Dichtungen 16—18. — Ritualistische Anflüge 19. 20. — Die Gymnasialjahre im Bowdoin College 21. 22. — Liebe zu den Indianern 23. — Berufswahl. Entscheid für die Literatur 24. 25. — Abreise nach Europa 26.

3. Die erste Wanderschaft und das erste Buch. Coplas de Manrique. (1826—1835.)

Zwei Berichte. Von Havre nach Paris 27. 28. — Vorgefühl der Julirevolution 29. — Reise durch Spanien 30. — Durch Italien und Deutschland 31. — Anstellung und Thätigkeit als Professor im Bowdoin College 32. — Ueber antike und christliche Poesie 33. —

Beschäftigung mit spanischer Poesie 34. — Coplas de Manrique 35—37. — Ticknors Urtheil 38. — Vermählung mit Mary Story Potter 39.

4. Outre-Mer. Pilgerfahrten durch Frankreich, Spanien und Italien. (1835.)

Poetischer Charakter der Reiseskizzen 40—42. — Katholische Eindrücke 43. — Aufsatz über die religiöse Poesie in Spanien. Vorzüge derselben 44—46. — Aufrichtigkeit der religiösen Dichter Spaniens. Widerlegung alter Vorurtheile 47—48. Glaube an die katholischen Ideale 49. — Jaqueline, eine Skizze aus Frankreich 49—55. Das Dorf La Riccia, eine Skizze aus Italien 56—60. — Das Mönchsthum nach vorurtheilsfreien Anschauungen 61—67.

5. Zweite Reise nach Europa. Ein deutsches Lehr- und Wanderjahr. Hyperion. (1835—1838.)

Ernennung zum Professor an der Harvard-Universität 68. — Reise durch England, Skandinavien und Holland. Tod der Frau 69. — Winter in Heidelberg. Wanderung durch Tirol und die Schweiz 70. 71. — Der Künstlerroman Hyperion 72. — Charakter des Helden. Anlage des Romans 73—75. — Biographisches Interesse desselben 76. — Vertheidigung des Mittelalters 77. — Ablehnung der deutschen Philosophie 78. — Charakteristik Jean Pauls 79—82. — Menzels und Heine's Angriffe auf Göthe; Longfellows Anschauungen über den „Altmeister" 83—86. — Longfellows Anschluß an die deutsche Romantik 87—89.

6. Stimmen der Nacht. Balladen. (1839—1842.)

Craigie House. Lehrthätigkeit an der Harvard-Universität 90. 91. — Methode der Literatur-Vorlesungen. Des Dichters Freundeskreis 92. 93. — Amerikanischer Literaturbericht vom Jahre 1839 94. — Stimmen der Nacht 95. — Fußstapfen von Engeln. Blumen. Ein Psalm vom Leben. Mitternächtliches Todtenamt für das sterbende Jahr 96—102. — Balladen. Das gepanzerte Skelett. Excelsior! 103—110.

7. **Dritte Europafahrt. Sklavenlieder. Channings Universal-Christenthum.** (1842.)

Kuraufenthalt in Marienberg bei Boppard. Bekanntschaft mit Freiligrath und Dickens 111. — Notizen über die zeitgenössischen deutschen Dichter. Dickens Buch über Amerika 112. Longfellows Votum in der Sklavenfrage 113. — Des Sklaven Traum 114. 115. — Channings Entwicklungsgang und Lehre 116. 117. — Wirkungen der Lehre Channings 118. — Unitarismus, Episkopalkirche und Naturalismus 119. — Emerson, der Natur-Prophet, und Longfellow 120.

8. **Der spanische Student. Evangeline.** (1840—1847.)

Rückkehr nach Amerika. Zweite Heirat 121. — Project einer Christus-Trilogie 122. — Der spanische Student 123. — Longfellows Preciosa 124. 125. — Eine Geschichte aus Acadien 126. 127. — Wahl des Hexameters 128. — Evangeline. Einleitung der Epopöe 129. — Geschichtliche Grundlage derselben 130—133. — Das Dörflein Grand-Pré 134. 135. — Evangeline's Verlobung 136. — Der Schreckenstag von Grand-Pré 137. 138. — Der zweite Theil der Epopöe. Die Vertreibung. Evangeline's Wanderfahrt 139. 140. — Die Fahrt auf dem Mississippi 141. — Die Indianermission. Das Wiederfinden 142. 143. — Charakteristik der Epopöe 144.

9. **Kavanagh. Am Meeresstrand und am Herdfeuer.** (1847—1849.)

Der Genre-Roman Kavanagh 145. — Charakter des Hauptshelden 146. — Die Notabilitäten von Fairmeadow 147. — Alice und Cäcilia 148. 149. — Reiches Culturbild in engem Rahmen 150. — Kavanaghs latitudinarische Religion 151. — Am Meeresstrand und am Herdfeuer 152. — Das Treibholzfeuer 153. 154. — Longfellows Meerbilder. Der Schiffsbau 155—167.

10. Die goldene Legende. (1850. 1851.)

Einwirkung der deutschen Romantik auf den Dichter 168. — Die Legenda Aurea und Hartmann von Aue's „Armer Heinrich" 169—171. — Der Prolog am Straßburger Münsterthurm 172. — Abänderung der Erzählung. Heinrich von Hoheneck und Lucifer als reisender Arzt 173. 174. — Die Pächterfamilie im Odenwald 175. 176. — Elsie's Gebet und Opfer 177—180. — Die Fahrt nach Salerno 181. — Bild des Mittelalters. Kreuzzüge und Osterspiel 182. — Doppelbild des Ordenslebens 183. — Madonnenverehrung und Rompilger 184. — Schiefe Darstellung der mittelalterlichen Scholastik 185. 186. — Elsie's Rettung und Verlobung 187. — Der Epilog. Sankt Elisabeth 188—191.

11. Das Hiawathalied. (1854. 1855.)

Die Indianerstämme Nordamerika's im Leben und in der Literatur 192—194. — Plan einer „indianischen Edda", angeregt durch Kalevala 195. — Die Indianersagen 196. — Charakter des Hiawatha 197. 198. — Sendung des Hiawatha durch den großen Geist 199. 200. — Hiawatha's Jugend und Vorbereitung 201. 202. — Hiawatha als Jäger, Fischer und Schiffer 203. — Seine Vermählung 204. — Er lehrt Ackerbau, Heilkunde und Zeichenschrift 205—207. — Sein Sieg über den Kobold Pau-Puk-Keewis 208. 209. — Minnehaha's Tod 210—212. — Ankündigung der weißen Männer 213. — Ankunft des Schwarzrock-Häuptlings 214—216. — Hiawatha's Abschied 217. — Charakteristik der ganzen Dichtung 218—220.

12. Miles Standish' Brautfahrt. Die Neu-England-Tragödien. (1856—1867.)

Die Pilgerväter von Massachusetts 221. — Capitän Shrimp 222. — Der neue Julius Cäsar 223. 224. — John Aldens Brautbewerbung 225. — Ausführung der Epopöe 226. — Die Quäkerverfolgung in Plymouth 227—230. — Abriß der Tragödie Endicott 231. 232. — Kritik derselben 233. — Der Hexenwahn in Neu-England; die „Leidenden" in Salem 234. 235. — Cotton Mather und die Hexenprocesse 236—238. — Zweite Tragödie: Giles Corey, der Farmer von Salem 239—242.

13. Auf der Sonnenhöhe des Lebens. (1843—1868.)

Dichterleben in Craigie House 243. — Der Familienkreis 244. — Lehrthätigkeit und literaturgeschichtliche Arbeiten 245. — Dante-Studien. Rücktritt von der Professur. Blütezeit des dichterischen Schaffens 246. 247. — Der Secessionskrieg 248. — Tragischer Tod der zweiten Gattin. Vereinsamung 249. 250. — Dante als Tröster 251. — Charles Longfellow im Krieg verwundet 252. — Vollendung der Dante-Uebersetzung. Ticknors Urtheil darüber 253. 254. — Nach dem großen Bürgerkrieg 255.

14. Lyrik. Balladen. Aesthetische Ansichten.

Longfellow vorwiegend Lyriker 256. — Christliche Naturauffassung, religiöser Ernst 257. 258. — Der Pendelschlag der Ewigkeit 259. 260. — Edle Minne 261. — Manneskraft und Kindessinn 262. — Longfellows Balladen 263. — Aufgabe der Poesie 264. — Entweihung der Poesie 265. — Unterordnung der Kunst unter die christlichen Ideale 266. — Longfellows Leistungen als Uebersetzer 267. 268. — Sein Programm einer amerikanischen Nationalliteratur 269. 270. — Seine Bemühungen um Verwirklichung desselben 271.

15. Das unversöhnte Doppelbild der katholischen Kirche. Religiöser Universalismus. Die Wirthshausgeschichten. Dante. (1862—1867.)

Longfellows Annäherung an die katholische Kirche. Lichtbild derselben in seinen Werken 272. 273. — Das Schattenbild derselben. Kein Versuch einer Aussöhnung 274. 275. — Die Wirthshausgeschichten 276. 277. — Thors Herausforderung und die Nonne von Drontheim. Das neue Johannis-Evangelium in poetischer Form 278. 279. — Das universalistische Credo Channings 280. 281. — Torquemada 282. — Fortschritt in Longfellows religiösen Ideen 283. 284. — Ergänzung durch Dante 285—287. — Sonette auf die Göttliche Commödie 288—290. — Uebergang zur Göttlichen Tragödie 291.

16. Letzte Fahrt nach Europa. — Die göttliche Tragödie. (1868—1871.)

Erfolge des Dichters in der alten Welt 292. — Letzte Reise nach Europa. Huldigungen in England. Reise durch die Schweiz 293. — Römischer Aufenthalt. Bekanntschaft mit den Cardinälen Antonelli und Manning 294. — Rückkehr. Zweite Ausgabe der Poets and Poetry of Europe 295. — Die göttliche Tragödie. Bedeutsamkeit der Stoffwahl 296. — Auffassung des Stoffes. Der Introitus 297. — Ausführung 298. — Der Thurm von Magdala 299—301. — Der blinde Bartimäus 302—305. — Manahem der Essener 306. — Die drei Kreuze 307—309. — Das apostolische Glaubensbekenntniß 310. 311.

17. Judas Makkabäus. Die schöne Legende. Christus. (1871. 1872.)

Kein größeres Werk mehr 312. — Michael Angelo, ein dramatisches Fragment. Judas Makkabäus, eine dramatische Skizze 313. — Scene aus Judas Makkabäus 314—317. — Eine Handvoll Uebersetzungen. Zweite Reihe der Wirthshausgeschichten 317. — Abbitte für Torquemada 318. — Die schöne Legende 318—322. — Versuch, die Christustrilogie zu retten 322. — Erstes Interludium: Abt Joachim zu Flora 323—225. — Zweites Interludium: Luther 326. — Finale: Johannes der Evangelist 327. — Das große Problem ungelöst 328.

18. Die dritte Reihe der Wirthshausgeschichten. — Morituri salutamus. — Die Maske der Pandora. (1873. 1874.)

Das Wirthshaus „Zum rothen Roß“ in Sudbury und seine angeblichen Gäste. Dritte Reihe der Wirthshausgeschichten 329. 330. — Zugvögel. Gedichte auf St. Thomas von Aquin, St. Benedict und St. Franciscus von Assisi 331—332. — Gedichte aus dem Familienkreis 334. — Eine moderne Parabel 335. 336. — Eine socialpolitische Ballade 337. — Die Maske der Pandora 338—342.

19. Keramos. — Ultima Thule. (1875—1882.)

Das Lied des Töpfers 343. 344. — Ein holländisches Bild 345. — Vittoria Colonna 347. — Huldigungssonett an Tennyson 349. — Ultima Thule 350. — Die Windmühle 350. — Jugurtha 351. — Die Flut steigt, die Flut fällt 352. — Bayard Taylor 352. — Elegie 353. — Das Sieben des hl. Petrus 354. 355. — Abschiedswidmung des letzten Liederkranzes 356. — Das Schneekreuz 357. — Letzte Krankheit und Tod 358. — Aus Everetts Trauerrede 359. 360. — Longfellow und Tennyson 361. — S. Wards Parallele zwischen Longfellow, Disraeli und Göthe 362. — Longfellows schönster Ruhm 363.

20. Rückblick.

Gruppirung der Werke Longfellows: romantische, nationale, religiöse 364. 365. — Der religiöse Einheitspunkt 366. — Lücken und Dissonanzen in Longfellows Poesie 367. 368. — Glaube und Unglaube im modernen Geistesleben 369. 370. — Longfellows Gruß an die Zukunft 371.

Berichtigungen.

Seite 2 statt „Trambull" zu lesen „Trumbull".
Seite 48 Kopfüberschrift muß es statt „aller Vorurtheile" heißen „alter Vorurtheile".
Seite 94 statt „Spencer" zu lesen „Spenser".

Verzeichniß der aus Longfellow mitgetheilten Stücke.

		Seite
1.	Die Schlacht bei Lovell's Pond	13
2.	Die Todtenfeier des Minnisink	17
3.	Lied der Mährischen Nonnen bei der Weihe von Pulawski's Banner	19
4.	Coplas de Manrique	35
5.	Fußstapfen von Engeln	95
6.	Blumen	97
7.	Ein Psalm vom Leben	99
8.	Mitternächtliches Todtenamt für das sterbende Jahr	101
9.	Das gepanzerte Skelett	103
10.	Excelsior!	109
11.	Des Sklaven Traum	115
12.	Preciosa's Gebet (aus dem „Spanischen Studenten")	125
13.	Hexameter und Pentameter (Distichen)	128
14.	Die Einsamkeit im Urwalde (aus „Evangeline")	129
15.	Das Dörflein Grand-Pré (aus „Evangeline")	133
16.	Der alte Notar (aus „Evangeline")	136
17.	Der Schreckenstag von Grand-Pré (aus „Evangeline")	137
18.	Der Abschied der Verbannten (aus „Evangeline")	139
19.	Evangeline's Entscheid (aus „Evangeline")	139
20.	Die Fahrt auf dem Mississippi (aus „Evangeline")	140
21.	Die Indianermission (aus „Evangeline")	142
22.	Das Treibholzfeuer	153
23.	Der Leuchtthurm	154
24.	Der Schiffsbau	155
25.	Des Sultans Töchterlein (aus der „Goldenen Legende")	176
26.	Elsie's Gebet (aus der „Goldenen Legende")	177
27.	Am Beichtstuhl (aus der „Goldenen Legende")	179

Seite
28. Der Kreuzfahrer (aus der „Goldenen Legende") 182
29. Die Madonna (aus der „Goldenen Legende") 183
30. Lied der Rompilger (aus der „Goldenen Legende") . . 184
31. Am Meeresstrande (aus der „Goldenen Legende") . . . 185
32. Der Teufel und die Scholastik (aus der „Goldenen Legende") 186
33. Die zwei Engel (Epilog der „Goldenen Legende") . . . 188
34. Die Indianersage (aus dem „Hiawathalied") 195
35. Die Quellen der Indianersage (aus dem „Hiawathalied") 198
36. Die Rede des großen Geistes (aus dem „Hiawathalied") 199
37. Hiawatha's Gespielen (aus dem „Hiawathalied") . . . 201
38. Hiawatha's Fasten (aus dem „Hiawathalied") 202
39. Die Erfindung der Zeichenschrift (aus dem „Hiawathalied") 205
40. Der Tod des Pau-Puk-Keewis (aus dem „Hiawathalied") 208
41. Minnehaha's Tod (aus dem „Hiawathalied") 210
42. Hiawatha's Vision (aus dem „Hiawathalied") 213
43. Die Ankunft des Schwarzrocks (aus dem „Hiawathalied") 214
44. Hiawatha's Abschied (aus dem „Hiawathalied") . . . 217
45. Der neue Julius Cäsar (aus „Miles Standish' Brautfahrt") 223
46. Toleranz (aus den „Neu-England-Tragödien") 231
47. Trostverse 251
48. Die alte Wanduhr an der Treppe 258
49. Prometheus 262
50. Kinder 263
51. Die Sänger 264
52. Tegnér's Drapa 266
53. Thors Herausforderung 278
54. Die Nonne von Drontheim 279
55. Divina Commedia (Sonette) 288
56. Des Dichters Loos (aus der „Göttlichen Tragödie") . . 297
57. Der Thurm von Magdala (aus der „Göttlichen Tragödie") 299
58. Der blinde Bartimäus (aus der „Göttlichen Tragödie") 302
59. Die Hochzeit zu Kana (aus der „Göttlichen Tragödie") . 305
60. Die drei Kreuze (aus der „Göttlichen Tragödie") . . . 307
61. Antiochus und Jason (aus „Judas Makkabäus") . . . 314
62. Die Weihe des zweiten Tempels (aus „Judas Makkabäus") 316
63. Abbitte für die Torquemada-Geschichte 318
64. Die schöne Legende 318

	Seite
65. Abt Joachim (erstes Zwischenspiel der „Christus-Trilogie")	322
66. Luther (zweites Zwischenspiel der „Christus-Trilogie") .	326
67. Johannes der Evangelist (Finale der „Christus-Trilogie")	327
68. Sir Christophorus Gardiner	330
69. Monte Cassino	331
70. Die Predigt des hl. Franciscus	332
71. Wiederbegegnung	334
72. Parabel (aus „Morituri salutamus")	335
73. Die Herausforderung	337
74. Pandora und Epimetheus	340
75. Das Lied des Töpfers (aus „Keramos")	343
76. Ein holländisches Bild	345
77. Vittoria Colonna	347
78. Wapentake (an Alfred Tennyson).	349
79. Ultima Thule	349
80. Die Windmühle	350
81. Jugurtha	351
82. Die Flut steigt, die Flut fällt	352
83. Bayard Taylor	352
84. Elegie	353
85. Das Sieben des hl. Petrus	354
86. Der Dichter und seine Lieder	356
87. Das Schneekreuz	357

1. Das amerikanische Geistesleben und seine Hauptströmungen vor Longfellow.

Wie bis zum großen Jahre 1776 die älteren Staaten des heutigen Nordamerika nur englische Kolonien waren, so war auch ihre Literatur nur ein geringes Anhängsel der englischen. Wohl werden lange Listen von Dichtern und Dichterinnen aufgeführt, welche die Kolonialzeit mit ihren Gesängen belebt und verschönert haben sollen: unter ihnen Roger Williams, der Gründer von Rhode-Island, der grausame Hexenverfolger Cotton Mather von Salem (ein merkwürdiges Gegenbild zu Friedrich von Spee), der Gouverneur Bradford, und vor allem Anna Bradstreet, deren Gedichte, zuerst 1640 zu Boston erschienen, von Cotton Mather als „eine angenehme Unterhaltung für die Geistreichen" empfohlen wurden und unter dem Titel: „Die zehnte Muse, welche vor kurzem in Amerika erstanden", schon 1650 nach Europa gelangten. Allein keine dieser Dichtergrößen übte einen literaturbegründenden Einfluß, keines ihrer Werke drang tief ins Volk, die gereimte Psalmenübersetzung Dunsters abgerechnet, welche in 90 Jahren (1640 bis 1730) 21 Auflagen erlebte und im Verein mit anderen Psalmenübersetzungen und europäischen Liederbüchern eine ebenso trostlose als weitverbreitete Kirchengesangs-Didaktik begründete.

Erst als der Schlachtruf des Befreiungskrieges die kunstfeindliche Herrschaft des Puritanismus in ihren Vesten erschütterte, als reichbekränzte Freiheitsbäume neben den schmucklosen Gebetshäusern aus der Erde schossen, Freiheitshelden aller Nationen sich um das Banner der neuen Republik schaarten und eine wilde Gährung alle socialen Elemente Nordamerika's durcheinander wühlte, gerieth auch

die amerikanische Poesie in mächtigen, selbständigen Fluß. Kraftvolle Schlachtgesänge und frische Volkslieder entströmten in zahlloser Fülle dem wogenden Quell nationaler Begeisterung. Wilde Dithyramben, kecke Spottlieder, sogar lange satirische Epen und Dramen verfolgten als Hilfstruppen des Befreiungsheeres die tief gehaßten Unterdrücker. Der „Triumph der amerikanischen Freiheit“ und der „Zusammensturz der britischen Tyrannei“ wurden auf die Bühne gebracht, die „Schlacht bei Bunkerhill“ mit glühenden Republikanerreden, Siegesjubel und Heldentod aber- und abermal auf den Brettern geschlagen. Der Humorist Trumbull verewigte, von den zündenden Eindrücken der Wirklichkeit angeregt, den Wirrwarr des Kriegsgetümmels, wie das Getriebe der Clubs und die Narrheiten damaliger Dorfpolitik in seinem komischen Epos Mc. Fingal. Joel Barlow, einer der wildesten Liederdichter, verwandelte das God save the King (Gott erhalte den König) in das God save the guillotine (Gott erhalte die Guillotine) und verherrlichte in einem langathmigen Epos, der „Columbiade“, nicht nur die echt vaterländischen Züge des Befreiungskrieges, Washington und seine wackere Tafelrunde, sondern in noch glühenderen Farben den wirren Traum der damaligen Freimaurerei von einer auf den Trümmern des Priesterthums und des Königthums emporblühenden Universal-Republik der Zukunft.

Indessen machte sich die nationale Bewegung nicht nur in patriotischen Gesängen und Dichtungen Luft, sie fuhr gleichzeitig wie ein schöpferischer Lichtstrahl über die reichen poetischen Stoffe der neuen Welt, die bisher unter den kleinlichen und prosaischen Verhältnissen der Kolonialepoche in dunklem Schatten gelegen hatten. Der Urwald, die Prairie, die Indianersage, der Kampf der ersten Ansiedler mit der Natur, die Leiden der „Pilgerväter“, das wilde Ringen der Freiheitsidee mit den alten Formen und Zuständen, der mit tausend Gefahren verknüpfte See- und Landhandel, die Abenteuer der Seeräuber, die idyllischen Reize protestantischer Pfarrwohnungen und stiller Farmhäuser, das rasche Emporblühen eines neuen Culturlebens auf der üppig treibenden Asche des Urwaldes,

der Ocean mit seiner Herrlichkeit, die Schifffahrt, welche neben Verbannten, Geächteten und Abenteurern aller Länder fortwährend Schätze alter Erinnerung, alter Liebe und alten Hasses aus Europa herüberbrachte und mit den Elementen neuer Zustände mischte — diese ganze bunte, poetische Welt trat unter der Aufregung der Freiheitskriege gleichsam wie eine neue Entdeckung vor die junge Nation. Zum freien, selbständigen Eigenthum geworden, sprach das alles nun ganz anders zu ihrem Herzen, als zur Zeit, da die neue Welt noch königlicher Patente der alten bedurfte. Das Bewußtsein der nationalen Selbständigkeit drängte nothwendig zum Verlangen einer eigenen Literatur; die meisten der genannten Stoffe wurden schon während der Befreiungsepoche von Dichtern aller Art in Angriff genommen, und als Abbé Raynal geringschätzig äußerte, Amerika habe bisher noch kein einziges Genie hervorgebracht, antwortete ihm Thomas Jefferson sehr treffend: „Warten Sie nur ein wenig! Wenn wir so lange als Volk existirt haben wie die Griechen, bevor sie einen Homer, die Römer, bevor sie einen Virgil, die Engländer, bevor sie einen Shakespeare und Milton erzeugten, so wollen wir, falls dieser Vorwurf dann noch wahr sein sollte, nach den unfreundlichen Umständen forschen, die es verschuldeten, daß die Länder Europa's und der übrigen Erdtheile keinen unserer Namen in die Liste der Dichter eingetragen haben!"

Die Schwierigkeit, zu einer eigenen Nationalliteratur zu gelangen, lag jedoch nicht so sehr in der Kürze der eigenen nationalen Existenz, als vielmehr in den innigen Banden, welche die junge Nation noch mit dem alten Europa verknüpften. Die politischen Fesseln waren freilich gesprengt, aber damit waren die sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Fäden nicht abgeschnitten, welche die drei Millionen Republikaner von Nordamerika noch mit der europäischen Gesellschaft und insbesondere mit England verbanden.

Der gewaltige Hammer der Revolution hatte mittlerweile jenseits des Oceans Kirche, Staat, Schule, Wissenschaft, das alte

heilige Reich deutscher Nation, ja das ganze alte Europa zertrümmert. Von all den zerrissenen Organismen trieb der Sturm vereinzelte Bruchstücke, Blätter, Wurzeln, Samenkörner hin über das Weltmeer; in tausend zersplitterten Fragmenten zogen die europäische Civilisation und Corruption hinüber in die junge Republik, um mit den schon vorhandenen Ansiedlern und Secten aller Art den buntesten Weltjahrmarkt, das wunderlichste Babel zu gestalten, das die Welt seit den Tagen des alten Römerreichs geschaut hatte. Was man Staat nannte, war durchaus keine einheitliche, starke, aus altem Stamme hervorgewachsene Autorität, welche in vielgegliederter Verästung die tausenderlei Atome mit einem neuen Lebenshauch hätte beseelen können; es war ein neuer, durch plötzliche Umwälzung entstandener Organismus, der allen einzelnen Elementen den freiesten Spielraum gewährte, sich zu Vereinen aller Art, Secten, Religionen, Kirchen, Gemeinden, Städten und neuen Staaten zu gruppiren. Freiheit und Sklaverei, Ehrgeiz und Friedensliebe, liebesselige Toleranz und wüthende Propaganda, kleinliche Kirchthurmspolitik und rastloser Eroberungsgeist wogten in dem gährenden Chaos wild durcheinander. Was das Ganze zusammenhielt, war einerseits eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit, andererseits das noch nicht erloschene Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, welches die einzelnen aus der zersplitterten europäischen Völkerfamilie in Sitte, Sprache, Recht, Wissen und Religion mit herüber gebracht hatten und welches nun naturgemäß als Grundlage diente, um aus den Trümmern der alten europäischen Bildung eine neue Civilisation, eine neue Welt zu bilden.

Unfertig, erst im Werden begriffen, wie diese neue Welt, war natürlich auch ihr geistiges Leben. Die besten Kräfte wurden von dem riesigen Werke einer materiellen Civilisationsaufgabe in Anspruch genommen, das einen ganzen Continent von einem Ocean zum andern, von der niedrigen Stufe indianischen Jäger- und Fischerlebens zur Höhe europäischer Cultur emporheben sollte. So verschieden waren Sitte, Recht, Sprache, Wissen und Religion

daß weder die erste noch die zweite Generation zu einem einheitlichen Geistesleben verschmelzen konnte. Tag für Tag schwemmte neue Elemente heran und unterbrach den ohnehin schon langsamen Assimilationsproceß, in welchem das angelsächsische Element in Sprache und Sitte, das abgeschwächte puritanische Element in religiöser Hinsicht zwar als vorwaltendes, aber nicht als herrschendes hervortrat. So lebhaft auch die damalige Freimaurerei daran arbeitete, das junge Volk von nationalen und individuellen Besonderheiten loszuschälen und dem geträumten Triumph „reiner Vernunft" und „allgemeiner Menschenliebe" entgegenzuführen, so war und blieb der Kern der neuen Nation in seiner weit überwiegenden Mehrheit englisch. Obwohl ihres königlichen Hauptes beraubt, lebte die Hochkirche als ansehnlicher Rumpf fort, und Amerikaner zogen gleich nach dem Befreiungskriege nach England, um sich dort die bischöfliche Ordination zu holen. Puritaner, Presbyterianer, Methodisten, Quäker, kurz alle herrschenden Secten hatten in England ihre Heimat, ihre Väter, ihre Freunde und Brüder. Die Bibel, das allverehrte Hausbuch der Familie, war englisch geschrieben und verknüpfte das gesammte Familienleben mit englischen Sitten und Ueberlieferungen. Harvard-College und Yale-College, die zwei bedeutendsten Bildungsstätten der Union, waren in Sprache und Einrichtung englische Universitäten unter amerikanischem Himmel. Die ersten Vorbilder, aus denen der amerikanische Jüngling seinen Stil und seine Sprache schöpfte, waren englische Prosaiker und Dichter. Man konnte kein gebildeter Amerikaner werden, ohne mit der englischen Sprache zugleich die Cultur und den Geist des alten Heimatlandes in vollen Strömen in sich aufzunehmen.

Die Literatur Nordamerika's blieb daher in Abhängigkeit von den noch unerreichten englischen Vorbildern. Durch sein treffliches Schulwesen, seine ununterbrochene wissenschaftliche Tradition, seine noch immer rüstig fortschreitende Kunstentwicklung und seine ausgebildete Kritik war England der jungen Nation um Jahrhunderte ruhiger Geistesarbeit voraus und somit der naturgemäße Kunst-

richter ihrer Literatur und ihr Vermittler für die Schätze europäischer Bildung.

Diese geistige Abhängigkeit und geschichtliche Zugehörigkeit war indes für den amerikanischen Genius nicht nur keine hemmende Fessel, sondern wie es mit naturgemäßen Abhängigkeitsverhältnissen meistens der Fall zu sein pflegt, eine mächtige, jeden wahren Fortschritt fördernde Schwinge. War doch die englische Sprache selbst der Hauptschlüssel des Weltverkehrs, die neue Weltsprache, welche Amerika sowohl mit den britischen Inseln als mit den britischen Kolonien heimatlich verknüpfte. Den Wortschatz der germanischen und romanischen Sprachen in glücklicher Mischung vereinigend, einfach und gelenkig, kraftvoll und reich, eigenartig und doch überaus anpassungsfähig, hatte das Englische schon im 16. und 17. Jahrhundert eine solche Ausbildung und Vollendung gewonnen, daß die Schriftsteller jener Zeit theilweise, ihre Nachfolger meist vollständig ein lebendiges Gemeingut der Nation bleiben konnten. Und welche Schätze von Poesie schloß diese Literatur ein! Und mit welch reichhaltiger, anziehender, großartiger Geschichte hing diese Literatur hinwieder zusammen! „Man sieht aber auch, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu theil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth!“ So meinte Göthe, als er in seinen alten Tagen die Romane Walter Scotts las. Er hat hierin der deutschen Geschichte ganz gewiß unrecht gethan und nicht genug bedacht, daß es erst die furchtbare Umwälzung des 16. Jahrhunderts war, welche mit der religiösen und politischen Einheit des alten Deutschland den Garten seiner Poesie zerstörte, den Zusammenhang mit der großen, poetischen Vergangenheit lähmend unterbrach und deren Verständniß für einen großen Theil der Nation fast gänzlich verschloß. Aber ebenso gewiß ist auch, daß die englische Literatur ihre naturgemäße Entwicklung zumeist dem Umstande dankt, daß ungeachtet der Glaubensänderung die geschichtliche und nationale Verbindung mit dem katholischen Mittelalter in Staat und Fa-

milie, Sitte und Brauch, Recht und Verfassung, Anschauungsweise, Kunst und Sprache großentheils erhalten blieb. Diese Verbindung erschloß dem Genius Walter Scotts die tiefsten Schachte vaterländischer Poesie und ließ ihn in allen Kreisen der drei Königreiche begeisterte Leser finden. Sie weckte Moore's irische Harfe und verschaffte der Klage Erins Liebe und Theilnahme bei seinem protestantischen Unterdrücker. Hier wurzelten Coleridge's naturwüchsige Balladen und Wordsworths feine Kunstpoesie. Southey verliebte sich so in die Glückseligkeiten alter Zeit, daß Macaulay sich genöthigt sah, die moderne Industrie gegen seine zürnenden Rhapsodien in Schutz zu nehmen. Selbst Byron, der wilde, in sich zerrissene Sänger des modernen Weltgeistes, konnte sich dem Zauber der angelsächsischen Familie und des christlichen Nationalgeistes nicht ganz entreißen. Wie riesiges Wetterleuchten zuckte der Widerschein Shakespeare's und katholischer Dichtung durch den wirren Traum seiner Phantasien, und auf der unsteten Flucht vor seinem bessern Ich verfolgen ihn überall die ehrwürdigen Erinnerungen von Newstead-Abbey.

Wie ein trautes, heimisches Lied drangen die Werke dieser Dichter nach Amerika und lenkten Herz und Blick zurück zu dem poetischen Herd der alten Heimat. Sie bezeugten, daß das heilige Feuer dort noch nicht erloschen, daß die Kraft des angelsächsischen Genius noch nicht versiegt, der Reichthum seiner Sprache noch nicht erschöpft sei. Sie gemahnten aber auch den Amerikaner, seine Nationalpoesie auf dem Boden seiner eigenen geschichtlichen Vergangenheit zu bauen. Sie zeigten ihm Formen, Farben und Mittel, um die poetischen Schätze der neuen Welt zu englischen und doch wieder echt amerikanischen Kunstwerken zu gestalten. Sie forderten nicht so sehr zur Nachahmung auf, als zum schönen, ehrenvollen Wettkampf.

Unter den kleineren poetischen Göttern fehlte es nun zwar nicht an solchen, die sich auf diesen edeln Wettkampf nicht einlassen wollten, sondern im blinden Freiheitseifer nach einer möglichst uramerikanischen Poesie herumtappten; aber gerade die größten Ta-

lente Amerika's erhoben sich über diesen mit Unfruchtbarkeit geschlagenen Dünkel und suchten die amerikanische Literatur im Anschluß an die englische weiterzubilden. Bryant folgte den Formen und Ideen Miltons, Washington Irving schloß sich an Addison an, Fenimore Cooper an Walter Scott. Ohne zum Nachahmer herabzusinken, ward Cooper ein zweiter Walter Scott, in Stoff, Formen und Farben von diesem unterschieden. Washington Irving aber bestand den Wettkampf so glänzend, daß Byron ihn als den feinsten englischen Prosaiker seiner Zeit ansah.

Das Hauptverdienst, die amerikanische Literatur auf diese naturgemäße Bahn gebracht zu haben, gebührt diesem Schriftsteller, der es nicht scheute, selbst längere Zeit völlig zum Engländer zu werden, um sich eine vollendete Herrschaft über die Sprache seiner ältern Heimat zu erwerben. Er führte Bryants Werke in England ein und eröffnete als Freund Walter Scotts den unabsehbaren Zug amerikanischer Wanderer, die nach seinem Beispiel in England die Quelle angelsächsischer Bildung persönlich aufsuchten und studirten.

Diesem großen Verdienste, die englische Sprache in ihrer ganzen Reinheit und Fülle für Amerika erobert zu haben, gesellte Washington Irving das zweite hinzu, die amerikanische Literatur, dem kosmopolitischen Charakter der Nation entsprechend, auch mit anderen Quellen europäischer Bildung in Berührung zu setzen. So romanhaft auch seine Geschichte des Columbus und der Eroberung von Granada gehalten ist, sie half, ähnlich wie Walter Scotts Romane in England, jenen undurchdringlichen Wall niederreißen, durch den der Puritanismus sich gegen alle Erinnerungen des Katholicismus, gegen alle Einflüsse katholischer Nationen, gegen jede Berührung mit dem „Götzendienst“ des Mittelalters abzusperren suchte. Er erweckte freilich keine Lust und Liebe zum Katholicismus, aber er erregte Neugier und das Verlangen, den romantischen Zauber des schönen Südens, seine Geschichte und Poesie, seinen Geist und seine Kunst näher kennen zu lernen. Die Wunder der Alhambra wurden durch ihn gleichsam Wegweiser zu den

Kathedralen Spaniens und Italiens, Columbus ein Führer zurück in die alte Welt, zu Calderon und Lope, zu Dante und Petrarca, zu Camoens und den Provençalen. Der Pfad war geebnet; das amerikanische Ohr ward duldsam genug, um katholische Namen, Dichtungen, Ideen ohne Wuthanfälle anzuhören. Der Pilger konnte erscheinen, der von der katholischen Poesie all jener Länder erzählen und dem Dichterfürsten Dante das amerikanische Bürgerrecht verleihen sollte — Heinrich Wadsworth Longfellow.

2. Jugendgedichte.

1820—1826.

Maine, Longfellows engere Heimat, wurde erst, als er ein Knabe von 13 Jahren war, zu einem selbständigen Staate; zur Zeit seiner Geburt, 27. Februar 1807, gehörte sie noch zu Massachusetts, d. h. zu dem eigentlichen Vaterlande amerikanischer Unduldsamkeit. Mütterlicherseits stammt Henry Longfellow von einem der berühmten Pilgerväter ab, von John Aldcn, welcher, der Pilgersage nach, als der erste aus der „Maiblume" ans Land gestiegen war; väterlicherseits von Wilhelm Longfellow, einem englischen Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Massachusetts übersiedelte. Der Vater unseres Dichters war Rechtsgelehrter und zeitweilig (1822—1824) Congreßmitglied, wegen seiner tüchtigen Fachkenntnisse und seines unbescholtenen Charakters allgemein geachtet, als wackerer Rathgeber und feingebildeter Gesellschafter eben so sehr beliebt. Er hieß im Volksmund nur der „honest lawyer" — der wackere Advokat. Die Mutter, Zilpah Wadsworth, eine Tochter des Generals Peleg Wadsworth, war eine durch Schönheit und feinere Bildung wie durch Religiosität und Herzensgüte gleich ausgezeichnete Frau. Sie besaß ein tiefes Naturgefühl und große Vorliebe für Musik und Poesie, doch ohne jegliche Ueberschwänglichkeit, in ihrem stillen Kreise die einfachste, anspruchloseste Hausfrau, stets thätig und freudig, liebevoll gegen jedermann, bei allen Prüfungen und Sorgen immer guten Muthes, geduldig und gottergeben, mildthätig gegen die Armen, eine treue Gattin und zärtliche Mutter. Den Gottesdienst besuchte sie fleißig, las dazu häufig in der Bibel, besonders die Psalmen, und ver-

einigte jeden Sonntag Nachmittag ihre Kinder um sich, um mit ihnen aus der großen Familienbibel zu lesen, ihnen die Bilder derselben zu erklären und an das Familienregister, das zwischen dem Alten und Neuen Testamente stand, ihre Erzählungen und Erinnerungen zu knüpfen. Des Abends wurden dann aus dem Kirchengesangbuch beliebte alte Lieder gesungen.

Der alte starre Calvinismus war um jene Zeit in der Stadt Portland schon ziemlich gebrochen und hatte freieren religiösen Ansichten Platz gemacht, den Anfängen jenes Unitarismus, welcher in den nächsten Jahrzehnten an William Ellery Channing seinen bedeutendsten Lehrer und Bannerträger erhielt. Stephan Longfellow war selbst in seinen Jugendjahren Mitschüler und Freund dieses Mannes, theilte seine freisinnigen religiösen Anschauungen und trug wahrscheinlich mit dazu bei, daß die Kirchgemeinde von Portland die schroffsten Forderungen des Puritanismus aufgab. So wenig wie Channing war er jedoch irreligiös, sondern hielt auf Religion, religiösen Ernst, praktische Gottes- und Menschenliebe, im Grunde auch auf das Christenthum, ohne sich indes über dessen dogmatischen Gehalt und kirchliche Gestaltung eingehender zu bekümmern. So kam es, daß die Kinder eine durchaus ernst-religiöse Richtung erhielten, aber keinen klaren, gründlichen Unterricht über Wesen, Lehren und Forderungen des Christenthums. Eine tiefe Verehrung für dasselbe pflanzte sich immerhin ihren jugendlichen Herzen ein, innig verwachsen mit den freundlichen Erinnerungen der Kindheit und nachhaltig einwirkend auf ihre ganze weitere Entwicklung.

Es ist gewissermaßen charakteristisch, daß Henry zu seinem Namen jenen der Mutter — Wadsworth — führte. Er schlug mehr der Mutter, als dem Vater nach, ein stiller, sinniger Knabe, zart und voll Gemüth.

„Er war ein sehr schöner Knabe," erzählt einer seiner Mitschüler an der Portland Academy, wo er schon mit sechs Jahren (1813) Latein zu lernen begann, „er hatte etwas Zurückgezogenes, aber nichts Verschlossenes; seine Offenheit gewann jeden beim ersten Blick. Er sah einem geradezu ins Gesicht. Seine Augen

waren voll Ausdruck, und es war, als könnte man bis auf den Grund sehen, wie bei einer hellen Quelle. Er hatte keinen Spaß an rohen Spielen, aber er badete gern in einer kleinen Bucht bei Deerings Oaks; er lief auch wohl durch den Wald mit einer Flinte, aber das war meist nur auf Antrieb von anderen; er selbst zog es vor, unter einen Baum zu liegen und zu lesen ... Er war gedankenvoll, aber gar nicht melancholisch, und der Mollschlüssel, auf den so viele seiner Verse gestimmt sind, und der Anflug von Trauer, den sein Wesen in späteren Jahren trug, rührte von dem ersten großen Kummer her, der ihn traf und der dann durch weitere Prüfungen noch tiefer in die Seele eingegraben wurde."

Auch von anderen wird er ähnlich geschildert, als ein zarter, schmächtiger Knabe mit blauen Augen, kastanienbraunem Haar und frischen, rothen Wangen, lebendig, munter, tieffühlend, gutherzig, liebenswürdig, die Freude des ganzen Hauses. Die Mutter fand ihn äußerst gewissenhaft und folgsam, die Schwester hob seine Wahrhaftigkeit, seinen Edelmuth und ein tiefes Rechtsgefühl hervor. Er liebte Ordnung und Reinlichkeit, war fleißig und ausdauernd und voll Eifer, zu lernen. An den gewöhnlichen Spielen, an Ball, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen hatte er Freude; aber der Jagd konnte er keinen Genuß abgewinnen. Als er einmal ein Rothkehlchen geschossen, kam er weinend und ganz trostlos nach Haus und wollte nie mehr auf die Jagd. Für seine frühzeitige Leselust bot die ausgewählte Bibliothek seines Vaters vieles Schöne. Am meisten zog ihn Washington Irving an.

„Jeder Leser", so erzählt er selbst, „hat sein erstes Buch, ich will sagen, ein Buch, das von allen in früherer Jugend zuerst seine Phantasie bezaubert und zugleich das Verlangen seines Geistes weckt und befriedigt. Mir war dieses erste Buch das Skizzenbuch Washington Irvings. Ich war Schulknabe, als es erschien, und las jede folgende Nummer mit wachsender Bewunderung und Freude, bezaubert von seinem gewinnenden Humor, seiner melancholischen Zartheit, seinem Hauche von Träumerei — ja selbst von den graubraunen Deckblättern, den schattirten Buchstaben des Titels und

den schönen, klaren Lettern, welche ein äußeres Symbol seines Stiles zu sein schienen. — Wie manche entzückende Bücher hat derselbe Schriftsteller uns geschenkt! . . . Noch jetzt ist für mich der Zauber des Skizzenbuches nicht gebrochen; die alte Anziehungskraft lebt noch fort, und so oft ich es aufschlage, öffne ich die geheimnißvolle Thüre, die mich in die Märchenstube der Jugend zurückführt."

An Gesellschaft fehlte es dem Kleinen nicht. Er hatte vier Brüder und vier Schwestern. Mit drei Jahren wurde er schon in die Kinderschule einer gewissen Mrs. Fellows gethan, um buchstabiren zu lernen; mit fünf Jahren wurde er an die öffentliche Elementarschule versetzt, an der er aber nur eine Woche blieb, weil er mit den anderen, wilden Knaben nicht auskam. Nach kurzem Verweilen in einer Privatschule gelangte er dann 1812 an die Portland Academy, deren Lehrer Carter sehr mit seinen Fortschritten zufrieden war.

Longfellow war erst 13 Jahre alt, als sein erstes Gedicht in der „Portland Gazette" vom 17. November 1820 gedruckt erschien. Bei einem Ferienaufenthalt hatte er „Lovell's Pond" gesehen, einen der vielen kleinen Seen von Maine, an welchem einst in den Kämpfen zwischen den Indianern und den Kolonisten von Neu-England eine Schlacht geschlagen worden war. Diese regte die Phantasie des jungen Poeten zu folgender Leistung an, deren Vorzüge und Schwächen sich nur annähernd in einer Uebersetzung wiedergeben lassen:

The Battle of Lovell's Pond.

Cold, cold is the north-wind and rude is the blast
That sweeps like a hurricane loudly and fast,
As it moans through the tall waving pines lone and drear,
Sighs a requiem sad o'er the warrior's bier.

The war-whoop is still, and the savage's yell
Has sunk into silence along the wild dell;
The din of the battle, the tumult, is o'er
And the war-clarion's voice is now heard no more.

The warriors that fought for their country — and bled,
Have sunk to their rest; the damp earth is their bed;
No stone tells the place, where their ashes repose,
Nor points out the spot from the graves of their foes.

They died in their glory, surrounded by fame,
And Victory's loud trump their death did proclaim;
They are dead; but they live in each Patriot's breast
And their names are engraven on honour's bright crest.

Henry.

Die Schlacht bei Lovell's Pond.

Kalt, kalt ist der Nordwind und rauh ist sein Weh'n,
Das wie ein Orkan saust durch Thäler und Höh'n,
Das in einsamen Tannen wie Klagelaut stöhnt,
Am Sarge des Kriegers sein Requiem tönt.

Verstummt ist der Schlachtruf; der Wilden Geschrei
Den Waldrand entlang ist verschollen, vorbei.
Vorbei ist Getümmel, Gewoge und Wehr,
Und die Stimme des Schlachthorns hört man nicht mehr.

Der Krieger, der für die Heimat sein Blut
Geopfert, im feuchten Boden jetzt ruht.
Kein Stein zeigt den Platz, der die Asche umfängt,
Noch die Gräber der Feinde, die sie bedrängt.

Sie starben in Ehren, Ruhm war ihr Lohn.
Des Sieges Trompete gab Kunde davon.
Ob todt auch, im Volksherzen leben sie fort
Und ihr Name gilt ewig als Ehrenwort.

Heinrich.

Es ist merkwürdig, daß schon der 13jährige Knabe in dem Rauschen des Windes an dem einsamen See ein „Requiem“ für die dort ruhenden Krieger und Patrioten zu hören glaubt. Ein Grundton seiner spätern Lyrik ist damit bezeichnet. Aber nicht minder charakteristisch ist die Art und Weise, wie sein erstes Ge=

dicht in die Oeffentlichkeit gelangte. Er erzählte selber später, wie er zitternd und zagend das Manuscript zur Druckerei der Zeitung getragen und in die Briefbüchse geworfen habe. Niemand wußte darum, als eine seiner Schwestern, der er alle seine Geheimnisse anvertraute. Am nächsten Tage schlich er sich wieder zur Druckerei und sah durch die Fenster hinein, ob man am Drucken sei. Er wagte nicht hinein zu gehen und nach dem Schicksal seines Manuscriptes zu fragen. Am dritten Tag erschien die Zeitung. Erwartungsvoll sahen Henry und seine Schwester dem Vater zu, als er das eben angekommene Blatt auffaltete und las; aber er sagte nichts. Erst als er fortgegangen, konnten sich die Kinder überzeugen, daß das Gedicht wirklich gedruckt war. Wirklich gedruckt! Trotz der unglaublichen Freude darüber hielten sie das Schweigen noch weiter. Am Abend besuchte Henry seinen Spielgenossen Friedrich, den Sohn des Richters Mellen. Man saß um den Kamin und sprach von Poesie. Da griff der Richter zu der Zeitung vom Morgen und sagte: „Habt ihr das Stück in der heutigen Nummer gesehen? Steif, ungemein steif; und dazu ist alles entlehnt, Wort für Wort!“ Der arme junge Dichter sank fast in den Boden bei dieser Kritik und machte sich davon, sobald er es unter einem füglichen Vorwande konnte. Es setzte zu Hause im Stillen heiße Thränen ab. Und doch konnte er das Dichten nicht lassen. Von Zeit zu Zeit wanderten neue Gedichte von „Henry“ in die Briefbüchse der Redaction und wurden gedruckt, wie das erste. Nur wenige derselben hat der Dichter später in seine gesammelten „Werke“ aufgenommen. Dieselben tragen durchweg einen muntern, echt jugendlichen und doch edlen, reinen Charakter.

Longfellow gehört nicht zu jenen, welche, gleich Taine, die gesammte Wissenschaft und Kunst auf lauter Kohlen- und Wassergehalt zurückzuführen wissen. „Die Literatur ist eher ein Bild der geistigen Welt, als der materiellen“, sagt er in einer seiner Novellen, „oder nicht? — eher ein Bild des Innern, als des Aeußern. Berge, Seen und Flüsse sind schließlich nur ihre Scenerie und ihre Decorationen, nicht ihre Substanz und ihr Wesen. Nie-

mand wird nothwendig ein großer Dichter werden, weil er neben einem großen Berge lebt. Und wenn er ein Dichter ist, so wird er nicht nothwendig bessere Gedichte machen, als ein anderer, weil er näher am Niagara wohnt . . . Im besten Fall kann Naturscenerie nur dazu dienen, das Genie zu entwickeln.“ In dieser untergeordneten Weise mögen denn auch die bescheidenen Naturschönheiten von Maine, seine freundlichen Hügel und waldigen Berge, seine zahlreichen Seen und seine buchtenreiche Seeküste, die einsamen Farmhäuser und die Märkte, auf denen noch Indianer zu sehen waren, die gemüthliche alte Stadt Portland mit ihrem lebhaften Handel, ihren schönen, von keinem Fabrikqualm geschwärzten Häusern und ihren schattigen Alleen, besonders aber das Vaterhaus am Meeresstrand und der brausende Vater Ocean an der Erziehung des phantasiereichen Knaben mitgewirkt haben. Fast alle diese Bilder, besonders aber das Meer, begegnen uns in seinen späteren Liedern, wie liebe alte Bekannte aus froher Jugendzeit. Das Herdfeuer des stillen Familienkreises und der Strand des weltumspannenden Meeres, die ersten Scenerien seines reich sich entfaltenden Gemüthslebens, zogen als unvergeßliche Jugenderinnerungen mit ihm hinaus ins Leben und gaben seiner Dichtung einen traulichen Vordergrund und eine weite, unermeßliche Perspective.

Die Gedichte, welche Longfellow bis zu seinem 19. Jahre verfaßte und von denen manche damals in Zeitungen veröffentlicht, einige auch später in seine „Werke“ aufgenommen wurden, tragen durchweg einen muntern Charakter. Fröhlich schlägt sein jugendliches Herz dem Naturschönen entgegen; der Wald mit seinen Büschen und Blumen ist seine Bildergalerie, die Vöglein sind seine Genossen. Jubelnd heißt er den ersten Sonnenblick willkommen, der die Blumen weckt, den Baum belebt, die Vögel ruft, den Himmel so klar und wonnig aufthut. Glorreich wie der Einzug ist ihm auch der Auszug des Jahres in der Pracht duftender Früchte, purpurner Blätter und des farbenglühenden Himmels. Und saust der Wintersturm schrill über die schneeige Haide, da klingen und

läuten die Ringe des muntern Schlittschuhläufers fröhlich den Fluß hinab, zu dem alten, knorrigen Eichbaum, der, statt der Waldreben, jetzt blitzende Eiskrystalle trägt. Ueberall in der Natur findet er Stimmen, die zu ihm reden. Der See vertraut ihm an, was er von den Sternen vernommen, und die mächtigen Bäume flüstern ihm die alten Legenden weiter, die der Wind ihnen erzählt hat. Ein gewaltiger Rittersmann ist ihm die Sonne, der jeden Morgen in hochgethürmten Wolken Turnier hält, mit goldener Rüstung aus dem blutigen Felde aufblitzt, die feindlichen Heerhaufen flammend auseinandersprengt und die freudestrahlende Welt sich aufs neue erobert. Indem der junge Sänger das schildert, was ihn in dem Bilderbuche Gottes so freudig anspricht, offenbart er seine eigene Herzensgüte und eine ebenso wahre als edle und kräftige Empfindung. Auch zwei epische Gedichte enthält der kleine Kranz dieser Jugenderzeugnisse. Das eine, „Die Todtenfeier des Minnisink", ist eine Art Seitenstück zu Schillers Nadowessischer Todtenklage, echt dichterisch aufgefaßt, aber noch jugendlich im Ueberwiegen des rein beschreibenden Elementes. Wilhelm von Humboldt, der an dem Schiller'schen Gedichte die Idealität vermißte, würde mit Longfellows Auffassung wohl nicht unzufrieden gewesen sein.

Die Todtenfeier des Minnisink.

Auf sonniger Höh', durchs Waldesdicht
Drang mild des Abends Dämmerlicht,
Und an der Mispel braunem Laub,
In Purpurglut und gold'nem Staub
Glitt nieder in des Waldes Nacht
Der Abendsonne Flammenpracht.

Hoch drüber stieg ein Hügelkranz
Ins duft'ge Blau. Voll mildem Glanz
Ragt eine Wolke, weiß und rein,
Vom Berg ins stille Thal hinein:
Gleich jenen Silberseen sie blinkt,
Wo man im Tod das Leben trinkt.

Ein Todtenmarsch bringt dumpf und schwer
Im Abendwind den Wald daher,
Und eine Schaar im Trauergewand,
Muthigen Herzens, tapferer Hand,
Steigt ernst die Krümmung des Ufers herab:
Sie tragen den Häuptling zu seinem Grab.

Sie singen, wie er im Blumenmond
Noch kräftig in seiner Hütte gethront,
Und wie der Schnee nicht dreißigmal
Sein Haupt umglüht mit mildem Strahl,
Und wie er in des Herbstwinds Spiel
Gleich reifer Frucht vom Stamme fiel.

Von Rehbockshaut ein dunkles Kleid
Bedeckt den Krieger, faltig und weit,
Darunter an todesmüder Brust,
Die Waffen ruh'n, einst seine Lust,
Das Panzergeflecht, so dicht und breit,
Die Kette, aus Perlen und Muscheln gereiht.

Voran der Bahre, in dunklem Haar,
Zieht Klage singend der Mädchen Schaar,
Dahinter, das Herz so trüb und schwer,
Zieh'n traurigen Auges die Greise einher,
Die Besten des Stamms, voll Majestät;
Mit ihnen des Häuptlings Schlachtroß geht.

Mit schwerem Schritt, in wilder Hast,
Ohn' Reiter, Zügel, Zaum und Last,
Der stolzen Kampfesgier beraubt,
Voran der edle Renner schnaubt,
Blickt treuen Auges jeden an:
Ob nirgendwo sein Reitersmann.

Die Leiche sinkt zum Grabesschoß —
Dann binden sie das Streitpferd los —
Ein rascher Pfeil trifft es in's Herz,

Es wiehert auf im Todesschmerz —
Und von dem Grabe schmerzumringt
Der Reiter sich wieder zu Pferde schwingt.

Das andere dieser Jugendgedichte ist dem Andenken des Grafen Casimir Pulawski gewidmet, der im October 1779 bei der Belagerung von Savannah den Heldentod für die amerikanische Freiheit starb. Der junge Dichter nahm jedoch nicht dieses Ereigniß selbst zum Vorwurf, sondern die Weihe des Banners, mit welchem der polnische Held in die Schlacht zog, obwohl er davon nichts wußte, als was er in einer Zeitung gelesen hatte: „Das Banner seiner Legion bestand aus einem rothen Stück Seide, welches die Mährischen Nonnen von Bethlehem in Pennsylvanien gestickt hatten." Diese „Nonnen" waren Herrnhuterinnen, wußten also nichts von Schleiern und Chorgesang, von Altar und Weihrauchfaß. Es hatte gar keine Bannerweihe stattgefunden. Um so merkwürdiger ist es, daß der junge Dichter, ganz in protestantischer Umgebung aufgewachsen, unwillkürlich darauf verfiel, an eine solche Feier zu denken und sich dieselbe völlig in katholischer Weise auszumalen.

Lied der Mährischen Nonnen von Bethlehem bei der Weihe von Pulawski's Banner.

Sanft verglimmt des Tages Licht
In des Chores stiller Feier.
Milder Kerzenschein ergießt
Sich von fern auf weiße Schleier,
Auf das Banner blutig roth,
Das, von Weihrauchduft umschwommen,
Unter Beten am Altar,
Seine Weihe hat bekommen.

Und im Dämmerschein durch das ragende Chor
Dringt lieblich der Nonnen Gesang empor:

„Nimm das Banner! Laß es stolz
Ueber wackern Helden schweben,

Wenn in unsre Sabbatruh'
Störend dringt des Kampfes Leben,
Wenn des Schlachthorns wilder Ruf
Wiederhallt in diesem Thale,
Wenn die Lanze klirrend bricht
An des Reiters Panzerstahle.

„Nimm das Banner! Und wenn wirr
Die Geschosse dich umblitzen:
Wahr' es treu — bis frei wir sind!
Wahr' es treu — Gott wird dich schützen!
Wenn die Prüfungsstunde schlägt,
Wenn die Kräfte dich verlassen,
Pferd und Mann zusammenbricht,
Wird sein Arm dich treu umfassen.

„Nimm das Banner! Wenn zur Nacht
Geisterhaft die Reihen weichen,
Wenn sich der Besiegte beugt,
Schone sein! Laß dich erweichen!
Bei Gelübd', Gebet, Altar,
Fleh'n wir dich, bei Gottes Liebe,
Schone sein — wir lieben ihn!
Schone sein — als wär's dein Leben!

„Nimm das Banner! Und soll je
Dir der Sarg zur Wohnung werden,
Und man unter Trommelschlag
Dich bestatten in der Erden, —
Sei das Banner dein Geschmeid',
Leichentuch und Todtenkleid!"

Der Krieger, er trug das Banner zum Streit:
Es ward sein Sargtuch, sein Leichenkleid.

Man vergleiche mit diesen Stimmungen des ebenso ernsten als lebensfrohen Jünglings einmal die Worte, welche um fast dieselbe Zeit der junge französische Dichter Alfred de Musset im Alter von 17 Jahren schrieb: „Ich langweile mich und bin traurig . . .

Mir fehlt sogar der Muth, zu arbeiten. Was soll ich auch anfangen? . . . Ich bin nicht verliebt, ich thue nichts, mich hält hier nichts fest, ich würde mein ganzes Leben für zwei Pfennige verkaufen, wenn man nicht sterben müßte, um dieses Leben zu verlassen . . . Wenn ich in diesem Augenblick in Paris wäre, so würde ich das, was mir an innig ernsten, anständigen Regungen noch verblieben ist, durch Punsch und Bier auslöschen. Das würde mir eine Erleichterung sein." Der Gegensatz der beiden Jünglinge beleuchtet nicht nur die ungeheure Kluft zwischen angelsächsischer Familienerziehung und französischer Modebildung, sondern auch die mächtige Kraft, welche den jungen, tieffühlenden Amerikaner mitten in der Blütezeit des Weltschmerzes unversehrt über die trüben Wogen emportrug: eine tiefe, echt christliche Religiosität.

Von der Schule oder Academy zu Portland war der neue Mitarbeiter der Portlander Zeitung inzwischen (1822) mit seinem um zwei Jahre ältern Bruder an das Bowdoin College übergetreten, die höhere Hauptschule des erst 1820 von Massachusetts abgetretenen Staates Maine. Neben literarischen Studien betrieb er hier „Philosophie" nach Locke und Stewart, Physik und Chemie. Ueber Locke's Philosophie schrieb er seinem Vater: „Ich finde sie weder besonders schwer noch uninteressant. Ich begann mit dem Entschlusse, sie auf jeden Fall zu lieben, und komme so leicht voran." Ueber Stewarts Philosophie und die Chemie meldet er ein andermal, daß er sie mehr übersehe, als übersehe, und auf eine Lection von 60 Octavseiten gewöhnlich nur zehn Minuten, oft nur fünf verwende. Er blieb seiner Liebe zur Literatur treu, las fleißig Dichter, dichtete selbst und sandte seine Beiträge erst an die „Portland Gazette", dann an das in Philadelphia erscheinende „American Monthly Magazine" und von 1824 an in „The United States Literary Gazette", die in Boston alle 14 Tage erschien und von einem jungen Advokaten, Theophil Parsons, herausgegeben ward. Obwohl für die Gedichte gewöhnlich kein Honorar gegeben wurde, bot der letztere dem 17jährigen Poeten doch „wegen der Schönheit seiner Poesie" und um regelmäßige

Beiträge zu erhalten, ein solches an. Prosa wurde per Columne mit einem Dollar honorirt. So groß die Verlockung war, sich jetzt schon vorzeitig ganz der Publicistik zu widmen, vernachlässigte Longfellow indes seine Studien keineswegs, sondern erwarb sich durch seinen Fleiß die Achtung der Lehrer und Mitschüler. Bradbury, einer der letzteren, schildert ihn folgendermaßen:

„Ich traf ihn zum erstenmale im Herbst 1822, da ich als Gymnasiast in die Klasse eintrat, zu der er gehörte. Da wir beide außerhalb des Collegs und nahe beisammen wohnten, gingen wir oft gemeinschaftlich zur Schule und wieder zurück und wurden gute Bekannte. Er war munter, gesellig und angenehm und immer nobel (gentleman) in seinem Benehmen. Er war immer gleichermaßen liebenswürdig. Er hatte ein glückliches Temperament, frei von Neid und jeder verzehrenden Leidenschaft und Laster. Was sein Aussehen betrifft, so war seine Gestalt, soweit ich mich erinnern kann, schlank und gerade, seine Gesichtsfarbe hell und zart wie die eines Mädchens, mit einem leichten Roth auf den Wangen, seine Nase eher etwas vorstehend, seine Augen klar und blau, und sein schön gebauter Kopf war von reichem braunem Haar lose umwallt. Er galt im Colleg als einer, der viel und über alles Mögliche las und ganz besonders den Musen zugethan war; doch kam er nie zur Schule ohne gründliche Vorbereitung. Soviel ich weiß, hatte er mehr Mühe, die schwierigen Aufgaben der höhern Zweige der Mathematik zu meistern, als sonst in irgend einem andern Studienzweig. In seiner Klasse herrschte ein reger Wetteifer und ein gewaltiger Kampf, es den anderen in den Studien zuvorzuthun. Longfellow behauptete dabei seinen ansehnlichen Platz."

Von seinen Mitschülern erlangten später mehrere einen bedeutenden Namen, John S. C. Abbot als Popularhistoriker, J. W. Bradlay als Jurist und Politiker, G. B. Cheever als einer der Hauptführer im Kampfe um die Sklavenemancipation und Nathanael Hawthorne als Novellist.

Als ein bemerkenswerther Zug mag es gelten, daß Longfellow schon um diese Zeit sich sehr für die amerikanischen Indianer in-

teressirte und in seiner Theilnahme für sie gar sehr von den hergebrachten Anschauungen abwich. Als er Heckwelders Werk über die Indianer in Pennsylvanien gelesen hatte, schrieb er an seine Mutter:

„Es erhellt aus diesem Berichte über sie und ihre Sitten (und ich sehe nicht, weshalb ich ihn nicht als richtig betrachten sollte, da Heckwelder den größern Theil eines langen Lebens unter den Indianern zugebracht hat), daß sie eine Rasse sind, die Großherzigkeit, Edelsinn, Wohlwollen und eine reine Religion ohne Heuchelei besitzt. Das mag paradox scheinen, aber dennoch halte ich es für wahr. Sie sind von den Weißen, in Wort und That, höchst barbarisch mißhandelt worden. Welches Ohr hat nicht tausendmal von ihren Greueln gehört, während die Weißen, welche ihre Grausamkeit zu größerer Grausamkeit, ihre Barbarei zur Rache aufhetzten, ihre Verbrechen in aller Welt ausschrieen und dem Himmel danken, daß sie nicht wie diese Heiden sind?“

Als die Schulzeit im Bowdoin College sich ihrem Ende zuneigte, erklärte der junge Dichter seinem Vater unverhohlen, daß er sich weder zur Rechtswissenschaft noch zur Theologie oder Medicin hingezogen fühle, sondern am liebsten noch ein Jahr in Cambridge Geschichte und Literatur studiren möchte: er hoffe, sich durch literarische Arbeiten selbst die nöthigen Mittel dazu zu beschaffen.

„Es ist nun einmal so — und ich will es nicht im mindesten verbergen; denn ich glaube, ich darf nicht — ich sehne mich leidenschaftlich darnach, mich künftig in der Literatur auszuzeichnen, meine ganze Seele glüht darnach und jeder irdische Gedanke zielt auf diesen Mittelpunkt. Es mag etwas Träumerisches hierin liegen, aber ich schmeichle mir, Klugheit genug zu besitzen, um meine Begeisterung nicht durch Uebereilung von der Erreichung ihres Zieles abzubringen. Gewiß war für die Bethätigung literarischen Talents in unserem Heimatlande nie eine günstigere Gelegenheit, als sie jetzt dargeboten wird. Wohl haben die meisten unserer literarischen Größen bis dahin die Literatur nicht als eigentlichen Beruf betrieben, ehe sie zuvor Theologie, Recht oder Medicin studirt und

prakticirt hatten. Aber das ist offenbar verlorene Zeit. Ich glaube, wir müssen mehr Gewicht auf die Ansicht der Philosophen legen, ‚daß nur die Natur einen Menschen zu einer Wissenschaft befähigen kann'."

Den Gedanken des Vaters an die juristische Laufbahn wies er deshalb zwar ehrerbietig, aber ebenso entschieden zurück. Auch zur Theologie fühlte er sich nicht berufen. Einem Freunde, der ihn darauf hingelenkt, schrieb er:

„Das Studium der Theologie habe ich allzeit mit der größten Ehrfurcht betrachtet; und ich kann nicht wünschen, einen so schönen Weinberg zu betreten — mag die Ernte noch so groß und mögen der Arbeiter noch so wenige sein —, so lange ich nicht überzeugt bin, daß durch meine Sorge der heilige Weinstock mehr blühen und seine Zweige größere Frucht tragen werden. Die Menschen haben in der That einen Schleier des Geheimnisses über diesen schönen Gegenstand geworfen und haben es dem Erdenpilger schwer gemacht, im Lichte und in der Freiheit der Religion zu wandern. Ich bin sicher, menschliche Systeme haben viel gethan, um den wahren Geist der Andacht zu ertödten und die Religion zu einer bloßen Sache der Speculation zu machen. Wäre es nicht besser für die Menschheit, wenn wir sie als eine freundliche, gesellige Begleiterin betrachteten, uns zugetheilt, um uns von der Kindheit durchs Leben bis zum Grabe zu leiten und uns hier wie im Jenseits glücklicher zu machen; nicht aber als eine strenge, ewig tadelnde Schulmeisterin, an die wir uns aus lauter Verzweiflung anklammern müssen, weil wir sonst nichts mehr auf Erden haben, an das wir uns anklammern können?

„Meine Ansicht ist, wenn die Religion uns eine Wohlthat werden soll, so muß sie mit unseren Anschauungen und Gefühlen aufs innigste verwachsen und sich in jeder Hinsicht mit unserer Glückseligkeit identificiren. Und deshalb liebe ich jene Auffassung des Christenthums, welche uns in demselben einen freundlichen, liebreichen Freund zeigt und seinen Gedanken eine edle, freisinnige Wendung gibt. Menschliche Lehren sind lange als Lehren einer

unendlich höhern Auctorität gelehrt worden; und viele sind auf die Ansicht geführt worden, daß der Glaube ohne Werke ein thätiges und rettendes Princip sei. Obwohl das meine Ansichten über diesen Gegenstand sind und ich glaube, daß sie mit den Ihrigen übereinstimmen werden, bin ich doch nicht gewillt, mich der Theologie zu widmen. Ich werde mich ernstlich bemühen, noch ein Jahr in Cambridge zu studiren, bevor ich über mein künftiges Leben einen Entschluß fasse."

Nach wiederholtem Austausch der beiderseitigen Wünsche kam es zwischen Vater und Sohn zu freundlicher Vereinbarung. Henry erklärte sich bereit, nach dem Wunsche des Vaters Jura zu studiren, um auf jeden Fall sich eine solide Lebensstellung zu sichern. Der Vater seinerseits ging auf seinen Wunsch ein, ihm vorher noch ein Jahr für literarische Studien in Cambridge zu gewähren. Im Juli 1825 fand die Schlußprüfung im Bowdoin College statt. Henry wurde der vierte unter 38 Schülern und hatte bei der Schlußfeier eine der üblichen Schulreden zu halten. Er wollte zuerst über das Leben und die Werke Chattertons reden, besann sich aber anders und sprach „über unsere nationalen Schriftsteller" — sieben Minuten lang. Er zählte jetzt nicht ganz 18 Jahre.

Das Compromiß zwischen Vater und Sohn wurde inzwischen durch eine unerwartete Wendung durchkreuzt. Frau Bowdoin, deren Mann zu Ehren das Collegium seinen Namen trug, hatte 1000 Dollars für eine Professur der neueren Sprachen an demselben gestiftet, und obwohl der Staat weitere Unterstützung versagte, hatte der Verwaltungsausschuß die Errichtung der Professur beschlossen. Mr. Benjamin Orr, ein Mitglied desselben, hatte sich für die Uebersetzung einer Horaz'schen Ode von Longfellow so begeistert, daß er ohne weiteres den achtzehnjährigen Abiturienten als Professor vorschlug und aufs wärmste anempfahl. Vater Longfellow, der ebenfalls Mitglied des Ausschusses war, brachte diese unerwartete Neuigkeit mit nach Hause, zugleich mit der Nachricht, daß Henry erst zu weiterer Ausbildung Europa bereisen und dann die Professur übernehmen sollte. Mit Jubel nahm der

junge Literaturfreund diese Wendung auf. Da es jedoch für die Seereise schon etwas spät geworden war, blieb er den Winter über noch zu Hause, studirte dem Vater zuliebe privatim etwas Jura nach Blackstone und fuhr fort, literarische Beiträge an die Zeitung zu liefern. Ende März 1826 begannen dann die Vorbereitungen zur Reise, und Ende April wanderte er über Boston nach New-York, um von dort nach der alten Welt zu fahren. In Boston hörte er Channing, den berühmtesten Theologen Amerika's, predigen und ward von George Ticknor, Professor der Literatur am Harvard College, zu Tafel geladen. Ja, letzterer nahm ihn nicht nur selbst mit der herzlichsten Freundlichkeit auf, sondern versah ihn auch mit Empfehlungsschreiben an Washington Irving, der sich damals in Madrid aufhielt, an den englischen Dichter Southey und an den gefeierten Orientalisten und Literaturhistoriker Joh. Gottfr. Eichhorn in Göttingen. Auf ein Jahr in Göttingen legte Ticknor das meiste Gewicht. Doch das Herz des jugendlichen Dichters war, bei aller Verehrung für Bibliotheken und verdienstvolle Professoren, doch mehr auf die Herrlichkeit der Kunst und Natur im Süden Europa's gerichtet, von dem er schon in der Schule so viel und oft geträumt.

„Leb wohl", schrieb ihm die treue Mutter nach New-York, „mein lieber Sohn; möge Gott mit Dir sein und Dir Glück verleihen; mögest Du festhalten an Deiner Unschuld und die Reinheit des Herzens bewahren, welche Dich Deinen Freunden so liebwerth gemacht hat. Mir ist, als gingest Du tausend Gefahren entgegen."

„Hüte Dich," so mahnte ihn der Vater, „irgendwie an der Opposition gegen Religion und Politik in den Ländern theilzunehmen, in welchen Du Dich aufhältst, das sind Lokalfragen, in welche sich zu mischen kein Fremder ein Recht hat. Ich möchte Dir noch tausend Dinge sagen, aber die Postzeit drängt. Auf allen Deinen Wegen gedenke Gottes, dessen Macht Dich erschaffen hat, dessen Güte Dich erhält und schirmt."

3. Die erste Wanderschaft und das erste Buch. Coplas de Manrique.

1826—1835.

Ueber die erste Europafahrt des neunzehnjährigen Poeten liegt uns ein doppelter Bericht vor: eine Anzahl vertraulicher Briefe, welche er auf der Reise selbst an Eltern, Geschwister und Freunde richtete, und ein Band Reiseskizzen, welche er sechs Jahre nach der Rückkehr als sein erstes größeres Prosawerk veröffentlichte. So sehr diese Skizzen auch noch stellenweise die volle Frische und Poesie des ersten jugendlichen Eindrucks besitzen, so tragen sie ebenso wenig als Göthe's italienische Reise den vollen Charakter der Unmittelbarkeit. In biographischer Hinsicht bezeichnen sie im allgemeinen die Grundstimmung und Grundrichtung des poetischen Wandersmannes, aber nicht das Einzelne und Concrete, wie es erst nach seinem Tode durch die Briefe bekannt geworden. Durch die Prosa der letzteren wird übrigens die Poesie der Skizzen keineswegs herabgestimmt, sondern vielfach gehoben. Es waltet darin der Hauch eines freundlichen, unschuldigen Jugendgemüths, das mit unsäglicher Freude das bunte Weltschauspiel der merkwürdigsten Völker und Länder an sich vorüberziehen sieht, aber auch die Festigkeit eines schon männlichen Charakters, der unbefangen mancherlei Gefahren durchschreitet und bei aller Vielseitigkeit der Studien treu sein Ziel verfolgt.

„Es ist wahr, Heinrich," schreibt ihm die Mutter nach Paris, „Deine Eltern haben ein großes Vertrauen in Deine Redlichkeit und in jene Reinheit der Seele, welche, sobald sie mit irgend etwas Lasterhaftem oder Unwürdigem in Berührung kommt, sich sofort beunruhigt fühlt. Wir haben Vertrauen, aber Du mußt vorsichtig und wachsam sein."

„Für mich“, erwiederte er, „ist eine Zeile von meiner Mutter wirksamer, als alle Homilien, welche in den Fasten gepredigt werden; ich finde einen größern Antrieb zur Tugend schon darin, daß ich bloß auf Deine Handschrift schaue, als in ganzen Bänden von Pflichtenlehren und moralischen Reden. Wahrhaftig, es gibt kein Buch, in welchem ich mit größerem Interesse und Vortheil lese, als in Deinen Briefen.“

Nach der glücklich ruhigen, aber auch einförmig langweiligen Seereise von New-York nach Havre übte der erste Anblick des europäischen Festlandes einen unbeschreiblichen Zauber auf den jungen Amerikaner aus. Alles war ihm neu und merkwürdig, die Bauart der Häuser, die Volkstrachten, die Volkssitten, Sprache und Leben. Die Kathedrale von Rouen, das erste große gotische Bauwerk, das er sah, riß ihn zur mächtigsten Bewunderung und Andacht hin. Und nun vollends „das große Babylon der modernen Zeiten“, wie er Paris nennt, die vielen geschichtlichen Denkwürdigkeiten, die Kirchen, Paläste, Sammlungen, Theater, das bunte Leben und Treiben der Boulevards, der Prunk der hohen Welt und die stets unersättliche Vergnügungslust der geistreichen Pariser. Er hatte sich eingebildet, schon etwas Französisch zu verstehen; als er ankam, überzeugte er sich aber bald, daß es damit nicht weit her war, ja er hatte Mühe, sich die Sprache und Aussprache ordentlich anzueignen. Während der heißen Sommermonate zog er sich nach Auteuil zurück, um dort ungestörter studiren zu können. Im September kam er wieder nach Paris, des Glaubens, daß er um diese Zeit schon Vorlesungen hören könnte. Da diese aber erst im November begannen, machte er einen Ausflug nach Orléans, Blois und Tours, Vendôme und Chartres. In Paris lernte er den General Lafayette persönlich kennen, der seine Neigung für Amerika bewahrt hatte und öfters Amerikaner zur Tafel zog. Durch ihn kam Longfellow mit dem Novellisten Cooper und mit mehreren französischen Literaten in Berührung. Im Februar 1827 glaubte er des Französischen ziemlich mächtig zu sein, und obwohl ihm sein Vater vor allem das Studium des Deutschen anempfahl,

wandte er sich doch zunächst dem Italienischen zu, blieb aber auch diesem nicht treu, sondern reiste Ende Februar nach Spanien ab. Der Abschied von Frankreich fiel ihm nicht schwer. Ueber vieles fand er sich enttäuscht. Er war auf viel mehr Schwierigkeiten gestoßen, als er sich geträumt hatte, und klagte über die mannigfachen Verlegenheiten, denen er kaum entronnen. Die Franzosen fand er lange nicht so leichtsinnig, lustig und leichtlebig, als er sich vorgestellt. Er theilte mit vielen das Vorgefühl, daß abermals eine Revolution herandämmere.

„Es muß sonderbar erscheinen," so schreibt er seinem Vater, „aber es ist so: trotz der furchtbaren und blutigen Erfahrungen der großen Revolution und trotz der erschütternden Warnung, welche dieselbe beständig den Ohren der Regenten zudonnert, arbeitet die Regierung mit aller Gewalt daran, den Geist der Nation wieder festzuketten und sucht mit der kühnsten Unverschämtheit ihre Denkfreiheit einzuschränken, indem sie die Preßfreiheit beschränkt. Das kommt von der düstern und gefährlichen Politik der Priester her. Die Jesuiten regieren den Geist des schwachen, gutherzigen Königs. Denk Dir, mit wie großen Schritten eine Nation in die dunklen Zeiten zurückgeht, wenn ein Drucker öffentlich verfolgt wird, weil er die moralischen Vorschriften der Evangelisten ohne die Wunder gedruckt hat. Der sogen. Gesetzesentwurf über Preßfreiheit, jetzt in voller Debatte bei den zwei Häusern der Nationalregierung, der Pairs- und Deputirtenkammer, erweckt überall das lebhafteste Interesse, und ich habe manchen Franzosen gesehen, der, davon sprechend, tief den Kopf schüttelte, mit den Achseln zuckte und seufzend ausrief: Ah, mon Dieu! Eine neue Revolution!"

In Spanien war die Prosa der Zeit- und Weltläufte bald vergessen. Der Poet athmete auf. Er glaubte da — und zwar zu seinem größten Vergnügen — um zwei Jahrhunderte in der Weltgeschichte rückwärts zu kommen. Ganz derselbe Charakter! Dieselben Wagen und Kleidungen, wie auf den alten Kupfern im Gil Blas und Don Quijote, dieselben Lederwämser, kurzen Hosen und sonderbaren Fuhrwerke! Die Reise war gar nicht so gefährlich, wie man sie

ihm ausgemalt. Ohne jegliches Räuberabenteuer, aber nicht ohne vielerlei Ergötzlichkeit gelangte er von Bordeaux nach Bayonne und dann über Irun, Tolosa, Vittoria und Burgos nach Madrid. Hier traf er einen auserlesenen Kreis von Amerikanern, unter ihnen Washington Irving, der sich gleich aufs herzlichste seiner annahm. Ueber vier Monate verweilte er hier, von Freunden, die Spanien schon kannten, in dessen Leben und Literatur eingeführt. Von Madrid aus besuchte er Segovia und den Escorial und nahm einen zweiwöchentlichen Aufenthalt in dem Dörfchen El Pardillo. Mitte Juli reiste er dann weiter nach Sevilla, Cadiz, Gibraltar, Malaga und Granada. Stadt- und Landleben, Volk und Literatur sprachen ihn ungleich mächtiger an, als es in Frankreich der Fall gewesen. Er fühlte sich ganz wohl und heimisch. Er schwärmte für Spanien. Von dem Wunderbau der Alhambra war er so bezaubert, daß er sich kaum davon trennen mochte. Er blieb fünf Tage in Granada — sie schienen ihm ein ganzes Jahrhundert werth zu sein. Auch mit der äußern Erscheinung des Katholicismus befreundete er sich, obwohl er seine Abneigung gegen dessen dogmatischen Charakter nicht überwand.

„Die religiösen Ceremonien der römisch-katholischen Kirche", schreibt er im Juli 1827 seinem Vater, „werden in Spanien noch mit allem Pomp und aller Umständlichkeit der dunkeln Zeiten gefeiert. Die Spanier sind in ihrem Glauben das gehorsamste Volk in der Welt. Sie glauben, was immer ein Priester ihnen sagt, ohne zu fragen, warum und wozu. Aber gleichzeitig, wie Du leicht daraus abnehmen magst, haben sie so wenig reine Religion, als man auf der ganzen Erdoberfläche finden mag."

Diese Ansicht änderte sich jedoch in Italien, wohin Longfellow am 22. November von Malaga abreiste und wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Im Juni 1828 schrieb er seinem Bruder Stephan:

„Zu Rom ist viel religiöser Aberglaube ... Aber ich bin so lange in römisch-katholischen Ländern gewesen, daß die Mißbräuche in dieser Religion wenig Eindruck auf mich machen. Ihre Principien sind so rein und heilig, als man nur wünschen kann."

In Florenz, wo er Anfang Januar 1828 eintraf, verweilte er nur etwa fünf Wochen und eilte dann weiter nach Rom. Die erhabene Weltstadt machte einen mächtigen Eindruck auf ihn; doch hatte er weder die Ruhe, noch die entsprechende künstlerische Vorbildung, um all die hier vereinten Schätze langsam und einzeln zu studiren. Wanderfroh und schaulustig eilte er bereits im März, nach den Osterfeierlichkeiten, weiter nach Neapel, Ischia, Capri und Sorrent. Nach Rom zurückgekehrt, verweilte er zu lange in der bereits von der Sommerhitze geplagten Stadt, erkrankte schwer und erholte sich nur langsam in der Landluft der Casa Antonina zu Riccia (Ariccia). October und November verweilte er noch in Rom und reiste dann im December über Venedig und Triest nach Wien.

Es sollte nun das deutsche Studienjahr folgen, auf das der Vater so viel Gewicht legte; allein auch jetzt trug die poetische Wanderlust über das eigentliche philiströse Studium den Sieg davon, und gewiß nicht zum Nachtheil des Dichters. Deutsche Bücher konnte er sich nach Amerika nachkommen lassen und deutsche Lehrer für Sprache und Aussprache konnte er allenfalls dort finden; aber die lebendigen Eindrücke seiner Reise konnte ihm weder Buch noch Lehrer ersetzen.

In Wien und Prag hielt er sich nur ein paar Tage auf, in Dresden sechs Wochen. Dann versuchte er sich als Studiosus in Göttingen seßhaft zu machen, aber schon die ersten Frühlingslüfte verlockten ihn wieder zur fröhlichen Wanderschaft an den Rhein und nach London, von wo er im Mai über Holland nach Göttingen zurückkehrte. Jetzt sollte endlich exemplarisch studirt werden. Da keine Vorlesungen über neuere Literaturgeschichte zu haben waren, hörte er Wendt über Naturrecht und Heeren über alte und neuere Geschichte. Daneben plagte er sich redlich mit dem Erlernen des Deutschen. „Mein eifriger Wunsch ist, heimzukommen," so meldet er dem Vater im Mai 1829; „ich würde keinen Augenblick mehr länger bleiben, wäre ich nicht von der Nothwendigkeit überzeugt. Aber das Deutsche ist über alle Maßen schwer; nicht zu lesen — das ist nicht so schwer — aber zu

schreiben. Und man muß schreiben, und correct schreiben können, um es zu lehren. Ich kann nur versprechen, mein Bestes zu thun. Sicher kann ich eine gute Grundlage legen, aber viel mehr kann ich nicht erhoffen."

Stark concentrirte er jedoch seine Thätigkeit nicht. Schon in Dresden beschäftigte er sich mit spanischer Literatur und plante ein nordamerikanisches Skizzenbuch; in Göttingen las er beständig französische, spanische, altenglische Bücher und fing an, seine Reiseskizzen niederzuschreiben. Bereits im Juni rief ihn ein Brief nach Hause; am 11. August 1829 traf er über Paris, London und Liverpool wieder in New-York ein.

Im Bowdoin College war unterdessen der Gedanke aufgetaucht, ihn bloß als Hilfslehrer anzustellen. Als er aber eine solche Stelle entschieden abwies, erhielt er am 1. September die förmliche Ernennung zum Professor der neueren Sprachen mit einem Jahresgehalt von 800 Dollars und zum Bibliothekar mit einem Gehalt von 100 Dollars. Das ließ er sich gefallen und trat sofort sein Amt an. Für die Anfänger übersetzte und veröffentlichte er selbst die französische Grammatik von l'Homond, gab zwei kleine Lesebücher heraus, ein französisches und ein spanisches, und arbeitete diese dann mit seinen Schülern durch. Da sein Amt als Bibliothekar ihm täglich nur eine Stunde kostete und er sich nur sechs Stunden Schlaf gönnte, so blieb ihm neben seinen Klassen noch viel Zeit zu weiterem Studium und literarischen Beschäftigungen übrig. Selbst erst 22 Jahre alt und schon so viel gereist und viel belesen, immer freundlich, anregend, geistreich und poetisch, frei von jedem Anflug von Pedanterie, gewann der neue Lehrer bald die Herzen aller Schüler und auch das Vertrauen der übrigen Professoren. Sein Name zog viele Schüler an. Schon 1830 hatte er eine Klasse von 52 Schülern, die mit großer Liebe und Begeisterung an ihm hingen. „Sein Verkehr mit den Studenten", schreibt einer derselben, „war einfach, offen, derjenige eines Gentleman. Er schmeichelte nicht und stieß nicht ab; er suchte die Popularität nicht auf, ging ihr aber auch nicht aus dem Wege.

Er trieb beständig und mit größtem Eifer spanische und französische Literatur. Er hatte keine Zeit zu vertändeln. Aber immer und ganz offen zeigte er seine Freude, wenn die Schüler mit vernünftigen Fragen über Sprachen, Schriftsteller, Literatur, mittelalterliche und neuere Geschichte zu ihm kamen, besonders über ersteres. Man ging nie ohne Bewunderung von ihm weg, aber auch nie ohne Aufklärung, Hilfe und begeisternde Anregung."

Seine Antrittsrede hielt er erst im Herbst 1830 „über den Ursprung und das Wachsthum der südeuropäischen Sprachen und Literaturen". Mit besonderer Begeisterung verweilte er darin bei der spanischen Balladenpoesie und bei dem tiefreligiösen Zuge, welcher die Poesie der katholischen Völker vor jener der Alten auszeichnet:

„Es ist dieses religiöse Gefühl, — dieser Austausch des Endlichen gegen das Unendliche, dieses beständige Greifen nach den unsichtbaren Dingen einer andern und höhern Welt, welches den Geist der neueren (katholischen) Literatur bezeichnet. Die Alten träumten allerdings von Unsterblichkeit; aber ihr Himmel war ein irdischer Himmel, und das Auge konnte mit einem Blick das sinnliche Paradies der elysäischen Gefilde umspannen, wo der ganze Vorrang der Seele nicht darin bestand, besser zu werden, sondern lediglich darin, länger zu leben. Dem modernen Dichter aber zeigt sich die Welt jenseits des Grabes mit der ganzen Gewalt der Wirklichkeit und doch auch mit dem ganzen Geheimniß eines Traumes. Sie ist dem einen eine glorreiche, dem andern eine erschreckende Gewißheit. Dorthin wendet sich der vertrauensvolle Geist wie zu ‚dem Schatten eines großen Felsens in einem traurigen Land', oder fürchtend, zitternd, zweifelnd bebt er zurück und sehnt sich doch darnach, läugnet und glaubt doch!"

Im Zusammenhange mit dieser Rede und seiner Vorliebe für Spanien und spanische Literatur steht ein Artikel über „die moralische und andächtige Poesie in Spanien" (The Moral and Devotional Poetry in Spain), welchen er in der „North American Review" veröffentlichte. Er citirte darin einige Strophen des spa-

nischen Dichters Don Jorge Manrique. Indem er dann auch die übrigen Strophen übertrug, einige Sonette von Lope de Vega, Aldana und Mendrano übersetzte und der kleinen Sammlung einen Theil des erwähnten Aufsatzes vorsetzte, entstand sein erstes Werk, ein dünnes Bändchen von 90 Seiten [1].

So klein das Büchlein war, so war dieser erste Griff des jungen Dichters in literaturgeschichtlicher Hinsicht, wie für seine eigene poetische Entwicklung, eine entscheidende That. Er setzte sich nicht nur, wie Washington Irving, über die äußeren Vollwerke des protestantischen Vorurtheils hinweg, sondern vertiefte sich in die Poesie des katholischen Spanien, wie wenn sich das von selbst verstände. Irvings Alhambra, Maurenfürsten und schöne Sultaninnen ließ er links liegen und schloß Freundschaft mit den wackeren altspanischen Dichtern, welche einst die Freiheit ihres Landes und ihres Glaubens so tapfer wider den mohammedanischen Eroberer vertheidigt und die leuchtenden Ideale ihres Herzens, Gott, Christus, Glauben, Vaterland, Freiheit und Liebe in den herrlichsten castilianischen Liedern besungen hatten. In Spanien selbst war damals das Bewußtsein jenes Liederschatzes durch die Arbeiten Böhls neu aufgelebt; in England hatte ihn Lockhart (Walter Scotts Schwiegersohn), in Deutschland Dietz, Julius, Böhl u. a. der Vergessenheit entrissen. Longfellow führte einen ihrer besten Repräsentanten, Jorge Manrique († 1479), in die amerikanische Literatur ein. Sehr charakteristisch für ihn ist es, daß er auch bei diesem äußerst fruchtbaren Dichter die ganze Minneständelei bei Seite ließ, um seine Landsleute mit einer Dichtung zu beschenken, in welcher der eigentliche Kerngedanke des spanischen Ritterthums, der christliche Glaubensmuth, so schön und kräftig hervortritt, wie in Dürers Ritter, Tod und Teufel. Es ist ein

[1] Coplas de Don Jorge Manrique, translated from the Spanish with an introductory essay . . . By Henry W. Longfellow, Professor of Modern Languages and Literature in Bowdoin College. Boston. Allen & Ticknor. 1833.

Trauergesang Manrique's auf seinen Vater. Da uns hier nicht der spanische, sondern der amerikanische Dichter beschäftigt, so mögen einige Strophen nach Longfellows Uebersetzung folgen. Manrique hat die Herrlichkeit des castilischen Königshofes unter Johann II. und die Ruhmesthaten seines Vaters Rodrigo in den glänzendsten Farben geschildert. Nun kommt der Tod:

Nachdem so oft, für Wohl und Weh,
Sein Leben er aufs Spiel gesetzt
Zum letzten Wurf,
Nachdem Castiliens Banner er
Im Dienst des königlichen Herrn
So treu gefolgt,

Und so viel Herrliches vollbracht,
Daß keine Chronik und kein Lied
Die Thaten zählt:
Da, auf Ocuña's Felsenschloß
Klopft plötzlich am Portal der Tod,
Und tritt herein,

Und sagt: ‚Herr Ritter, seid bereit,
Zu lassen Sorg' und Müh' der Welt
Mit frohem Aug'.
Laßt waffnen euer ehern' Herz
Sich heute festlich zum Duell,
Zum letzten Streit.

‚Ihr waret so verschwenderisch
Im Feldstreit einst mit Gut und Blut
Für ird'schen Ruhm.
So stählt noch einmal euer Herz.
Denn auf der letzten Wahlstatt laut
Euer Name schallt.

‚Glaubt nicht, der Streit, der jetzt euch naht,
Sei allzu furchtbar. Muthig schaut
Dem Feind' ins Aug'.

Nicht gräme drob sich euer Geist,
Zu scheiden von der Ruhmesbahn
Auf Erden hier.

‚Ein Leben hohen Rufs und Werths
Hat hier auf Erden nicht Bestand,
Ist eitler Schall,
Und übertrifft an Ruhm doch weit
Ein weichlich Sinnenleben, das
Zur Schande führt.

‚Das ew'ge Leben jenseits dort
Kauft euch kein Reichthum, noch so groß,
Kein Rittergut.
Der Liebeständler, und ein Herz,
Von Schuld verdorben, erbet nicht
Die Himmelslust.

‚Der wack're Mönch in enger Zell'
Erwirbt sie sich mit Chorgesang,
Buß' und Gebet;
Und so der Ritter, dessen Arm
Im Kampfe mit der Heidenschaft
Das Banner führt.

‚Ihr, wack'rer Ritter, dessen Hand
So viel des Heidenbluts vergoß
Weit durch das Land,
Im Himmel endlich sollt' empfah'n
Den Lohn ihr eurer Tapferkeit
Und Ritterschaft.

‚Gestärkt durch solches Unterpfand,
Kühn in dem Glauben, den ihr ganz
Und rein bekennt,
Fahrt hin! Fest eure Hoffnung steht;
Das Dritte — bess'res Leben dort,
Ist euch gewiß!'

‚O Tod! Kein Zögern, Zaudern mehr,
Es sehnt mein Geist sich, zu entflieh'n
Und auszuruh'n.
Des Himmels Will' soll meiner sein,
Ich beug' mich dem Befehl des Herrn
Und Gottes Ruf.

‚Ich bin bereit. Es kennt mein Herz
Nicht Widerspruch, Gehorsam nur;
Es seufzet nicht.
Wie eitel wär' es, wollt' ich hier
Verweilen, während Gott gebeut,
Daß ich soll geh'n!

‚O Du, der Du für unf're Schuld
Mensch wurdest, weiltest unter uns
Auf Erden hier,
Und Deine Gottheit hast vermählt
Der armen, menschlichen Natur
In Kindsgestalt.

‚Und also wolltest leiden hier
Furcht, bitt're Qual und Todesnoth
So voll Geduld:
Durch Deine Gnade, Heiland, nur,
Nicht auf mein eigenes Verdienst,
Erbarm' Dich mein!' —

So betete im Tod der Held.
Kein Schatten trübte, kein Gewölk
Den edlen Geist.
Und von den Seinen rings umkniet,
Von treuer Liebe Aug' bewacht,
So sanft und mild

Gab seine Seel' er Dem zurück,
Der sie ihm gab. Gott führ' ihn ein
Zur ew'gen Ruh'!

Ist seines Lebens Sonn' entfloh'n,
Ihr Licht strahlt fort noch unter uns
Hell, segensvoll.

Durch Longfellows Uebersetzung hat diese fromme katholische Elegie des spanischen Troubadours das seltene Glück gehabt, im lichthellen 19. Jahrhundert nicht nur im protestantischen England und Amerika, sondern auch in Indien und Australien herumzukommen, soweit die englische Zunge reicht, — als ein merkwürdiges Document gegen die Verleumdungen, welche der Protestantismus dem katholischen Erlösungsglauben angehängt, als ein fruchtbares Samenkorn wahrer religiöser Poesie zunächst für Longfellow, dann für den weiten Leserkreis, in welchen es eindrang.

Ticknor, ein durch seine eigenen Studien competenter Beurtheiler, schrieb ihm rücksichtlich seiner Uebersetzungen:

„Sie sind treuer und werthvoller als diejenigen Bowrings, Lockharts oder Lord Hollands; um nichts zu sagen von Rodd und den früheren Reimern, welche nicht verdienen, damit verglichen zu werden. Ich kann nicht umhin, die Hoffnung auszusprechen, Sie möchten in Poesie und Prosa diese Arbeit fortsetzen. In Ihren Uebersetzungen aus dem Spanischen öffnen Sie eine reine und liebliche Ader reichen Goldes, die, der Welt wenig bekannt, doch sehr tief in die Geheimnisse des Lebens und der Leidenschaft eindringt.“

Longfellow war kein trockener Stubengelehrter und Bücherwurm, sondern ein überaus freundlicher, geselliger Charakter und keineswegs gleichgiltig für das zarte Geschlecht. Doch auch hierin war er, wie seine Lieblinge, die spanischen Dichter, ritterlich gesinnt, ein echter Gentleman. Würde und Seelenreinheit stand ihm weit höher als Anmuth und Schönheit. Er sah zu den Frauen auf wie zu etwas Ehrwürdigem, Idealem und Heiligem, und wie der Herausgeber seiner Tagebücher bemerkt, konnte man auf ihn anwenden, was von Villemain gesagt wird, „wenn er mit einer Dame gesprochen habe, so sei es gewesen, als hätte er ihr einen

Blumenstrauß dargereicht". Dieser edle, ritterliche Sinn, wurzelnd in tiefer Religiosität und sittlichem Ernste, scheint ihn vor den mannigfachen Gefahren bewahrt zu haben, die ihn auf seinen langen Wanderungen bedrohten. Die Mahnungen einer treuen Mutter begleiteten ihn wie ein liebevoller Schutzgeist, und nichts in seinen Briefen noch in seinen späteren Poesien deutet darauf hin, daß er denselben untreu geworden.

Im September 1831, erst 24 Jahre alt, vermählte er sich mit Fräulein Mary Story Potter, der zweiten Tochter eines angesehenen Richters in Portland, einer liebenswürdigen, auch geistig ihm ebenbürtigen und feingebildeten jungen Dame. Sie umgab sein erstes bescheidenes Heim mit dem Zauber freundlicher Häuslichkeit, nahm an seinen Studien theil und freute sich seiner ersten literarischen Erfolge. Noch im selben Jahre erschien die erste Abtheilung seiner Reiseskizzen, anfänglich als Aufsätze in dem eben begründeten „New England Magazine", dann als Brochüre mit dem Titel „Outre-Mer". Im Herbst, bald nach der Hochzeit, begann er einen zweiten Kurs literarhistorischer Vorlesungen niederzuschreiben, der mit den Kirchenvätern begann und durch das Mittelalter bis zu den Anfängen der modernen Literatur führte. Daneben lieferte er literarische Beiträge für mehrere Zeitschriften[1] und fing auch wieder zu dichten an. Denn während der dreijährigen Reise hatte er über Reisesorgen, Reisegenuß und Sprachstudien die weitere Uebung völlig verabsäumt.

[1] Für die „North American Review": The French Language. — The Defence of Poetry. — The Moral and Devotional Poetry of Spain. — The Italian Language and Dialects. — Im „Cambridge Monthly": Notice of an Italian Reading-Book etc.

4. Outre-Mer. Pilgerfahrten durch Frankreich, Spanien und Italien.

1835.

„Horchet auf, ihr wackeren Herren, und ihr alle, die ihr hier drinnen beisammen seid. Ich bin ein Pilgersmann, den die Nacht überrascht hat, und ich suche ein Obdach, bis der Sturm vorüber ist, und einen Sitz am Kamine in dieser ehrenwerthen Gesellschaft. Als Fremdling habe ich ein Anrecht auf diese leicht zu gewährende Gunst, und zum Danke für den gastlichen Willkomm will ich euch Geschichten von den Ländern erzählen, durch welche mich meine Pilgerschaft geführt hat.

„Es ist das ein Brauch aus guter, alter Zeit. In den Tagen des Ritterthums und des Minnesangs bewillkommte jeder tapfere Edelmann, der einsam auf seiner Burg saß, den Fremdling in seiner Halle, und lauschte mit Wonne den Geschichten des Pilgers und den Liedern des Troubadours. Beide, Pilger und Troubadour, hatten ihre wunderbaren Mären aus fernem Lande, von dem Zauber orientalischer Phantastik umwoben. Ihr Gruß war:

‚Ihr Herren, lauschet auf meinen Bericht:
Denn froher singet die Nachtigall nicht.‘

„Die zarte Blütenfülle des Morgenlandes ergoß sich über die Lieder des Barden, und die wildromantischen Geschichten aus so entlegenen Ländern, daß sie fast für ein Märchenland gelten mochten, entsprachen trefflich der kindischen Leichtgläubigkeit eines Zeitalters, in welchem die Welt, die wir nun die alte nennen, noch in ihrer Kindheit war. Diese Zeiten sind vorüber; die Welt ist

gescheidter und weniger gläubig geworden; und die Geschichten, welche damals entzückten, bringen kein Entzücken mehr hervor. Aber seine Natur hat der Mensch nicht abgelegt; er besitzt noch dieselbe Neugierde, dieselbe Liebe zum Unbekannten, dieselbe Neigung zu romantischen Geschichten und Erzählungen am Feuerherd, dasselbe Verlangen, sich den Regentag und den langen Winterabend mit den märchenhaften Gestalten dichterischer Einbildung zu kürzen.

„Le Pays d'Outre-Mer oder ‚das Land jenseits der See' ist ein Name, mit welchem die Pilgersleute und Kreuzfahrer von ehedem das Heilige Land zu bezeichnen pflegten. Auch ich bin in gewissem Sinne ein Pilger nach dem ‚Lande jenseits der See' gewesen; denn für meine jugendliche Einbildungskraft war die alte Welt eine Art von Heiligem Land, weit hinausliegend über die blauen Grenzen des Oceans; und als ihre Gestade mir zum erstenmal in Sicht kamen und langsam aus dem dunstigen Luftkreis des Meeres hervortraten, da schwoll mein Herz von den tiefen Gefühlen des Pilgers, wenn er von ferne den Thurm erblickt, der über dem Altare seiner Andacht emporragt.

„Auf dieser meiner Pilgerschaft bin ich durch mancherlei Länder und Reiche gekommen und habe dort viele wunderbare Orte erforscht. Ich habe Frankreich von der Normandie bis gen Novarra durchwandert, hab' mein Pfeiflein in einer flämischen Pinte geraucht, hab' Holland auf einem Treckschuit durchschwommen, hab' meine mitternächtliche Ampel an einer deutschen Universität geputzt, bin träumend unter den classischen Scenen Italiens umhergegangen, hab' an den blauen Ufern des Guadalquivir der fröhlichen Guitarre und den lustigen Castagnetten gelauscht. Die Erinnerung vieler der Scenen, an denen ich vorübergeeilt, lebt noch frisch in meinem Geiste, während die Erinnerung an andere rasch dahinwelkt oder schon für immer erloschen ist. Aber jetzt will ich die allzu geschäftige Hand der Zeit zum Stehen bringen, und die Schatten der Vergangenheit zurückrufen. Alte und hochweise Leute mögen mich vielleicht des Leichtsinns anklagen; aber ich sehe vor

mir in dieser freundlichen Gesellschaft noch das strahlende Auge und das lauschende Ohr der Jugend, das in seiner Kritik nicht so streng ist und sich leichter befriedigen läßt."

Mit diesen Worten charakterisirt Longfellow die Reiseskizzen, welche er 1835 unter dem Titel „Outre-Mer" herausgab. Das Büchlein umfaßt nicht die ganze dreijährige Reise, sondern nur den Streifzug durch die drei bei den amerikanischen Protestanten sonst so verrufenen Länder des „Romanismus", Frankreich, Spanien und Italien. Auch diese fliegen nur in einigen leicht hingeworfenen und lose zusammenhängenden Skizzen an uns vorüber, gleich kleinen Studien aus einer Künstlermappe. Der Pilger nimmt sich nicht einmal die Mühe, immer den Faden des Tagebuches durchschimmern zu lassen.

Von den Hauptstädten Paris, Madrid und Rom bekommen wir nur wenig zu sehen; mit um so mehr Liebe und Sorgfalt sind dagegen drei Dörfchen gezeichnet: Auteuil bei Paris, El Pardillo an den Guadarrama-Bergen, La Riccia am Albanersee. Das ist ganz charakteristisch. Was unsern Wanderer anzieht, ist die schöne Natur, die katholische Poesie und der katholische Volksgeist, der sich vom Mittelalter her in die Gegenwart vererbt hat und für das Studium der mittelalterlichen Literatur keinen unwichtigen Schlüssel bildet. All das fand er auf dem Lande in ungleich höherem Maße, als in den bereits der Julirevolution entgegengehenden Städten. Statt der frivolen Stadtluft von Paris, in welcher sich so manche Keime der sittlichen Verwesung ausbildeten, genoß er die stärkende Landluft von Auteuil, studirte neben altfranzösischer Dichtkunst das Landleben der katholischen Bauern, freute sich mit diesen an ländlichen Festen, erbaute sich an ihrem Gottesdienst, scheute es nicht, den letzten Augenblicken sterbender Katholiken beizuwohnen. In den Guadarrama-Bergen machte er täglich seinen Morgenspaziergang zu einem Feldkreuz, unterhielt sich mit seinen Büchern oder mit einfachen Landleuten, besuchte die katholische Katechese, zu deren Beginn die Kinder so lieblich sangen: Ave Regina coelorum, ave Domina angelorum, schloß

Freundschaft mit den „großen Männern des Dorfes, dem Pfarrer (Padre Cura), dem Bürgermeister (Alcalde), dem Dorfarzt, dem Küster und dem Notar", und machte mit ihnen wohl einen Spazierritt in die Umgegend. Wie er hier spanische Poesie studirte, so las er italienische Dichter am Albanersee in der ländlichen Einsamkeit von La Riccia, erging sich im Parke der Chigi, besuchte die Franziskaner von Castel Gandolfo, genoß mit ihnen den herrlichen Sonnenuntergang und unterhielt sich mit ihnen über den Octavius des Minucius Felix. Mit offenem, edlem Herzen nahm er alles Schöne und Gute auf, was ihn aus dem katholischen Leben der Gegenwart ansprach. Er suchte es allerdings nicht wie einer, der nach der wahren Religion forscht, er vermag sich über manche Vorurtheile nicht hinwegzusetzen; aber er verschließt sich auch nicht gegen katholische Anschauungen, ist vielmehr gerecht und liebevoll. In der Katechese von El Pardillo will es ihm nicht behagen, daß man die Kinder mit metaphysischen Untersuchungen (d. h. mit den Glaubenssätzen von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Menschwerdung) plage, er fängt aber deshalb mit dem Pfarrer durchaus keinen Disput an, sondern wendet sich anderen Dingen zu, die ihm mehr als Lichtseiten erscheinen, z. B. der Marienverehrung oder dem Gebet: O Deus, ego amo te des hl. Franz Xaver, das er als „schönen Hymnus" in seine Mappe aufnimmt und herrlich übersetzt.

Nicht weniger anziehend, als diese drei Dorfbilder, ist die humoristische Schilderung eines normännischen Postwagens, die Skizze eines Ausfluges von Orléans nach Tours, die Reise durch die Mancha; stark protestantisch angeweht sind drei eingeschobene Novelletten: „Martin Frank oder der Mönch vom hl. Antonius" (nach einer derben mittelalterlichen Mönchshistorie), die „Feuertaufe" (die Hinrichtung des Hugenotten Dubourg) und „Der Notar von Perigueux". Obgleich der Dichter wohl nur beabsichtigt, durch anders geartete Bilder Abwechslung in seine Skizzen zu bringen, zerstört er doch theilweise den gewinnenden Eindruck, den seine Schilderung katholischer Verhältnisse hervorbringen müßte. Da-

gegen erlangt die Sympathie mit dem Mittelalter wieder die Oberhand in zwei kleinen literarhistorischen Excursen über die „Troubadours“ und über die „altspanische Ballade“; und in einem dritten Excurs über „die religiöse Poesie Spaniens“ erhebt sich Longfellow sogar als beredter Anwalt zu Gunsten des verlästerten katholischen Volkes, seiner Poesie und seines Ordenslebens. Zu einer richtigen Würdigung der katholischen Glaubenslehre, der eigentlichen Wurzel und Triebkraft dieser herrlichen Poesie, ist er allerdings nicht vorgedrungen; aber über die landläufigen protestantischen Vorurtheile hat er sich doch heldenmüthig hinweggesetzt, und zur Beurtheilung seiner eigenen Dichtung ist dieser kleine Aufsatz von solcher Wichtigkeit, daß die Mittheilung einiger Hauptstellen fast nothwendig erscheint. Die von ihm gegebenen Proben spanischer Poesie dagegen übergehe ich, da der „Geistliche Blumenstrauß“ Cardinal Diepenbrocks und andere Sammlungen weit reichere und mannigfaltigere bieten.

„Da die großen Principien christlicher Moralität“, so sagt Longfellow hier, „ewig und unveränderlich sind, so muß die Poesie, welche sie verkörpert und darstellt, wegen dieses Umstandes nothwendig in ihrem Geiste bei allen christlichen Völkern dieselbe sein. Dasselbe ist jedoch nicht nothwendig der Fall mit der religiösen Poesie. Hier ist die Sprache der Poesie etwas mehr als das sichtbare Bild eines andächtigen Geistes. Sie ist auch der Ausdruck des religiösen Glaubens, indem sie mehr oder weniger deutlich die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Lehren herausschattirt. Wie diese bei verschiedenen Völkern verschieden sind, so wird auch der Geist, der das religiöse Lied durchweht, und der Buchstabe, der der Glaubenslehre Ausdruck leiht, nicht allgemein derselbe sein. So singen die katholischen Nationen das Lob der Jungfrau Maria in einer Sprache, mit welcher die Völker des protestantischen Bekenntnisses nicht übereinstimmen; und unter den Protestanten selbst gibt die Verschiedenheit der Schrifterklärungen und der daraus hervorgehende Glaube oder Unglaube an gewisse Lehren der religiösen Poesie einen verschiedenen Geist und Ausdruck.

Und doch ist bei allen das andächtige Gefühl, die himmelanstrebende Richtung dieselbe.

„So weit also die Besonderheiten des religiösen Glaubens einen Einfluß auf die geistige Bildung ausüben und ein Bestandtheil des Nationalcharakters werden, so weit wird auch die religiöse Poesie eines Landes die charakteristischen Eigenthümlichkeiten aufweisen, welche aus diesem Einfluß des Glaubens und seiner Verschmelzung mit dem Nationalgeist hervorgehen. Nun ist Spanien aber in ganz hervorragendem Grade das katholische Land der Christenheit. Die meisten seiner geschichtlichen Erinnerungen sind mehr oder weniger innig mit dem Triumphe des christlichen Glaubens verknüpft, und viele seiner Krieger — seine besten und tapfersten — waren Martyrer für die heilige Sache, fallend in dem Jahrhunderte langen Kampfe, der innerhalb seiner Grenzen zwischen dem Halbmond Mohammeds und dem Kreuze Christi geführt wurde. Das ganze Gewebe seiner Geschichte ist mit einer Ueberlieferung von Wundern durchwoben. Die Dazwischenkunft seines Schutzpatrons hat seine Ehre in mehr als einer gefahrvollen Prüfung gerettet, und der Kriegsruf: ‚Santiago y cierra España!‘ hat wie ein Zauber auf die wankenden Krieger gewirkt. Das Vertrauen auf Schutz und Hilfe der Heiligen durchglüht das ganze Volk, und fromme Weihegaben als Zeichen erhaltenen Schutzes in Zeiten der Noth und Gefahr bedecken die consecrirten Mauern der Kirchen. Ein Enthusiasmus des religiösen Gefühls und des äußern gottesdienstlichen Rituells beherrscht das ganze Land. Ganz vorzugsweise aber wird der Name der Jungfrau verehrt und gefeiert. „Ave Maria“ ist der Friedensgruß an freundlicher Schwelle und das Lebewohl des Wanderers. Es ist das Abendgebet, wenn das Werk des Tages gethan ist, und noch um Mitternacht hallt es als Ruf des Wächters in den einsamen Straßen wieder.

„Diese und andere Eigenthümlichkeiten des religiösen Glaubens beleben und durchathmen einen großen Theil der religiösen Poesie Spaniens. Es ist nicht nur ein instinctives Glaubensgefühl, sondern dasselbe ist durch und durch lebendig verbunden mit der

‚Substanz unsichtbarer Dinge‘. Die Lippen des Dichters sind nicht bloß berührt mit der glühenden Kohle vom Altar, sondern sein Geist ist eingehüllt in die Wolken des Weihrauchs, der vor dem Schrein der Jungfrau-Mutter und der glorreichen Schaar der Heiligen und Martyrer emporwallt. Seine Seele ist nicht ganz aufgesogen von der Betrachtung der erhabenen Attribute des ewigen Geistes, sondern mit wohlversehener und bereiter Lampe zieht sie dem Bräutigam entgegen, als ob er in körperlicher Gegenwart ihr nahte.“

Nachdem Longfellow dann diese Eigenthümlichkeiten, den eigentlich katholischen Charakter dieser Poesie zwar nicht sehr tiefgehend [1], aber doch sehr liebevoll besprochen und hauptsächlich an Berceo, Lope de Vega und Calderon nachgewiesen, fährt er fort:

„Abgesehen von den Dogmen eines bestimmten Credo, bloß als Ausdruck jener reinen und erhabenen Gefühle der Religion, welche nicht das Vorrecht irgend einer Religionsgenossenschaft oder Secte, sondern das gemeinsame Privileg aller sind, besitzt die religiöse Poesie der Spanier ein hohes Anrecht auf unsere Bewunderung und unser Lob. Ich kenne nichts Schöneres in irgend einer neuern Sprache, als einige ihrer schönsten Blätter. Der Gedanke quillt himmelwärts aus der Seele — die Sprache fließt glühend von den Lippen. Die Phantasie des Dichters scheint sich vergeistigt zu haben: nichts mehr von dieser Erde, alles vom Himmel — einem Himmel, gleich dem seiner Heimat, ohne eine Wolke, ohne einen irdischen Dunst, der seinen Glanz umdüsterte. Seine Stimme, welche die harmonischen Klänge dieser edlen Sprache spricht, scheint von den Lippen eines Engels zu fließen, — melodisch für das Ohr und für den innern Sinn, hauchend

‚Wirksames Lispeln, dessen stillen Klang
Die Seele selber weit mehr fühlt, als hört.‘

[1] Es ist ihm dabei sogar der starke Mißgriff begegnet, Calderons „Andacht zum Kreuze“ für ein Auto sacramental zu halten.

„Die vorwaltenden Charakterzüge der spanischen religiösen Poesie sind Wärme der Phantasie und Tiefe und Aufrichtigkeit des Gefühls. Die Auffassung ist immer schlagend und originell, und, wenn nicht durch Dogmen und die armen, knabenhaften, daraus hergeleiteten Begriffe degradirt[1], schön und erhaben. Das kommt von der Anlage und Beschaffenheit des Geistes und ist ein allgemeiner Charakterzug der spanischen Dichter, nicht nur in diesem Kreise der Lieder, sondern in allen anderen. Gerade die Glut der Phantasie, welche, auf geringere Gegenstände angewandt, sie zum Uebermaß und zur Uebertreibung führt, leitet sie, wo ihr eine weitere und höhere Sphäre geboten wird, näher und näher zur Vollkommenheit. Wenn die Phantasie ihre Schwingen in die Lichtregionen religiöser Poesie ausbreitet, — in den reinen, empyrischen Himmel, da muß wohl der Verstand ihren Lauf lenken, aber es ist keine Gefahr, zu hoch zu schweben. Das himmlische Land liegt über ihren höchsten Flug hinaus. Es gibt Höhen, die sie nicht erreichen kann; es gibt ätherische Gefilde, die ihre Schwingen ermüden; es gibt einen Glanz, der ihre Augen blendet; denn es gibt eine Herrlichkeit, ‚die das Auge nicht geschaut, das Ohr nicht gehört, die in keines Menschen Herz gedrungen ist'.

„Aber vielleicht der größte Zauber der religiösen Dichter Spaniens ist ihre Aufrichtigkeit. Die meisten von ihnen waren Geistliche — Männer, welche in nüchterner Wahrheit um der Hoffnungen und Verheißungen eines künftigen Lebens willen auf die Vortheile des gegenwärtigen verzichteten. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß alle, die sich weihen lassen, heilig sind, aber wir sollten noch weiter davon entfernt sein, zu glauben, daß alle Heuchler sind. Es wäre sogar absurder, zu glauben, daß keine in ihren Gelübden aufrichtig sind, als zu glauben, daß alle es sind. Ueberdies, mit was immer für Gesinnungen ein

[1] Es ist schmerzlich, zu sehen, wie der sonst so feinsinnige Dichter gerade den eigentlichen Kern der religiösen Poesie der Spanier so vollständig mißkennen und so hart verurtheilen konnte.

Mensch in den Ordensstand treten mag, es liegt etwas in der Zucht und den Entbehrungen desselben, was darauf hinzielt, den Geist von der Erde abzuziehen und ihn auf den Himmel zu richten. Zweifelsohne haben manche nur scheinbar auf die Welt verzichtet aus Rücksicht auf weltlichen Vortheil, und andere haben auf die Welt verzichtet, weil die Welt auf sie verzichtete. Die ersteren haben ihren weltlichen Ehrgeiz mit ins Kloster gebracht, die letztern ihren düstern Menschenhaß; und doch — mögen auch manche täglich das Kreuz geküßt haben und dabei in Bosheit ergraut sein, und gebeichtet haben, um desto lustiger drauf los zu sündigen — und doch wirkt die Einsamkeit Wunder im Herzen, und manche, die aus weltlichen Beweggründen ins Kloster gehen, finden darin eine Schule, in welcher die Seele zu heiligeren Zwecken und Begierden erzogen werden mag. Nicht halb die Verderbniß und Heuchelei wohnt in den Klostermauern, welche darin zu bergen der Kirche zur Last gelegt wird. Eremiten können heilige Männer sein, wenn auch mitunter Schurken Eremiten gewesen sind. Waren sie alle Heuchler, die einst ihren entblößten Leib der brennenden Sonne Syriens aussetzten? Waren sie es, die ohne Obdach in den Einöden von Engaddi umherirrten? Waren sie es, die unter den Palmbäumen am Rothen Meere wohnten? O nein, sie waren unwissend, sie waren getäuscht, sie waren fanatisch; aber sie waren keine Heuchler! Während des Mittelalters war Sittenverderbniß in der Kirche, — elendes, schändliches Sittenverderbniß; und auch jetzt mag Heuchelei sich in erkünstelter Reue geißeln und der Ehrgeiz sein Gesicht unter einer Kapuze verstecken; aber deshalb ist nicht alles Verkommenheit, was eine Kapuze trägt. Manch reine Seele ist aus himmlischer Gesinnung und glühendem, wenn auch mißleitetem Eifer den Versuchungen der Welt entflohen, um in Einsamkeit und Selbstmittheilung inniger mit Gott zu wandeln. Und nicht umsonst. Sie haben den Frieden gefunden, den sie suchten. Sie haben wahrhaft gefühlt, was manche zu fühlen behaupten, aber nicht fühlen, daß sie hienieden Fremdlinge und Pilger sind, Wanderer auf der Reise nach ihrer weit entlegenen

Heimat. Von diesem Gefühl möchte ich sagen, daß es der religiösen Poesie Spaniens einen besondern Zauber verleiht. Man vergleiche ihren Geist mit dem Geist, den ihre Urheber im Leben zur Darstellung brachten. Sie sprechen davon, die Welt aufgegeben zu haben — und es ist keine poetische Hyperbel; sie sprechen von ihrem Verlangen, frei zu sein von der Gebrechlichkeit des Fleisches, um ihre Gemeinschaft mit dem Himmel zu beginnen — und wir fühlen, daß sie diese Lebensgemeinschaft schon begonnen hatten in einem Leben der Buße, der Betrachtung und des Gebetes."

Wir brauchen den Leser nicht aufmerksam zu machen, daß in diesem bedeutsamen Zugeständniß der protestantische Standpunkt nicht völlig überwunden ist; aber wenn wir daran denken, daß die Puritaner von Massachusetts vor zwei Jahrhunderten noch die Katholiken unter Todesstrafe verbannten, so müssen wir uns gestehen, daß der Protestantismus in Amerika gewaltige Wandlungen erlebt hat. Ebenso wenig läßt sich verkennen, daß die gläubige Poesie Spaniens in dem verwandten, christlichen Gemüthe Longfellows ein gewisses Heimweh erweckte, das zwar nicht zum Durchbruch gelangte, aber doch manche protestantische Vorurtheile bei Seite schob. Um von dieser Geistesrichtung, wie von der Art, wie Longfellow skizzirt, eine Probe zu geben, mag eine seiner Skizzen aus den Dorfbildern von Auteuil folgen. Er hat die Waldspaziergänge im Bois de Boulogne, die ländlichen Feste der Bauern, eine katholische Hochzeit und einen katholischen Leichenzug beschrieben; er führt uns nun an ein katholisches Krankenbett.

Jaqueline.

„Liebe Mutter, ist es nicht die Glocke, was ich höre?"

„Ja, Kind, die Glocke zum Morgengottesdienst. Es ist heute Sonntag."

„Ich hatt' es ganz vergessen. Aber für mich sind die Tage jetzt so ganz gleich — einer wie der andere. Horch! Da läutet es wieder — lauter — lauter. Mach doch das Fenster auf. Ich

höre den Ton so gerne. Der Sonnenschein und die frische Morgenluft thun mir wohl. Und die Glocke — o Mutter! sie erinnert mich an die heiligen Sonntagmorgen an der Loire — so ruhig, so still, so schön! Gib mir jetzt mein Gebetbuch und zieh den Vorhang zurück, damit ich die grünen Bäume sehen kann und den Kirchthurm. Ich fühle mich besser heute, liebe Mutter!"

Es war ein heller, wolkenloser Augustmorgen. Der Thau glitzerte an den Bäumen, und ein leiser Windhauch trug in Jaqueline's Krankenzimmer das Zwitschern der Vögel, das Rascheln des Laubes und das feierliche Geläute der Glocken. Aufrecht gebettet und in die Kissen gelehnt, schaute sie gedankenvoll auf die friedliche Scene draußen. Die Mutter gab ihr ein Gebetbuch und wandte sich dann um, eine Thräne zu verbergen, die sich über ihre Wange herabstahl.

Endlich hörte das Geläute auf. Jaqueline bekreuzte sich, küßte ein Perlencrucifix, das um ihren Nacken hing, und öffnete die Silberschlößchen ihres Gebetbuchs. Eine Zeitlang schien sie ganz in ihre Andacht versunken. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut war hörbar. In Zwischenräumen hörte man von ferne die Stimme des Priesters und dann die verschwommenen Antwortverse der Gemeinde, die in undeutlichem Gemurmel verklangen. Bald drang der ergreifende Gesang des katholischen Gottesdienstes zum Ohr. Erst war er leise, feierlich und undeutlich; dann wurde er ernster und inniger, wie fürbittend und um Verzeihung der Sünden flehend; und dann erhob er sich lauter und lauter, voll, harmonisch, majestätisch, als ob er Jubeltöne gen Himmel schwänge — und hörte plötzlich auf. Dann hörte man die sanften Töne der Orgel, — zitternd, ergreifend, höher und höher anschwellend, die ganze Luft erfüllend mit ihrer reichen, melodischen Musik. Wie herrliche Accorde! Wie edle Harmonien! Ein wie rührendes Pathos! Die Seele des kranken Mädchens schien sich in glühender Andacht zu entzünden und sich zum Himmel aufzuraffen in dem vollen, harmonischen Chor, wie er doppelt und dreifach anschwoll und emporrauschte zum vollen Jubel entzückter Andacht! Dann war alles

wieder still. Abermals traf dumpfer Glockenklang die Luft und verkündete das Emporheben der Hostie. Die Kranke schien ganz versunken ins Gebet. Ihr Buch war neben sie hingefallen — ihre Hände waren gefaltet — ihre Augen geschlossen — ihre Seele hatte sich in ihr innerstes Gemach zurückgezogen. Da erhob sich ein freudigeres Geläute der Glocken. Thränen quollen unter den geschlossenen, angeschwollenen Augenlidern hervor; ihre Wangen rötheten sich; sie öffnete ihre dunkeln Augen und hielt sie mit einem Ausdruck tiefer Anbetung und Reue auf ein Bild des Heilandes am Kreuze gerichtet, das zu den Füßen ihres Bettes hing, und ihre Lippen bewegten sich wieder im Gebete. Ihre Miene drückte die tiefste Ergebung aus. Sie schien nur um Eins zu bitten: im Frieden zu sterben und heimzueilen an das Herz ihres Erlösers.

Die Mutter kniete am Fenster, das Antlitz in den Falten des Vorhangs verbergend. Sie stand jetzt auf, ging an das Bett ihres Kindes, umschlang es mit ihren Armen und brach in Thränen aus.

„Meine liebe Mutter, ich werde nicht lange leben. Ich fühle es hier. Dieser schneidende Schmerz, — er packt mich bisweilen so, und ich kann — ich kann nicht mehr athmen.“

„Mein Kind, es wird bald besser gehen.“

„Ja, Mutter, es wird bald besser gehen. Thränen — und Schmerz — und Kummer — alles wird vorüber sein. Die Gesänge der Anbetung und Bitte, die ich eben hörte, — ich werde sie nie mehr wiederhören auf Erden. Am nächsten Sonntag, Mutter, kniee wieder an diesem Fenster nieder, wie heute. Ich werde nicht hier sein auf diesem Lager des Leidens und der Krankheit; aber wenn du das feierliche Lied der Anbetung hörst und die Bittgesänge, die den Geist zu Gott emporschwingen, dann glaube, Mutter, ich bin da, mit meiner lieben Schwester, die uns vorangegangen ist — knieend zu den Füßen unseres Heilandes und glücklich — o wie glücklich!“

Die betrübte Mutter gab keine Antwort, — ihr Herz war zu voll, um zu sprechen.

„Du erinnerst dich, Mutter, wie friedlich Amie starb. Sie war so jung und schön. Ich bete immer, daß ich so sterben möge, wie sie starb. Ich fürchte den Tod nicht mehr, wie ich ihn fürchtete, bevor sie von uns genommen wurde. Aber ach! dieser Schmerz — dieser grausame Schmerz! Es ist, als ob er meinen Geist vom Himmel zurückzöge. Wenn er mich verläßt, werde ich im Frieden sterben."

„Armes, armes Kind! Gottes heiliger Wille geschehe!"

Die Kranke versank in einen ruhigen Schlummer. Die Erregung war vorüber und die Natur suchte Erleichterung im Schlafe.

Die Personen, zwischen welchen diese Scene vorging, waren eine Wittwe und ihre kranke Tochter, aus der Nachbarschaft von Tours. Sie hatten die Ufer der Loire verlassen, um die geschickteren Aerzte der Hauptstadt zu berathen, und waren an die Maison de santé in Auteuil gewiesen worden, um der frischen Landluft zu genießen; aber alles umsonst. Das Befinden der niemals klagenden Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und es wurde bald klar, daß die Schlußscene herannahte.

Jaqueline selbst schien sich dessen bewußt zu sein, und gegen Abend sprach sie den Wunsch aus, die letzten Sacramente der Kirche zu empfangen. Man schickte nach einem Priester, und bald verkündete das Klingeln eines Glöckleins auf der Straße sein Herannahen. Er trug in seiner Hand einen Silberkelch, welcher die consecrirte Hostie enthielt, und ein kleines Gefäß mit dem heiligen Krankenöl hing von seinem Nacken. Vor ihm ging ein Knabe mit einem Glöckchen, dessen Klang das Vorüberziehen dieser Symbole des katholischen Glaubens verkündigte. Hinter ihm bildeten einige wenige Dorfbewohner, brennende Wachskerzen in den Händen tragend, eine kurze, melancholische Procession. Sie traten in das Zimmer, und der Schimmer der Kerzen mischte sich mit dem rothen Lichte der untergehenden Sonne, welche ihren Scheidegruß durch das offene Fenster sandte. Das Oelgefäß und der Silberkelch wurden auf einen Tisch gestellt unter einem Crucifix, das von der Wand herabhing, und alle Anwesenden, den Priester

ausgenommen, warfen sich auf die Kniee. Dann trat der Priester an das Bett des sterbenden Mädchens heran und sagte in langsamem, feierlichem Tone:

„Der König der Könige und der Herr der Herren hat deine Schwelle überschritten. Ist deine Seele bereit, ihn zu empfangen?"

„Ja, mein Vater."

„Hast du deine Sünden gebeichtet?"

„Hochwürdiger Vater, nein."

„Dann beichte, damit deine Sünden dir vergeben und dein Name aufgezeichnet werden möge im Buche des ewigen Lebens."

Und indem er sich umwandte zu der ihn rings umknieenden Menge, winkte er mit der Hand, daß sie sich zurückziehen solle, und er wurde allein gelassen mit dem kranken Mädchen. Er setzte sich neben ihr Kopfkissen, und das leise Geflüster der Beicht mischte sich mit dem Murmeln der Abendluft, welche die schweren Falten der Vorhänge hob und sich in die heilige Scene hereinstahl. Die arme Jaqueline hatte wenige Sünden zu beichten — einen oder zwei geheime Gedanken an die Freuden und Vergnügungen der Welt, — einen Wunsch, länger zu leben, den sie zwar nie geäußert hatte, der aber, in den Augen des sich selbst anklagenden Geistes, der weisen Vorsehung Gottes zu widerstreben schien — — das war alles. Die Beichte eines sanften und demüthigen Herzens ist bald gemacht. Die Thüre wurde wieder geöffnet; die Begleiter traten wieder herein, knieten um das Bett, und der Priester fuhr fort:

„Und jetzt bereite dich, zerknirschten Herzens den Leib unseres hochheiligen Herrn und Erlösers zu empfangen. Glaubst du, daß unser Herr Jesus Christus empfangen ward vom Heiligen Geiste und geboren aus Maria, der Jungfrau?"

„Ich glaube."

Und alle Anwesenden stimmten ein in die feierliche Antwort: „Ich glaube."

„Glaubst du, daß der Vater Gott ist, und daß der Sohn Gott ist, und daß der Heilige Geist Gott ist — drei Personen und Ein Gott?"

„Ich glaube.“

„Glaubst du, daß der Sohn zur rechten Hand Gottes sitzt, von wannen er kommen wird, zu richten über die Lebendigen und die Todten?“

„Ich glaube.“

„Glaubst du, daß dir durch die heiligen Sacramente der Kirche deine Sünden vergeben werden, und daß du so würdig wirst des ewigen Lebens?“

„Ich glaube.“

„Verzeihst du von Herzen allen, welche dich beleidigt haben in Gedanken, Worten oder Werken?“

„Ich verzeihe ihnen.“

„Und bittest du Gott und deinen Nächsten um Verzeihung für alle Beleidigungen, welche du gegen sie begangen hast, sei es in Gedanken, Worten, oder Werken?“

„O ja!“

„Dann sprich mir nach die Worte: O Herr Jesus, ich bin nicht würdig, noch verdiene ich es, daß deine göttliche Majestät eingeht in diese arme Wohnung von Lehm; aber nach deinen heiligen Verheißungen laß mir meine Sünden verziehen sein und meine Seele weißgewaschen von aller Schuld.“

Dann nahm er eine consecrirte Hostie aus dem Gefäß, legte sie zwischen die Lippen des sterbenden Mädchens, und während der Diener mit der Glocke klingelte, sprach er:

„Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.“

Und die Umherknieenden schlugen an ihre Brust und antworteten in einem feierlichen Tone:

„Amen.“

Der Priester nahm dann ein kleines goldenes Stäbchen, tauchte es in das heilige Oel und salbte die Kranke auf Händen, Füßen und an der Brust in Kreuzesform. Nachdem diese Ceremonien vorüber waren, zogen sich der Priester und seine Begleiter zurück und ließen die Mutter mit ihrem sterbenden Kinde allein, das,

erschöpft von der vorangehenden Scene, in einen todesähnlichen Schlummer sank.

> Zwischen zwei Welten schwebt' ihr Leben, gleich einem Stern,
> Zwischen Nacht und Morgen, am Rand' des Horizonts.

Das lange Zwielicht des Sommerabends dämmerte herein; dichter wurden draußen die Schatten, und das Nachtlicht schimmerte schwach in dem Krankenzimmer; aber sie schlummerte noch. Sie lag da, die Hände auf der Brust gefaltet, — die bleiche Wange ruhte auf dem Kissen — und die blutlosen Lippen etwas geöffnet, aber still und regungslos wie Todesschlaf. Nicht ein Athemzug unterbrach das Schweigen ihres Schlummers. Nicht eine Regung des schweren, herabgesunkenen Augenlids, nicht ein Zittern der Lippen, nicht ein Schatten auf der marmorweißen Stirn deutete den Augenblick an, wo ihre Seele entschwebte. Sie ging hinüber in eine bessere Welt, als diese:

> Wo ew'ger Frühling blüht, und ew'ge Jugend;
> Kein starrer Frost, noch Sonnenglut,
> Kein Hunger und kein Altern weilet dort!

Trotz der unverkennbaren Sympathie mit dem sacramentalen Leben der Kirche, welche sich in diesen und anderen Schilderungen kundgibt, ist Longfellow zu sehr Protestant, um den Eindruck derselben ungetrübt und ungestört zu lassen. In wahrem salto mortale springt er von solchen Bildern zu anderen über, welche entweder den Protestantismus mit unwahrem Heiligenschein zu umgeben suchen, oder den Katholicismus im Zerrbild erscheinen lassen. Daß hierbei Tendenz walte, ließe sich wohl kaum behaupten; Longfellow folgt, ohne zu philosophiren, dem wechselnden Eindruck, und findet, alles in allem, im Katholicismus weit mehr, was ihn anspricht, als anderswo, obwohl er das nicht rund ausspricht und noch weniger die Gründe hiervon untersucht. Noch beredter als der eben mitgetheilte Abschnitt zeigt dies der letzte seiner italienischen

Reise, die Schilderung des Dorfes La Riccia in der Nähe von Rom, den ich als Probe seines Stiles, seines Charakters und seiner religiösen Anschauungen zugleich hier unverkürzt folgen lassen will.

Das Dorf La Riccia.

Egressum magnâ me excepit Aricia Româ,
Hospitio modico. Horatius.

Ich verbrachte den Monat September in dem Dorfe La Riccia, welches am Westabhange der Albaner-Hügel liegt, nach Rom hin schauend. Seine Lage ist eine der schönsten, deren sich Italien rühmen kann. Wie eine Mauerkrone umgibt es die Stirn eines romantischen Hügels; Wälder mit dem üppigsten Laubwerk rauschen ringsum; darüber erheben sich die steilen Gipfel der Abruzzen und unten liegt die flache Ebene der Campagna, übersäet mit zerstörten Gräbern und bezeichnet mit den gebrochenen, aber prächtigen Wasserleitungen, welche den Weg nach Rom hin weisen. Die ganze Gegend ist classischer Boden. Auf der einen Seite hat man den Albaner-See, auf der andern den See Nemi; und der einsame Wald rundum war einst die Wohnung des Hippolytus und der Nymphe Egeria.

Der Ort selbst ist klein und schmutzig. Der einzige bewohnbare Theil ist am nördlichen Thor, wo zwei Straßen des Dorfes sich treffen. Hier einander gegenüber auf einer viereckigen Terrasse, mit großen, flachen Steinen gepflastert, steht der Palast Chigi und die Dorfkirche mit einer Kuppel und einem Porticus. Hier steht ebenfalls die Dorfherberge mit ihren Betten von kühlem, elastischem Maislaub, ihren kleinen Schlafzimmern, sechs Fuß ins Gevierte, und ihrem weiten Salon, auf dessen Wänden die melancholische Geschichte des Hippolytus in Fresken erzählt ist. Hier, an der Verbindung der zwei Straßen, gerade durchs Thor hinausschauend, erhebt sich die keilförmige Casa Antonini, in deren dumpfen Zimmern ich den Monat meiner Villeggiatur zubrachte, gemeinsam mit zwei sehr ehrenwerthen Freunden aus dem alten Reiche —

einer schönen Tochter dieses edlen Himmelsstriches und ihrem Gemahl, einem Künstler, einem Enthusiasten, einem Manne von unendlichem Humor.

Meine täglichen Beschäftigungen an diesem wonnereichen Platze waren jene, womit ein Müßiggänger sich seine Zeit bei einem solchen Landaufenthalte zu kürzen pflegt. Ich las italienische Poesie — spazirte in dem Chigi-Park — streifte in den Wäldern herum, die das Dorf umgeben, — machte einen Ausflug auf einem Esel — warf Steine in den Albaner-See — und von Zeit zu Zeit von der Künstler-Manie erfaßt, die wie ein intermittirendes Fieber über mich kam, skizzirte ich — oder that wenigstens dergleichen, als skizzirte ich einen hohlen Baumstamm oder den Thurm einer fernen Kirche oder einen Brunnen im Schatten.

In solchen Umständen wird der Geist schon „von einem Strohhalm bewegt" und vergrößert sich jede gewöhnliche Kleinigkeit zu einem Ereigniß von einiger Bedeutung. Ich erinnere mich, eines Morgens, als ich beim Frühstücke im Dorf-Kaffeehaus saß, kam ein großer und schöner Hühnerhund ins Zimmer gelaufen, legte seinen Kopf auf mein Knie und schaute mir mit flehentlichem Blicke ins Gesicht. Armer Hund! als ob er sagen wollte, er hätte noch kein Frühstück gehabt. Ich gab ihm ein Stück Brod, das er hinunterschluckte, ohne auch nur seine langen Seidenhaare zu bewegen; und indem er seine schönen, sanften Augen noch auf mich gerichtet hielt, schlug er mit dem Schwanz die Flur, als ob er dem Kellner rufen wollte. Es war ein sehr schönes Thier und so artig und zutraulich in seinem Benehmen, daß ich den Kellner fragte, wer der Eigenthümer sei.

„Er hat jetzt keinen," sagte der Junge.

„Was?" sagte ich, „ein so schöner Hund ohne Herr?"

„Ach, Herr, er gehörte früher dem Gasparoni, dem berühmten Räuber in den Abruzzen, der so viele Leute umgebracht hat, zuletzt aber festgenommen und für Lebenszeit auf die Galeeren geschickt wurde. Da ist sein Bild an der Wand."

Es hing mir direct gegenüber; ein roher Stich, der die düsteren, harten Züge dieses Verbrechers wiedergab, ein Gesicht, das einen Ausdruck wilder Grausamkeit und gemeiner Sinnlichkeit trug. Ich hatte seine Geschichte im Dorfe erzählen hören, die gewöhnliche Geschichte von Beleidigung, Gewalt und Mord. Und ist es möglich, dachte ich, daß dieser Blutmensch sich einen so sanften und freundlichen Begleiter wählen mochte? Welchen Vorwurf muß er nicht in diesen großen, sanften Augen gelesen haben, wenn er seinen Liebling auf dem Kopfe streichelte und seine langen Ohren mit Blut besudelte? Der Himmel scheint in Gnaden bestimmt zu haben, daß keiner — auch nicht der Entartetste — ganz seiner schlechten Natur überlassen werden soll, ohne irgend einen geduldigen Mahner, — ein Weib, eine Tochter — ja wäre es selbst ein schmeichelnder, sanftblickender Hund, dessen stiller, flehender Blick dem Manne der Sünde Vorwürfe machen kann! Wenn dieses stumme, spielende Geschöpf, das dem Fremden die Hand leckt, mit der Gabe articulirter Rede begabt wäre, wie manche Geschichte von einem mitternächtlichen Sturm, von Bergpässen und einsamen Schluchten könnte es — aber das sind abgedroschene Betrachtungen!

Ein anderes Mal sah ich einen überladenen Esel auf dem steilen und schlüpferigen Straßenpflaster fallen. Er machte gewaltige, aber fruchtlose Anstrengungen, um wieder auf die Beine zu kommen; und sein brutaler Treiber — thierischer als das Thier, das unter seiner Last litt — schlug ihn unbarmherzig mit seiner schweren Peitsche. Barbar! Ist es nicht genug, daß du deinem harmlosen Lastthiere eine größere Bürde aufgeladen hast, als es tragen kann? Mußt du jetzt den wehrlosen Sklaven züchtigen, weil seine Kraft ihm in deinem harten Dienste ausgegangen? Entwaffnet dich nicht sein flehentlicher Blick? Und — — da wäre nun ein anderes Thema für abgedroschene Bemerkungen.

Und wiederum. Eine kleine Schaar von Pilgern, weiß gekleidet, mit Stäben und Jakobsmuscheln und Sandalen, ist eben durch das Dorfthor gezogen und wandert ihren mühsamen Weg

dem heiligen Schreine von Loreto zu. Langsamen und feierlichen Schrittes ziehen sie die Spitze des Hügels hinan — ganz genau so, um mit meiner aus Romanen geschöpften Vorstellung einer Pilgerfahrt zu entsprechen! Und jetzt verschwinden sie hinter dem Hügel; und horch! sie singen ein trauriges Lied, wie „Christian und Hopeful" auf ihrem Wege zu den Bergen der Freude. Wie sonderbar schien es mir, daß ich je eine Scene, wie diese, schauen sollte! Ein Pilgerzug nach Loreto! Da waren wieder andere Umrisse, welche die Phantasie weiter ausmalen könnte!

Aber mein Hauptvergnügen war, auf all den vielen Waldwegen herumzustreifen, welche sich von den Thoren von La Riccia nach allen Seiten hin verzweigen. Einer führt steil den Hügelabhang hinunter, windet sich durch ein romantisches Thal und führt zu dem formlosen Grab der Horatier und dem lieblichen Dörflein von Albano. Ein anderer leitet über sanft anschwellende Höhen und durch Waldschluchten nach Genzano und zu dem abgeschlossenen See von Nemi, welcher in seinem tiefen Krater liegt, wie die Wasser einer Quelle, „ganz rund ineinander geringelt, wie eine Schlange schläft". Ein dritter, und zwar der schönste von allen, geht in einer Wellenlinie längs der letzten und niedrigsten Reihe der Albaner-Hügel und führt an die Ufer des Albaner-Sees. Stellenweise versteckt er sich in dichtbelaubten Schluchten, stellenweise klimmt er den offenen Hügelabhang hinan und schaut auf die Campagna hernieder. Dann windet er sich am Rande des tiefen, ovalen Seebeckens entlang zu dem Dorfe Castel Gandolfo und von da weiter nach Marino, Grotta-Ferrata und Frascati.

Der Theil des Weges, welcher nach dem See hinabsieht, geht durch eine prächtige Galerie dichtbelaubter Bäume, deren üppiges Blätterdach die Mittagssonne völlig ausschließt, und bildet

Hier einen grünen Fahrweg, gleich dem Schiffe
In einer Kathedrale, das, gewölbt von Zweigen,
Den langen, feierlichen Wald durchzieht;
An beiden Enden steht ein gothisch Thor
Weit offen.

Diese lange Waldarcade wird die Galleria di Sopra genannt, um sie von der Galleria di Sotto zu unterscheiden, einer ähnlichen, aber minder schönen Avenue, welche unten am Saume des Hügels von Castel Gandolfo nach Albano führt. In dieser obern Galerie und fast verborgen unter ihren alten und schattigen Bäumen, steht ein Kapuzinerkloster mit einer kleinen Esplanade davor, von welcher das Auge eine entzückende Aussicht auf den See und die jenseits aufsteigenden Hügel genießt. Es ist ein lieblicher Platz — so einsam, kühl und stille; es war mein liebster und häufigster Aufenthalt.

Ein anderer Pfad führt rund um das Südufer des Albaner-Sees, zieht sich an der Stätte der einstigen Alba Longa und an dem Kloster von Palazzuolo vorbei, wendet sich durch einen herrlichen Wald zur Rechten und klimmt dann den steilen Abhang von Rocca di Papa hinan. Hinter diesem Dorfe erhebt sich die runde Spitze von Monte Cavo, die höchste Zinne der Albaner-Berge, zu ungefähr 3000 Fuß über der Meeresfläche. Auf dem Gipfel stand einst ein Tempel Jupiters, und die Triumphstraße, auf welcher die römischen Eroberer jährlich einmal in feierlicher Procession hinaufzogen, um dort ihre Opfer darzubringen, führt noch heute am Abhange des Hügels hinauf. Aber ein Kloster ist auf den Ruinen des alten Tempels gebaut, und die Schüler Loyola's sind nun die einzigen Eroberer, welche das Pflaster der Via Triumphalis betreten.

Die Aussicht von den Fenstern des Klosters ist weit und herrlich. Unmittelbar vor sich taucht der Blick kopfüber in einen Golf von dunkelgrünem Laub — der Albaner-See scheint so nahe, daß man meint, man könnte ein Steinchen hineinwerfen — und Nemi, im Schoße eines grünen, becherförmigen Thales, liegt wie ein Thautropfen in der Höhlung eines Blattes. Rundum, auf jeder Höhe der Landschaft, schauen die Mauern von Landstädtchen und Dörfern aus ihrer grünen Umhüllung hervor, — Genzano, La Riccia, Castel Gandolfo und Albano, und weiter dehnt sich die flache und öde Campagna aus, mit Rom in der Mitte und gesäumt

von dem Silberfaden des Tiber, der bei Ostia „mit gefälligem Strom, in raschen Wirbeln sich drehend und gelb vom Sande, sich ins Meer ergießt“. Die Scenen der halben Aeneide liegen wie eine Karte vor einem ausgebreitet, und es würde Bände erfordern, um jeden einzelnen Punkt zu schildern, der das Auge in diesem herrlichen Panorama fesselt.

Während ich so am Balkon des Klosters gelehnt stand und mich den Betrachtungen überließ, welche die Scene anregte, kam einer von den Brüdern aus einer benachbarten Zelle und fing ein Gespräch mit mir an. Es war ein alter Mann mit grauem Haupt und zitternder Hand; doch war seine Stimme melodisch und sanft, und sein Auge glühte noch von der Begeisterung der Jugend.

„Wie wunderbar,“ sagte er, „ist die Scene vor uns! Ich habe diese Mauern nun schon dreißig Jahre bewohnt, und doch ist diese Sicht meinem Auge noch jetzt ebenso schön, als da ich sie zum ersten Male sah. Kein Tag vergeht, wo ich nicht an dieses Fenster gehe, um sie zu schauen und zu bewundern. Mein Herz ist noch lebendig für die Schönheit der Scenerie und für all die classischen Erinnerungen, die sie anregt.“

„So sind Sie denn nie von einem Engel dafür gezüchtigt worden, daß Sie Cicero und Plautus lasen, wie es St. Hieronymus geschah?“

„Nein,“ sagte der Mönch; „von meiner Jugend auf bin ich ein Schüler des hl. Chrysostomus gewesen, der oftmals mit den Komödien des Aristophanes unter seinem Kopfkissen schlief; und doch gestehe ich, daß die classischen Erinnerungen der römischen Geschichte nicht das Ergreifendste sind, was diese Scene in meinem Geiste erweckt. Dort drüben ist die Brücke, von der Constantin das wunderbare Feuerkreuz am Himmel sah, und ich kann nie vergessen, daß dieses Kloster auf den Ruinen eines heidnischen Tempels gebaut ist. Die Stadt Ostia, welche vor uns am Meeresufer liegt, ist berühmt als der Platz, wo die Flüchtlinge von Troja zuerst an der italischen Küste landeten. Aber andere Erinnerungen

haben den Platz in meinen Augen geheiligt. Marcus Minucius Felix, ein römischer Advokat, der im dritten Jahrhundert blühte, zu unserem heiligen Glauben bekehrt und einer der reinsten Schriftsteller der lateinischen Kirche, versetzt dahin die Scene seines ‚Octavius'. Dieses Werk ist Ihnen wohl nie in die Hände gefallen; denn Sie sind noch zu jung, um Ihre Studien auf die staubigen Bände der ältesten Kirchenväter ausgedehnt zu haben."

Ich erwiederte, daß ich noch nie auch nur den Namen dieser Bücher gehört hätte; und der Mönch fuhr fort:

„Es ist ein Dialog über die Eitelkeit des heidnischen Götzendienstes und über die Wahrheit der christlichen Religion zwischen Cäcilius, einem Heiden, und Octavius, einem Christen. Der Stil ist reich, fließend und poetisch; und wenn der Verfasser seine Waffen mit weniger Wucht führt als Tertullian, so zeigt er doch gleiche Geradheit und mehr Anmuth. Er hat eher die Eleganz des römischen Advokaten, als den kühnen Geist des christlichen Martyrers studirt. Aber der Band ist mir ein Schatz in meinen einsamen Stunden, und ich liebe es, hier auf dem Balkon zu sitzen und seine poetische Sprache und süße Phantasie zu genießen. Sie müssen den Band sehen, ich trage ihn hier auf der Brust."

Mit diesen Worten zog der Mönch aus den Falten seines Gewandes einen kleinen Pergamentband, mit Silber beschlagen, und indem er in den zerlesenen Blättern suchte, fuhr er fort:

„In der Einleitung beschreibt der Verfasser, wie er selbst mit seinen Freunden Octavius und Cäcilius am Meeresufer zu Ostia lustwandelt. Sehen Sie, in wie schöner Sprache er die Scene beschreibt."

Und nun las er mir die folgende Scene, welche ich nicht aus dem Gedächtniß, sondern aus dem Buche selbst mittheile:

„Die Herbstferien waren angebrochen und hatten uns Rast von den gerichtlichen Sorgen verschafft. Denn um diese Zeit trat nach den heißen Sommertagen bereits ein angenehm gemäßigtes Herbstwetter ein. So spazirten wir denn schon in aller Frühe am Meeresstrand, ein sanft fächelnder Wind erquickte die Glieder, der

weiche Sand gab sehr angenehm jedem Schritte nach — da erblickte Cäcilius eine Statue des Serapis und warf ihr nach Sitte des abergläubischen Volkes ein Kußhändchen zu. Da sagte Octavius: ‚Das ist nicht schön und recht, Bruder Marcus, daß du einen Mann, der im häuslichen wie öffentlichen Leben dir so nahe steht, in dieser Blindheit des ungebildeten Volkes verharren, ja, ihn bei hellem Tage an Steinen anstoßen lässest, allerdings behauenen und gesalbten und gekrönten; du weißt doch, daß die Schmach solchen Irrthums nicht weniger dich als ihn trifft.‘ Unter dieser Rede hatten wir schon die Hälfte der Stadt durchschritten und befanden uns am offenen Strand. Dort rieselten sanfte Wellen über den äußersten Sand dahin, wie um ihn zum Wege zu glätten. Und wie das Meer auch bei ruhigem Wetter immer ruhelos ist, so wogte es, zwar nicht in schäumender Brandung, ans Land daher, aber doch in ansehnlichen, gekräuselten Wellen.

Da streiften wir herum und ergötzten uns sehr, indem wir hart an der Grenze des Meeres einherschritten, das, abwechselnd heranwogend, unsere Füße umspielte und dann wieder zurückweichend seine Fluten in sich selbst verschlang. Langsam und ruhig gingen wir am Saume des sanft geschweiften Gestades umher und kürzten uns den Weg mit Geschichten.“

Hier unterbrach der Ton der Klosterglocke die Lesung des Mönches; er schloß das Buch, steckte es wieder an die Brust und sagte mir Lebewohl, zum Abschied mich mahnend, den Octavius des Minucius Felix zu lesen, sobald ich wieder in Rom wäre.

Während der Sommermonate ist La Riccia ein Lieblingsaufenthalt fremder Künstler, welche ihre Studien in den Galerien und Kirchen von Rom machen. Müde davon, stets Werke der Kunst zu copiren, kommen sie heraus, um Werke der Natur zu copiren, und da findet man sie denn auf ihren Feldstühlen an fast jedem schönen Aussichtspunkt, mit weißen Schirmen, um sich vor der Sonne zu schützen, und Farbenschachteln auf den Knieen, mit rascher Hand die entzückenden Umrisse der Landschaft skizzirend. Die Landbevölkerung liefert ebenfalls seine Modelle zum Studium. Die

Frauen von Genzano sind wegen ihrer Schönheit berühmt, und fast jedes Dorf in der Nachbarschaft hat irgend etwas Eigenthümliches in seinem Costüm.

Der schwüle Tag nahte sich dem Ende und ich hatte bei meinem gewohnten Abendspaziergang die Waldgalerie erreicht, die auf den Albaner-See herniederschaut. Die untergehende Sonne schien am Himmel wegzuschmelzen und sich in einen goldenen Regen aufzulösen, der die ganze Campagna mit einem Strahle der Verklärung übergoß, während Rom in der Ferne, halb verborgen, halb sichtbar, wie ein Flecken Staub in dem breiten Sonnennebel schwamm. Die Waldallee vor mir schien aus Gold und Smaragd gewölbt; und von Zeit zu Zeit schossen die niedrigen Strahlen der Sonne zwischen dem Laubdach durch, wie der glühende Pfeil des Acestes. Unter mir schlummerte friedlich der See. Ein blauer, rauchiger Dunst umwogte seine überhangenden Klippen; der kegelförmige Gipfel des Monte Cavo hing als Spiegelbild im Wasser; ein kleines Boot huschte über die spiegelglatte Fläche und ich konnte das Geräusch des Ruders hören, so regungslos und still war die Luft rings um mich.

Ich erreichte bald das Kloster zu Castel Gandolfo. Auf einer der Steinbänke der Esplanade saß ein Mönch mit einem Buche in der Hand. Er grüßte mich, als ich mich näherte, und einige gewöhnliche Bemerkungen über die Scenerie vor uns brachten uns ins Gespräch. Ich bemerkte an seinem Accent, daß er kein geborener Italiener war, obwohl er das Italienische ganz fließend sprach. In dieser Ansicht wurde ich bestärkt, als er sagte, er würde nun bald Italien Lebewohl sagen und zu den Seen und Bergen seiner Heimat in Nord-Irland zurückkehren. Ich sagte ihm dann auf englisch:

„Wie sonderbar, daß ein Irländer und ein Anglo-Amerikaner am Ufer des Albaner-Sees italienisch miteinander reden!“

„Es ist sonderbar,“ sagte er lächelnd, „obwohl sonderbarere Dinge geschehen. Aber ich danke das Vergnügen dieses Zusammentreffens einem Umstande, der dieses Vergnügen in Schmerz umwandelt.

Ich bin hier viele Wochen über die Zeit hinaus, welche ich für meine Abreise festgesetzt hatte, durch die Krankheit eines Freundes festgehalten worden, der in diesen Klostermauern hier am Sterben liegt."

„Ist er auch ein Kapuziner, wie Sie?

„Das ist er. Wir kamen zusammen vor ungefähr sechs Jahren aus unserer Heimat hierher, um an dem Jesuiten-Colleg in Rom zu studiren. Diesen Sommer sollten wir wieder zurückkehren; aber ich werde nun die Reise allein machen müssen."

„Ist denn gar keine Hoffnung für seine Genesung?"

„Durchaus keine mehr", antwortete der Mönch, das Haupt schüttelnd. „Er ist aus Rom in dieses Kloster gebracht worden, um die Wohlthat reiner Luft zu haben; aber jetzt ist es nur, um zu sterben und an den Ufern dieses schönen Sees begraben zu werden. Er ist ein Opfer der Schwindsucht. Aber kommen Sie mit mir zu seiner Zelle. Er wird es für einen Liebesbeweis ansehen, wenn Sie ihn besuchen. Und solch ein Beweis des Mitgefühls von einem Fremden wird ihm Freude machen in diesem fremden Lande, wo es der Freunde so wenige gibt."

Wir traten in die Kapelle, gingen eine Treppe neben dem Altar hinauf und kamen so in die Klostergänge. Von hier führte eine zweite Treppe zu den Schlafkammern, in deren einer der Kranke lag. Hier verließ mich mein Führer einen Augenblick und trat still in eine der nächsten Zellen. Er kam bald zurück und winkte mir, hereinzukommen. Das Zimmer war dunkel und heiß; denn der Fensterladen war geschlossen, um die Sonnenstrahlen abzuwehren, die an diesem späten Theil des Tages ohne ein Hinderniß auf die Westmauer des Klosters fielen. In einer Ecke des Zimmerchens, auf einem Strohsack lag der Kranke, mit dem Gesicht nach der Wand. Wie ich eintrat, erhob er sich auf den Ellbogen und streckte mir die Hand entgegen, indem er mit schwacher Stimme sagte:

„Es freut mich, Sie zu sehen. Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich besuchen."

Dann wandte er sich an seinen Freund und bat ihn, den Fensterladen zu öffnen und Licht und Luft hereinzulassen; und als der helle Sonnenstrahl durch den abendlichen Nebel auf Wand und Decke spielte, sagte er mit einem Seufzer:

„Wie schön ist ein italienischer Sonnenuntergang! Sein Glanz ist ganz um uns, als ständen wir im Horizont selbst und könnten den Himmel berühren. Und doch für eines Kranken schwaches und leidendes Auge hat er eine matte, kränkelnde Farbe. Er wendet sich mit schmerzlichem Gefühl von dem Glanze ab, den er nicht mehr genießen kann. Die kühle Luft ist noch das einzige freundliche Ding, was ihm geblieben zu sein scheint."

Wie er so sprach, stahl sich ein tiefer Schatten von Trauer über sein bleiches Antlitz, das von der langen Krankheit hager und eingefallen war. Aber bald war er vorüber; und als das Gespräch auf andere Gegenstände kam, wurde er wieder fröhlich. Mit kindlicher Freude sprach er von der Rückkehr in die Heimat. Er hatte diese Hoffnung nicht aufgegeben. Es schien ihm nie eingefallen zu sein, daß auch dieser Trost ihm versagt sein sollte, daß der Tod auch diese trauten Ahnungen zerstören würde.

„Ich werde bald wohl genug sein," sprach er, „um die Reise zu unternehmen; und o mit welcher Freude werde ich wieder über die Apenninen zurückkehren! Wir werden über die Alpen in die Schweiz reisen, dann den Rhein hinab nach England und bald, bald werden wir die Küsten der smaragdenen Insel schauen, wieder Vater, Mutter, Geschwister umarmen! Durch mein Gelübde habe ich auf die Welt verzichtet, aber nicht auf diese heiligen Empfindungen der Liebe, welche zu dem besten und höchsten Antheil der Seele gehören, und welche, wenn auch hier in Verweslichkeit gesäet, in Unverweslichkeit wieder erstehen werden. Nein, auch Er, der am Kreuz für uns gestorben ist, hat in seiner letzten Stunde, im unnennbaren Todeskampf an seine Mutter gedacht; wie wenn er uns lehren wollte, daß diese heilige Liebe unser letzter weltlicher Gedanke, der letzte Punkt der Erde sein soll, von dem die Seele ihren Flug in den Himmel nimmt."

Er hörte auf, zu reden, seine Augen waren mit einem festen, starren Blick auf den Himmel gerichtet, obwohl unbewußt; denn seine Gedanken waren fern zu seiner Heimat entschwebt. Als ich seine Zelle verließ, schien er sanft einzuschlummern, er bemerkte mein Gehen kaum. Das Zwielicht der Dämmerung war schon über die Klostergänge hereingebrochen; die Mönche sangen ihre Abendhymnen in der Kapelle, und ein ununterbrochener Schatten lag über den hohen Waldeshallen, die mich heimwärts führten. In der feierlichen Stille und dem grabesähnlichen Dunkel der Waldscenerie suchte ich meinem leichtsinnigen Herzen die ernste und rührende Lection einzuprägen, die ich soeben empfangen hatte.

Ich sah den Mönch nicht mehr; aber ein oder zwei Tage später hörte ich im Dorfe, daß er von hier geschieden sei — nicht in eine irdische, sondern in die himmlische Heimat.

5. Zweite Reise nach Europa. Ein deutsches Lehr- und Wanderjahr. Hyperion.

1835—1838.

Im Interesse seiner weitern Ausbildung hatte sich Longfellow eine so stille bescheidene Stellung gewünscht, wie sie das Bowdoin College zu Brunswick ihm bot. Trotz seines freundlichen Hausstandes und seiner allgemeinen Beliebtheit bei seinen Collegen und Schülern wurden ihm bei fortschreitendem Erfolge die Verhältnisse etwas zu klein und eng. Er griff deshalb mit beiden Händen zu, als sich Gelegenheit bot, eine größere und bedeutendere Stellung zu erlangen. Anregung und Empfehlung dafür ging von der ansehnlichsten Auctorität aus, welche Nordamerika damals auf dem Gebiete der Literaturgeschichte besaß, von dem Verfasser der noch heute werthvollen spanischen Literaturgeschichte, Professor Georg Ticknor an der Harvard-Universität zu Cambridge. Derselbe war Longfellows Leistungen mit dem größten Interesse gefolgt, und als er 1834 daran dachte, seine Professur der neueren Sprachen aufzugeben, schlug er als den befähigtsten und zuverlässigsten Nachfolger seinen jungen Freund vor. Die Stelle war mit einem Gehalt von 1500 Dollars jährlich verbunden. Auf Wunsch wurde dem neuen Professor freigestellt, sich vor Antritt des Amtes noch ein Jahr oder anderthalb Jahr auf eigene Kosten weiter dafür in Europa auszubilden.

„Das Glück kommt endlich“, schrieb Longfellow an seinen Vater, als er ihm das officielle Anerbieten des Universitätsrectors mittheilte. Auch der letzte Vorschlag war ihm willkommen, da er für das Deutsche bis dahin noch nicht viel gethan hatte und auch die skandinavischen Sprachen noch kennen zu lernen wünschte.

Im April 1835, nachdem er noch die Reiseskizzen „Outre-Mer“ vollendet und in die Druckerei geschickt hatte, schiffte er sich in New-York zum zweitenmale nach Europa ein, diesmal in Begleitung seiner Frau und zweier Freundinnen derselben. Der erste Aufenthalt wurde in England gemacht, wo Longfellow den beberühmten Kritiker Lockhart, den Schwiegersohn Walter Scotts, den originellen Publicisten Carlyle und dessen Frau, Hayward, den Uebersetzer des „Faust“, Sir John Bowring und andere Celebritäten kennen lernte. Am 9. Juni ging die Fahrt zu Schiff weiter nach Hamburg und von da nach Kopenhagen und Stockholm. Hier langten sie Ende Juni an, wo die langen Sommerabende am bezauberndsten sind. Professor Lignel von Upsala unterrichtete den vielsprachigen Dichter im Schwedischen, der Poet Mellin aber im Finnischen. Ende August fuhr er über Götheborg nach Kopenhagen, um auch noch Dänisch zu lernen. Mehrere der bedeutendsten Gelehrten, unter ihnen Rafn, der tüchtigste Kenner des Altnordischen, nahmen sich seiner an, und auf des letztern Vorschlag ward Longfellow Mitglied der königlichen Gesellschaft der nordischen Alterthümer.

Seinen Plan, den Winter über in Berlin zuzubringen, gab er auf, da ihm Heidelberg als ein wohlfeilerer und angenehmerer Aufenthalt bezeichnet wurde. Den Spätherbst aber wollte er zunächst noch benützen, um auch Holland zu sehen, das er bei der frühern Reise nur flüchtig berührt hatte. In Amsterdam erkrankte seine Gattin, was ihn nöthigte, einen ganzen Monat daselbst zu verweilen. Im November reisten sie weiter nach dem Haag und nach Rotterdam. Hier erkrankte seine Frau am 28. November abermals, diesmal gefährlich. Schon am folgenden Tage starb sie eines sanften, friedlichen Todes. „Obwohl hinweggerufen, wo das Leben am meisten zu lachen schien, ging sie ohne ein Murren in völligster Bereitwilligkeit heim zu Gott.“ „Ich will mit dir sein und über dir wachen“, waren ihre letzten Worte an den trauernden Gatten.

Für Longfellow war dieser Verlust indes ein gewaltiger Schlag, von dem er sich lange nicht erholte. Den ersten Trost fand er zu

Düsseldorf, wo er zufällig in eine katholische Kirche trat. Die feierliche Stille bei der Elevation der Hostie, die knieende Menge und der sanfte, gewinnende Kirchengesang zum Klang der Orgel beruhigten ihn und richteten ihn wieder empor. Am nächsten Sonntag in Bonn suchte er gleich wieder das Münster auf. Dann erst schickte er sich an, August Wilhelm Schlegel, den Shakespeare-Uebersetzer, zu besuchen, dessen Geist und Höflichkeit ihn sehr einnahmen. Am Nachmittag reiste er dann weiter den Rhein hinauf. Die trübe, winterliche Landschaft entsprach seiner Stimmung. In Mainz hielt er sich nicht auf, in Worms sah er nur eben den Dom an und eilte dann weiter über Mannheim nach Heidelberg. Hier miethete er sich ein paar Zimmer bei einer Frau Himmelhahn in der Nähe des Karlsthors. Die Stadt und ihre Lage gefielen ihm überaus. Die Scenerie erinnerte ihn an Granada, und kein altes Schloß, außer der Alhambra, war ihm so großartig poetisch erschienen. Doch der erlittene Verlust drückte ihn noch tief darnieder.

„Ich fühle mich sehr einsam und niedergeschlagen," schrieb er am 24. Januar 1836 an seinen Vater, „und die Erinnerung der letzten drei Monate meines Lebens überwältigt mich mit unaufhörlicher Trauer. Jeden Tag werde ich mehr des Verlustes bewußt, den ich durch Mary's Tod erlitten; und wenn ich denke, wie lieb und treu und gut sie war jeden Augenblick ihres Lebens bis zum letzten, und daß sie nie mehr auf dieser Welt mit mir zusammen sein wird — dann ist das Gefühl meiner Verlassenheit tief, unaussprechlich."

„Die Universität Heidelberg", schreibt er dann weiter, „ist als Rechtsschule berühmt, sie besitzt an dieser Facultät drei sehr große Männer — Mittermaier, Thibaut und Zachariä. Ihre literarische Facultät ist nichtig und leer, obwohl die Bibliothek groß und gut ist und sehr reich an alten Handschriften. Die Studenten sind nicht sehr zahlreich. Sie rauchen in den Straßen und selbst in den Hörsälen. Die Leute scheinen in ihren Anschauungen im allgemeinen etwas beschränkt zu sein; eine der Professorenfrauen ver-

sicherte jüngst, in Amerika streckten die Damen beim Sitzen ihre Füße zum Fenster hinaus."

Er hörte Schlosser über neuere Geschichte, Reichlin-Meldegg über Shakespeare und Schiller, Thibaut über Pandekten. Den alten Rationalisten Paulus sah er gelegentlich bei Spaziergängen; Dr. Umbreit zeigte ihm die Schätze der Bibliothek; mit Gervinus ward er persönlich bekannt, doch kam es zu keinem intimern Verkehre. Dagegen entwickelte sich ein engerer Verkehr mit W. Cullen Bryant, seinem Landsmann und Kunstgenossen, dessen Poesie er sehr hochschätzte. Wie früher, gewöhnte er sich auch jetzt nicht an ein methodisch-systematisches Studium. Er las viel, übte sich redend in der fremden Sprache, genoß poetische Werke mehr, als daß er sie analytisch zerpflückte, und sammelte sich spielend die mannigfaltigsten Kenntnisse. Sobald es Frühling wurde, nahm er sich einen Band Herder oder Jean Paul — für letztern gewann er eine entschiedene Vorliebe — mit hinaus ins Grüne und freute sich der schönen deutschen Aussicht nicht weniger als der deutschen Literatur. Im April besuchte er Frankfurt, im Juni Ems und Mainz. Schon Ende dieses Monats aber gewann die Wanderlust wieder die völlige Oberhand auch über seine leichte Studirmethode. Er reiste über Stuttgart, München und Salzburg nach Tirol. In dem Dörfchen St. Gilgen fand er eine Grabinschrift, welche einen sehr tiefen Eindruck auf ihn machte und welche er sich vorläufig zum Wahlspruch erkor. Er beabsichtigte nun eigentlich, nach Mailand zu reisen, und hatte schon um einen Vetturin unterhandelt; doch die kaiserlich königlich österreichische Polizei weigerte sich, seinen Paß nach Italien zu visiren. Dagegen ließ sie ihn in die Schweiz ziehen, und so fuhr er denn gen Bregenz und Konstanz, sah sich den Rheinfall an, besuchte den Rigi und die beiden Tellskapellen, wanderte durch das Reußthal hinauf nach Andermatt, dann über die Furka nach Wallis, über die Grimsel ins Berner Oberland und endlich über Lausanne und Genf nach Chamounix. In der herrlichen Berglandschaft lebte er wie neu auf. Sie entzückte ihn so, daß er nochmals das

Berner Oberland, Luzern und den Vierwaldstättersee, Rheinfall und Bodensee besuchte. Unterwegs erfreute er sich an Uhlands Gedichten. Nach einer Gondelfahrt in Zürich übersetzte er „Das Schloß am Meere".

Durch den Schwarzwald kehrte er nach Heidelberg zurück, doch nicht um länger zu bleiben. Die Zeit seines Urlaubs neigte dem Ende zu. Ueber Straßburg, Paris und Havre langte er im November wieder in der Heimat ein und trat einen Monat später seine Professur an. Der bunte Wechsel der Reiseeindrücke, die angenehme Beschäftigung mit deutscher Poesie und Literatur, mancherlei neue Bekanntschaften hatten die Heftigkeit seiner Trauer gedämpft; aber ganz waren die Schatten nicht verschwunden, welche über der Vergangenheit lagen, und über seinen Dichterträumen lagerte noch immer ein ernst melancholischer Zug.

Aus den Seelenstimmungen dieser Prüfungszeit und den Eindrücken einer Reise durch Deutschland und die Schweiz entstand der Roman H y p e r i o n, welchen er 1839 veröffentlichte, zugleich ein Künstlerroman und ein Reiseroman, im Grunde eine Fortsetzung von „Outre-Mer", nur in novellistischem Gewande. Der Dichter begrüßt uns hier nicht als moderner Pilger und Troubadour mit seinem eigenen Namen, sondern erzählt uns seine weiteren Dichterstudien als „Wanderjahre" eines Dritten.

Paul Flemming — so nennt er diesen Doppelgänger — ist ein junger Amerikaner, der seine Gattin durch frühen Tod verloren. „Seine Hausgötter (household gods) waren zerbrochen, er hatte kein Heim mehr. Seine Gefühle schrien laut auf aus seiner trostlosen Seele, und es kam keine Antwort aus der geschäftigen, geräuschvollen Welt rings um ihn. Er gab nicht willig seinem Schmerze nach, er kämpfte vielmehr, um froh und stark zu sein; aber er konnte nicht länger in das traute Antlitz seiner Freunde sehen; er konnte nicht länger allein dort leben, wo er mit ihr gelebt hatte. Er ging auf Reisen, damit der Ocean läge zwischen ihm und ihrem Grabe. Ach! zwischen ihm und seinem Herzeleid konnte es keinen Ocean geben, als den der Zeit." Wir begegnen

dem Tiefbetrübten bei Rolandseck, mitten im Winter. Er wandert den Rhein hinauf; er ist kein Fremdling da, er kennt jeden Felsen, jede Ruine, jedes Echo. Auch in ihrem Winterkleide findet er die Landschaft schön, aber sie vermag nicht seine Trauer zu mildern.

„Ein gutes Herz und eine poetische Phantasie“, so wird sein Charakter noch näher bestimmt, „machten sein Leben fröhlich und die Welt schön; bis endlich der Tod die liebe Kornblume niedermähte, die neben ihm blühte, und ihn selbst mit seiner scharfen Sichel verwundete, so daß er sein Haupt senkte und sich gern selbst in dieselbe Garbe hätte aufbinden lassen mit der süßen blauen Blume. Da kam ihm die Welt nicht mehr so schön vor, und das Leben wurde ernst. Alles wäre gut gewesen, wenn er die Vergangenheit hätte vergessen können, so daß er nicht so traurig darin hätte leben mögen, sondern die Gegenwart genießen und benützen. Aber dieses sein Herz weigerte sich, das zu thun, und beständig, während er so über die große See des Lebens dahinwogte, schaute er hinab durch die durchsichtigen Wasser und ihr buntes Gemisch von Sonnenschein und Schatten, in die tiefen Kammern der mächtigen Tiefe, in welche seine glücklicheren Tage versunken waren und wo sie lagen noch sichtbar, wie goldener Sand und Edelgestein und Perlen; und halb in Verzweiflung, halb in Hoffnung, griff er aber- und abermals hinab nach ihnen, und zog seine Hand zurück, nur mit Seegras gefüllt und tropfend von salzigen Thränen! Und zwischen ihm und dem goldenen Sande schwebte ein strahlendes Bild, gleich dem Geiste in Dante's Paradies, das ‚Ave Maria!‘ singend, und während des Sanges hinabsinkend und langsam verschwindend.

„In all diesen Dingen handelte er mehr aus plötzlichem Antrieb, als nach festen Grundsätzen, wie das bei jungen Leuten meist der Fall ist. In der That hatten seine Grundsätze kaum Zeit, Wurzel zu fassen, denn von Zeit zu Zeit rupfte er sie alle aus, wie es Kinder mit den Blumen machen, die sie gepflanzt haben — um zu sehen, ob sie wachsen. Und doch war vieles in ihm, was gut war; denn unter den Blumen und Rasenbüschen der Poesie

und unter den Grundsätzen, welche feste Wurzel gefaßt hätten, hätte er ihnen die nöthige Zeit gegönnt, lag ein kräftiger und gesunder Boden von tüchtigem Verstand, erfrischt von lebendigen Quellen des Gefühles, und befruchtet durch manche verblühte Hoffnungen, die gleich erstorbenen Blättern darauf gefallen waren."

Die Heilung dieses in seinem Kerne gesunden, augenblicklich von Schmerz verwundeten, mit Sentimentalität bedrohten, aber nicht eigentlich angekränkelten Dichtergemüthes, der Uebergang des jungen Dichters aus den Träumereien jugendlichen Phantasielebens zu männlicher Kraft und Reife, seine Entwicklung zu einem geistigen Standpunkt, welcher dem Verstande und dem Willen gerecht wird, ohne die schöpferische Kraft der Phantasie zu erdrücken — das ist im wesentlichen der Inhalt des anziehenden, geistreichen, wenn auch nichts weniger als spannenden Romans. Die ästhetisch-literarische Richtung, welche sich in Longfellows Jugendgedichten und „Outre-Mer" äußert, kommt in diesem milden Seelengemälde mehr skizzenartig als dramatisch zu vollerer Entfaltung. Ein Kranz von leichten Reisebildchen aus dem Rheinland, aus Mitteldeutschland, der Schweiz, Tirol und Vorderösterreich umschlingt in blumigen Arabesken das psychologische Hauptbild.

Was zunächst diese Reiseskizzen betrifft, so sind sie in demselben leichten, anmuthigen Genre gehalten, wie diejenigen aus Frankreich, Spanien, Italien in „Outre-Mer". Wie dort, ist der Faden der Reise nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet, oft kaum angedeutet, dagegen werden einzelne Scenen, Episoden, Charakterköpfe genauer ausgeführt und wohl auch zu sorgfältigen Miniaturen gestaltet. Wie dort entgehen uns die großen Metropolen des Verkehrs; dagegen sind einzelne Naturbilder und Dorfscenen mit vieler Liebe behandelt. Wie dort die Dörfer Auteuil, El Pardillo und La Riccia die Hauptmittelpunkte der Wanderschaft abgeben, so hier die Universitätsstadt Heidelberg, das Bergdorf Interlaken und ein paar einsame Dörfer im Salzburgischen. Wie dort die drei schöneren Jahreszeiten sehr artig auf die Länder des „Roma-

nismus“ vertheilt sind, so bekommen wir hier das Rheinland im winterlichen Gewande, Mitteldeutschland im Zauber des Frühlings, die Schweiz in der Pracht des Hochsommers, das „Salzburgische“ in herbstlichen Farbentönen zu schauen. Diese Verschiedenheit von Landschaft und Landschaftscolorit dient übrigens auch zugleich in feiner, ungezwungener Weise als charakteristischer Farbenton der hauptsächlichsten Stimmungen, durch welche der tieffühlende Flemming im Verlaufe des Romanes dahingleitet.

Wir sagen Stimmungen, da der Roman einer äußern spannenden Handlung fast gänzlich entbehrt und sich so zu sagen in lauter Stimmungen abspinnt. Flemming reist im I. Buch bei Winterszeit den Rhein hinauf nach Heidelberg, erneuert dort seine Bekanntschaft mit einem frühern Studiengenossen, Baron Hohenfels aus Kurland, und verbringt mit ihm den Winter am Fuße der „deutschen Alhambra“ in literarischen Studien. Im II. Buche durchwandern beide in schöner Frühlingszeit einen Theil von Mitteldeutschland, ohne daß weder der eine noch der andere von einem Abenteuer betroffen wird. Im III. Buch besucht Flemming in Begleitung eines humoristischen Engländers die Schweiz und verliebt sich zu Interlaken in eine Engländerin, die seine Liebe jedoch nicht erwiedert. Hierdurch abermals in seine frühere Melancholie zurückgeworfen, geht er (IV. Buch) ins Salzburgische, wo theils ländliche Natureindrücke, theils religiöse Reflexionen endlich seinen Schmerz bewältigen und ihn zu dem Entschlusse führen, durch männliche Bethätigung seiner Kräfte die weiche, träumerische Gefühlsrichtung seiner Seele zu überwinden. „Schaue nicht trauernd in die Vergangenheit; sie kommt nicht wieder. Nütze weise die Gegenwart; sie ist dein. Geh' furchtlos und männlichen Herzens der Zukunft entgegen!“ Das ist das Motto und die Moral des Romans, der Schlußstein in Flemmings Entwicklung. Freundliche Natureindrücke, bildende Reisen, anziehende Literaturstudien, Verkehr mit edlen, guten Freunden, ein heilsamer „Korb“ und religiöse Einflüsse heilen allgemach seine jugendliche Empfindsamkeit — das ist alles.

So matt, dürftig, jugendlich eine solche Romanverwicklung andern psychologischen Romanen der Neuzeit, namentlich Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren, gegenüber erscheinen mag, so dürfte doch auch wohl eine strenge Kritik zugeben müssen, daß der Charakter Flemmings mit großer Wahrheit, Feinheit und Grazie gezeichnet ist. Endigt der Roman nicht mit einem sittlichen Zersetzungsproceß, sondern mit einer sittlichen Läuterung, so hat diese objective Tendenz nicht nur ihre Berechtigung, sie darf bei der Unzahl von Romanen entgegengesetzter Tendenz nur als ein Vorzug betrachtet werden, zumal sie nirgends auf subjective Tendenz hinausläuft oder sich gar als ästhetische Tugendpredigt polternd bemerklich macht. Außer diesen Momenten hat wohl auch die Natur des Reiseromans beigetragen, Hyperion bei Engländern und Amerikanern en vogue zu erhalten. Er umgibt die Rhein- und Schweizerreise, die jeder Gebildete gemacht haben muß, mit einem gewissen literarisch-poetischen Nimbus. Ein viel bleibenderer Werth wohnt ihm aber unstreitig dadurch inne, daß er die ästhetisch bildenden Elemente jenes angelsächsischen Reisevergnügens (wie es vor einigen Jahrzehnten war und theilweise noch ist) anspruchslos gefällig zur Darstellung bringt und gleichzeitig auch des Dichters eigenen Entwicklungsgang unter dem Einflusse deutschen Geistes spiegelt.

Eine innige Liebe zum Rhein und Rheinland tritt schon in den früheren Skizzen Longfellows hervor. Flemming steht dem Pilger in „Outre-Mer" hierin durchaus nicht nach. Das Rheinland wird dem Trauernden zum ersten Tröster. An der Fülle von Poesie, welche die Ufer des schönsten aller Ströme umgibt, erwacht sein Herz allmählich wieder zu froherem Leben. Das Mittelalter, das an wenigen Punkten Europa's eine reichere Erbschaft seiner Kunst, seines Volksgeistes, seiner Frömmigkeit, seiner Größe und Herrlichkeit zurückgelassen, fesselt und bezaubert seine Phantasie, erquickt sein ganzes Wesen. Diesem Zauber folgend, versenkt er sich im Wintersemester zu Heidelberg vorzugsweise in die Schätze altdeutscher und mitteldeutscher Literatur. Drückt ihn auch der Gram noch

allzusehr nieder, um zu eigenem Schaffen aufgelegt zu sein, so fühlt er seinen Geist doch wachsen, erstarken, neue Schwungkraft gewinnen in dieser geistigen Sphäre, die ihn so frisch und fröhlich, schöpferisch und poetisch anweht, wie der schäumende, burggekrönte Rhein, wie die „deutsche Alhambra" am Neckar, wie die deutsche Gemüthlichkeit im Volke. Mehr als ein protestantisches Vorurtheil schmilzt vor dem Wehen dieses Geistes dahin, wie Schnee vor der Frühlingssonne.

„Woher", fragt er, „der tadelsvolle Blick, die allgemeine Verachtung, der laute Spott, mit welchem man die Mönche des Mittelalters betrachtet? Daß sie ihr Leben verschliefen, ist durchaus unwahr; denn in einem Zeitalter, wo der Bücher so wenige, wo sie so selten und kostbar waren, daß man sie mitunter mit Eisenketten an ihre Eichenschränke fesselte, wie Galeerensklaven an ihre Bänke, da schrieben diese Männer mit arbeitsamer Hand alle Wissenschaft und Weisheit der Vergangenheit auf Pergamenten nieder und ließen sie zu uns gelangen. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß ohne diese Mönche keine einzige Zeile der alten Classiker auf uns gekommen wäre. Gewiß dürfen wir deshalb diesen abergläubischen Zeiten etwas verzeihen, sogar dem Mysticismus der scholastischen Philosophie; denn, alles in allem, können wir nichts Arges darin finden, als die Verwechslung des Möglichen mit dem Wirklichen und das Emporstreben des Menschengeistes nach einem langersehnten, unbekannten Etwas. Ich glaube, der Name Martin Luthers, des Wittenberger Mönches, genügt, um das ganze Mönchsthum von dem Vorwurf der Trägheit zu befreien. Und sollte der's nicht thun, dann werden es vielleicht die gewaltigen Foliobände des Thomas von Aquin, oder die zahllosen, in alten Bibliotheken aufgespeicherten Manuscripte, deren vergilbte und faltenreiche Seiten einen stets an die Hände erinnern, die sie geschrieben, und an die Gesichter, die sich einst auf sie herniederbeugten."

Als Gefühlsmensch dringt er nun freilich nicht weiter in den innern Gehalt der mittelalterlichen Philosophie ein, er geht mit einer vorgefaßten Scheu an ihr vorüber. Auch die damit aufs

innigste verkettete Theologie, diese eigentliche Seele des mittelalterlichen Geisteslebens, läßt er, theilweise von seiner Gefühlsrichtung, theilweise von protestantischer Abneigung geleitet, auf sich beruhen. Dieselbe Abneigung gegen rationelle Speculation, dieselbe Gefühlsrichtung, von einer gewissen praktischen Nüchternheit gemäßigt, bewahrten ihn aber auch vor dem Nachtheil, an der deutschen Philosophie Gefallen zu finden. Die Ergebnisse derselben scheinen ihm nicht viel Besseres zu sein, als Day-dreams, „Träume eines Wachenden".

„Was ich am wenigsten an dieser neuen Philosophie leiden kann," erklärt er ganz offen einem solchen deutschen Philosophen, „das ist die kühle Impertinenz, mit der eine alte Idee in einen neuen Rock gewickelt Ihnen ins Gesicht schaut und thut, wie wenn sie Sie nicht kännte, obwohl Sie von Jugend auf miteinander bekannt gewesen. Ich erinnere mich an einen englischen Schriftsteller, der von eurer deutschen Philosophie treffend sagt: ‚Oft sieht ein Satz ganz unerforschlich gewaltig aus; wenn man ihn aber entschlossen anfaßt, aus dem Schattendickicht und den stachlichten Verschanzungen seiner rohen Terminologie herausreißt und an das offene Licht des Tages herauszieht, um ihn mit natürlichem Auge zu sehen und mit gewöhnlichem Menschenverstand zu betrachten, da sitzt eine ganz gewöhnliche Wahrheit dahinter, die uns von Kindsbeinen auf geläufig ist, oft so geläufig, daß sie von selbst einleuchtet. Nur zu oft wird der ängstliche Neuling an Drydens ‚Bücherschlacht' erinnert: da ist ein alter, rostiger Eisenhelm, dunkel, grimmig, riesenhaft, — und drinnen im äußersten Winkel ein Köpfchen, nicht größer als eine Nuß.'"

Den Humbug, der in solcher Weise mit der Philosophie getrieben wird, hält er zwar für unschädlicher als er ist — für Stürme, die wehen und verwehen und die Atmosphäre der Wahrheit erneuern; aber er selbst hat keine Lust, ihn mitzutreiben, und antwortet dem Philosophen auf sein Sphinx-Räthsel: „Was ist die Zeit?" — — „Es ist gegen zwölf Uhr!"

Wie Flemming die „Wissenschaftlichkeit" der deutschen Philosophie mit dieser fast jugendlichen Naivetät von sich stößt, so tritt er

dem deutschen Burschenwesen mit dem kühlen Ernste eines gesetzten Mannes gegenüber, der zwar an der humoristisch-drolligen Seite seinen Spaß hat, aber zu sehr Gentleman ist, um sich stark daran zu betheiligen. Noch viel weniger schließt er sich an die blasirte Aufklärung an, welche sich in Leben und Literatur, Wissenschaft und Politik, Kunst und Denkart breit macht. Sie widert sein reiches Gemüth an, und er geht lächelnd daran vorüber, wie an einer Art Philisterthum, welches das alte, orthodoxe Philisterthum verdrängt hat, ohne dabei die Nation mit Poesie zu bereichern. Etwas anders gestaltet sich sein Verhältniß zu den Heroen der neuern deutschen Literatur. So wenig ihn der scharfe, denkfertige Lessing, der poetisch philosophirende Schiller an sich zieht, und so wenig er auch von Göthe's Philosophemen verlauten läßt, so voll ist er von Jean Paul, „dem Einzigen", und von dem Dichter Göthe, der ihm „bei all seinen Verirrungen und Fehlern als ein herrliches Specimen eines Mannes" erscheint.

Jedem dieser beiden Dichter ist ein eigenes kleines Kapitel gewidmet, ein Stück Literaturkritik in Dialogform. Im Rheinischen Hof zu Mainz läßt er seinen Flemming mit einem Franken aus Baireuth zusammenkommen, und mit der Frage, ob er Jean Paul kenne, eröffnet sich folgendes Gespräch.

„Ja, ich kenn' ihn wohl," antwortete der Fremde. „Ich bin aus Baireuth gebürtig, wo er die besten Jahre seines Lebens zugebracht hat. In meinem Geiste sind der Schriftsteller und der Mensch innig verbunden. Ich lese nie eine Seite in seinen Schriften, ohne daß ich seine Stimme höre und seine Gestalt vor mir sehe. Da sitzt er mit seiner majestätischen, gebirgigen Stirn, seinen milden blauen Augen, mit dem feingeschnittenen Mund und Nase; seine massive Gestalt leicht und sorglos mit einem alten grünen Rock bekleidet, aus dessen Taschen die Ecken von Büchern hervorschauen, vielleicht auch das Ende eines Brodlaibs und der Hals einer Flasche; ein Strohhut mit grünem Futter liegt neben ihm; ein großer Spazierstock ruht in seiner Hand und zu seinen Füßen ein weißer Pudel mit röthlichen Augen und einem Band um den

Hals. Sie würden ihn eher für einen Meister Schuster halten, als für einen Dichter. Ist er ein Lieblingsautor von Ihnen?"

Flemming bejahte das.

„Aber ein Fremder muß es außerordentlich schwer finden, ihn zu verstehen," sagte der Herr. „Es ist für uns Deutsche selbst keine leichte Sache."

„Ich habe immer beobachtet," erwiederte Flemming, „daß das wahre Verständniß und die richtige Würdigung eines Dichters mehr von der Individualität als vom Nationalcharakter abhängt. Wenn zwischen den Seelen des Lesers und des Schriftstellers Sympathie sich findet, dann sind die Schranken einer fremden Sprache bald überwunden. Wenn Sie den Charakter eines Schriftstellers verstehen, so wird das Verständniß seiner Schriften leicht."

„Sehr wahr," antwortete der Deutsche, „und der Charakter Richters ist zu ausgeprägt, um leicht mißverstanden zu werden. Seine hervorstechenden Züge sind Zärtlichkeit und Männlichkeit — Eigenschaften, die man selten in so hohem Grade vereinigt findet, wie bei ihm. Ueber allem, was er sieht, über allem, was er schreibt, breiten sich die Sonnenstrahlen eines fröhlichen Gemüths — das Licht unerschöpflicher menschlicher Liebe. Jeder Klang menschlicher Freude und menschlicher Trauer findet einen tiefen Wiederhall in seiner Brust. In jedem Menschen liebt er nur seine Menschheit, nicht seine Superiorität. Das ausgesprochene Ziel all seiner literarischen Arbeiten war es, den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu heben, und in einem egoistischen, revolutionären Zeitalter unsere erkaltete menschliche Sympathie wieder anzufachen. Und nicht weniger grenzenlos ist seine Liebe zur Natur — für die äußere schöne Welt. Er umfaßt sie ganz mit seinen Armen."

„Ja," antwortete Flemming, indem er dem Fremden fast das Wort aus dem Munde nahm, „denn in seinem Geist wird alles idealisirt. Er scheint sich selbst zu beschreiben, wenn er den Helden seines Titan beschreibt, wie ein Kind, das sich im Winde auf den Aesten eines in voller Blüte stehenden Apfelbaumes wiegt

und gleich dessen Gipfel bald in das tiefe Grün herabsinkt, bald wieder hoch in tiefes Blau und Sonnenschein emporfährt; — in seiner Phantasie war das ein Riesenbaum; er wuchs allein im Weltall, als wär' es der Baum des ewigen Lebens; seine Wurzeln schlug er in den Abgrund hinab; die weißen und rothen Wolken hingen wie Blumen daran, der Mond wie eine Frucht; die kleinen Sterne glitzerten wie Thau, und Albano ruhte in dem unermeßlichen Gipfel, und ein Sturm jagte den Gipfel vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag."

„Und doch," unterbrach der Franke, „war dieser Geist der Liebe nicht Schwäche, sondern Kraft. Er war in ihm mit großer Männlichkeit verbunden. Das Schwert seines Geistes war in Armuth geschmiedet und gehämmert worden. Seine Schneidigkeit wurde erprobt in einem Kampf von dreißig Jahren. Es brach nicht, wurde nicht einmal stumpf, viel eher kräftiger und schärfer durch die Schläge, die es gab und empfing. Und indem er diesen edlen Geist der Humanität, Ausdauer und Selbstverläugnung besaß, machte er die Literatur zu seinem Berufe, als ob er von Gott zum Schreiben beauftragt gewesen wäre. Er scheint sich um nichts anderes gekümmert, an nichts anderes gedacht zu haben, als ruhig zu leben und Bücher zu machen. Er sagte, er halte es für seine Pflicht, nicht zu genießen, nicht zu erwerben, sondern zu schreiben; und er rühmte sich, so viele Bücher gemacht zu haben, als er Jahre zählte."

„Und was betrachtet ihr Deutsche als die hervorragenden Charakterzüge seines Genius?"

„Ganz unzweifelhaft seine wilde Phantasie und seinen Muthwillen. Er gibt allen Dingen eine sonderbare und magische Färbung. Man staunt über die Kühnheit und Schönheit seiner Bilder und Vergleiche, welche überall mit sorgloser Verschwendung ausgestreut sind, so mannigfaltig wie die Blumen des Frühsommers und ebenso duftig und schön. Mit tausend Extravaganzen sind zehntausend Schönheiten des Gedankens und Ausdrucks gemischt, welche des Lesers Phantasie entzünden und sie in kühnem Flug

hinraffen durch die Glut des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs, und durch die thauige Kälte und das Sternenlicht der Sommernacht. Er ist schwer zu verstehen — verwickelt — sonderbar — er holt seine Vergleiche aus jedem Nebenwinkel der Wissenschaft, Kunst und Natur — ein Komet unter den hellen Sternen der deutschen Literatur. Wenn man seine Werke liest, ist es, als klimme man einen steilen Berg hinan, in fröhlicher Gesellschaft, um einen Sonnenaufgang zu sehen. Zuweilen bist du ganz in Nebel eingehüllt — der Morgenwind pfeift schrill an dir vorbei — du hörst fern grollenden Donner. Weit unter dir thut sich die Landschaft auf — Feld, Wiese, Stadt, der Fluß in seinem gekrümmten Laufe. Das Läuten ferner Kirchenglocken oder der Feierton einer Kirchenuhr tönt an dich heran; dann erhebt sich der süße und mannigfaltige Duft der Blumen — die Vögel fangen zu singen an — die Nebel wallen hinweg — empor steigt die glorreiche Sonne — du jubelst wie die Lerche in Sonnenschein und Himmelsbläue — Seele und Sinne schwimmen in einer träumerischen Entzückung, da lacht plötzlich ein Freund hart an deinem Ellbogen laut auf und bietet dir ein Stück Bologneser Wurst an. Wie im wirklichen Leben, so ist in seinen Schriften das Ernste und Komische, das Erhabene und Groteske, das Pathetische und Scherzhafte bunt durcheinander gemischt. Zu Zeiten ist er sententiös, kraftvoll, einfach, dann wieder dunkel und breit. Seine Gedanken sind wie Mumien, in Specereien einbalsamirt und in sonderbare Hüllen gewickelt; aber im Innern selbst sind diese Gedanken Könige. Bisweilen umspielen dich heitere, schöne Bilder, ätherische Gestalten, anmuthig, harmonisch; bisweilen treiben sich starrende, wildblickende Phantasien, zusammengekettet mit Bindestrichen, Klammern und Gedankenstrichen, edel und gemein, hoch und niedrig, alle in ihren buntscheckigen Kleidern, die staubige Seite hinab, wie die Galeerensträflinge, die zu Rom die Straßen kehren, wo man oft einen Edelmann an einen Bauern gekettet sehen mag."

Ueber Göthe zu einem klaren, bestimmten Urtheil zu gelangen, wurde dem jungen Dichter schwer. Während er seine erste Reise

durch Deutschland machte (1828), veröffentlichte Wolfgang Menzel seinen schroffen, alles übertreibenden Angriff auf den noch lebenden Olympier in dem Buche „Die deutsche Literatur". Noch bevor Longfellow seinen Roman abschloß, ließ sich Heine von Paris aus in seinem Büchlein „Die romantische Schule" halb satirisch, halb bewundernd über Göthe vernehmen. Auf Menzel gab er nicht viel; dagegen nahm er jene Stelle Heine's in seine Skizzen auf, wo derselbe die neueren Dichter mit einem jungen Walde vergleicht, Göthe mit der hundertjährigen Eiche, „von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden".

„Es fehlte, wie schon gesagt, nicht an einer Opposition, die gegen Göthe, diesen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menschen von den entgegengesetztesten Meinungen vereinigten sich zu solcher Opposition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten sich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Nische mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja daß sogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenwesen trieben, und sie hätten gern mit geweihter Axt, gleich dem hl. Bonifacius, diese alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten sich im Gegentheil, daß man diesen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum und am allerwenigsten zu einer Barrikade benützen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf seinen Wipfel eine rothe Mütze stecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte diesen Baum eben, weil er so selbständig herrlich war, weil er so lieblich die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, so daß er aussah, als seien die Sterne nur die goldenen Früchte des großen Wunderbaumes."

Longfellow empfand es wohl, daß dieser enthusiastische Vergleich mit der eingestreuten Ironie weder die Vorwürfe der Orthodoxen, noch die Klagen der Jungdeutschen völlig widerlegte. Er selbst fühlte sich zu dem reichen, vielseitigen Genius des großen Dichters mächtig hingezogen; aber ganz ohne Eindruck war der Tadel, den er

über ihn gehört, doch nicht geblieben. Mit richtigem Blick beachtete er, daß sich Mensch und Dichter gerade bei Göthe schlecht trennen lassen. So versuchte er denn durch die Dialogform Licht und Schatten einigermaßen zu vertheilen. Der ernste Flemming bringt eine Reihe von Vorwürfen gegen Göthe vor, und der lustige deutsche Baron versucht dieselben zu widerlegen. Sehr treffend ist dabei die Bemerkung Flemmings, daß es eigentlich nicht Göthe war, welcher zu all jenem Widerspruch herausforderte, sondern seine Bewunderer, welche in ihrem Lob alles Maß überschritten und durch förmlichen Cult den Dichter gleichsam in den religiösen Principienkampf hineinrissen:

„Es ist ein Jammer, daß seine Bewunderer nicht etwas von seiner philosophischen Kälte hatten. Es muthet mich komisch an, wenn ich all die verschiedenen Lobesprädicate lese, die sie auf ihn anwenden: ‚Der liebe, liebe Mann! Der Mann, der ganz und voll das Leben genossen. Der alles umfassende Mann! Der Repräsentant der Poesie auf Erden! Der vielseitige Meister-Genius Deutschlands!‘“

Der Dialog geht dann also weiter:

„Baron: Ich gestehe, ein Heiliger war er nicht.

Flemming: Nein, seine Philosophie ist die altheidnische Philosophie. Sie werden dieselbe in angenehmem Taschenformat kurz zusammengedrängt in der schönen Ode Horazens an Thaliarchus beisammen finden. Was ich dem alten Herrn am meisten vorzuwerfen habe, ist seine Sinnlichkeit.

Baron: Ach, Unsinn! Nichts kann reiner sein, als Iphigenie; sie ist so kalt und leidenschaftslos wie Marmor.

Flemming: Sehr wahr; aber das können Sie nicht von den Römischen Elegien behaupten und von diesem ungeheuerlichen Buch, den Wahlverwandtschaften.

Baron: Ach, mein Freund! Göthe ist Künstler und betrachtet alle Dinge ausschließlich als Gegenstände der Kunst. Warum sollte er nicht in Worten nachbilden dürfen, was Maler und Bildhauer in Farben und Marmor nachbilden?

Flemming: Der Künstler zeigt seinen Charakter in der Wahl seines Gegenstandes. Göthe hat nie einen Apoll gemeißelt, noch eine Madonna gemalt. Er gibt uns nur sündige Magdalenen und muthwillige Faune. Er idealisirt nicht so sehr, als er realisirt.

Baron: Er ahmt nur die Natur nach.

Flemming: Das thaten auch die Künstler, welche die Bronzelampen von Pompeji machten. Möchten Sie eine derselben in ihren Saal hängen? Zu sagen, daß ein Mann ein Künstler ist und die Natur nachahmt, ist nicht genug. Es gibt zwei große Schulen der Kunst: die nachahmende (imitative) und die freigestaltende (imaginative). Die zweite ist die edelste und die bleibendste; und Göthe gehörte eher zur ersten. Haben Sie Menzels Angriff auf ihn gelesen?

Baron: Er ist wahrhaft wüthend. Der Schlesier haut mit wahrer Lust auf ihn los. Ich hoffe, Sie stehen doch nicht auf seiner Seite.

Flemming: Gewiß nicht. Er geht zu weit. Er tadelt den Dichter, daß er kein Politiker ist. Er könnte ihn ebenso gut dafür tadeln, daß er nicht als Missionar nach den Sandwich-Inseln gegangen ist.

Baron: Und was denken Sie von Eckermann?

Flemming: Ich denke, er ist eine Art von deutschem Boswell. Göthe wußte, daß er sein Portrait zeichnete, und setzte sich dafür in Positur. Er gibt sich harte Mühe, aus dem alten Jupiter einen Sanct Peter zu machen, wie einst die Katholiken in Rom.

Baron: Nun, nennt ihn alten Humbug, alten Heiden oder was Ihr wollt. Ich behaupte: mit all seinen Irrthümern und Fehlern war er ein herrliches Specimen von einem Menschen.

Flemming: Das war er. Ist es Ihnen nie aufgefallen, daß er in einigen Punkten Ben Franklin gleicht — eine Art Ben Franklin in Reimen? Die praktische Richtung seines Geistes

war dieselbe; seine Liebe zur Wissenschaft war dieselbe; sein wohlwollender, philosophischer Geist war derselbe; und eine große Zahl seiner poetischen Maximen und Sprüche scheinen nichts anderes zu sein, als die weltliche Weisheit des Armen Richard, in Verse gesetzt.

Baron: Was mich am meisten ärgert, ist, daß jetzt jeder deutsche Esel dem todten Löwen noch einen Tritt geben muß.

Flemming: Und jeder, der durch Weimar reist, muß ein Buch auf sein Grab werfen, wie die Wanderer einst einen Stein auf das Grab des Manfredi zu Benevent.“

Eine so freundliche Wendung für Göthe nun auch der Dialog nimmt, so würde man sich doch täuschen, wenn man den Baron und nicht Flemming als den Wortführer Longfellows betrachtete. Ueber die heidnische Grundrichtung der Göthe'schen Lebensweisheit gab er sich durchaus keiner Täuschung hin. Zum 19. April 1839 meldet sein Tagebuch:

„Felton speiste heute mit mir. Nach Tisch blätterten wir im Horaz. Wir staunten über die große Aehnlichkeit seiner Moral mit derjenigen Göthe's. Denn z. B. in der schönen Ode an Thaliarchus, wie sehr erinnern die folgenden Verse an Göthe:

Quid sit futurum cras fuge quaerere, et
Quem fors dierum cumque dabit, lucro
Appone, nec dulces amores
Sperne, puer, neque tu choreas.“

Zwei Tage später aber schreibt er an Samuel Ward:

„Horaz ist der lateinische Göthe — oder eher (Geist der Vergangenheit, vergib mir!) Göthe ist der deutsche Horaz. Er ist mein Lieblingsclassiker, und wenn immer ich Latein citire, was ich freilich, wie Sie wissen, nicht oft thue, so citire ich ihn, weil seine Phrasen haften bleiben. Was für ein schönes Ding ist z. B. die Ode Ad Thaliarchum (I. 9), welche Sie ja dem Dr. Francis einmal nach Tisch vorlesen müssen; sie enthält die Philosophie

Göthe's vollständig oder fast vollständig; und die Hälfte von dem, was wir jetzt als so wunderbar schön gesagt an dem Deutschen lobpreisen, das hat vor 2000 Jahren schon Horaz gerade ebenso gut gesagt."

Er vergibt indes dem „alten Heiden" sein Heidenthum um seines gewaltigen poetischen Genies willen, er ehrt seine künstlerische Schöpfergabe, die fast so unerschöpflich als die Natur ist. Aber er ist weit entfernt, ihn in seinem heidnischen Naturcult als Vorbild und Führer zu nehmen. Ihn will bedünken, daß die Kunst nicht im Dienste des bloßen Lebensgenusses stehen solle; sie müsse den Menschen über das Materielle emporheben, rein, sittlich sein, sich mit der Religion zum Gottesdienst verschmelzen.

Bei der freiesten Umschau auf dem ganzen weiten Gebiete deutscher Literatur und deutschen Lebens, die ihn manchmal fast als liberalen Eklektiker erscheinen läßt, wendet sich Flemming dennoch mit unverkennbarer Abneigung von allem ab, was man als Auswüchse deutschen Geistes und deutscher Bildung bezeichnen muß, wendet sich dagegen mit ebenso unverkennbarer Gefühlsinnigkeit all jenen Monumenten und Lebensäußerungen zu, welche der christlich-nationale Geist des Mittelalters im deutschen Volke zurückgelassen: den ehrwürdigen Domen, in denen er sich so majestätisch offenbarte; der Bildnerei, in der er sich so unerschöpflich reich verkörperte; der alten Literatur, in welcher seine Gemüthsfülle sich spiegelte; der neuern Literatur, sofern sie in Ballade und Lied, Epos und Drama die nationale Geschichte und Poesie neu zu beleben bemüht war; dem Volkslied, in dem der alte Liederstrom noch fortflutete; dem ländlichen Volksleben, das, unberührt von der seichten Aufklärerei der Städte, mit dem alten Glauben und dem alten Naturgefühl auch die alte deutsche Gemüthlichkeit am meisten bewahrt hatte; der religiösen Poesie des Lebens, von der in protestantischen Kreisen allerdings wenig, aber um so mehr in schlichten katholischen Dörfern zu finden war. Unbewußt, aber von durchaus richtigem Gefühl geleitet, dringt Flemming immer näher an den großen Centralpunkt vor, von dem aus einst das

deutsche Volk seinen Primat unter den Völkern, wie den wahren Adel und das religiös-sittliche Gepräge seines Charakters erhalten hatte. Auf einem katholischen Gottesacker, nach den ergreifenden Ceremonien, welche das Begräbniß eines unschuldigen Kindleins begleiten, nach der freundlichen Predigt eines schlichten, katholischen Dorfpfarrers vollzieht sich die bis dahin langsam vorbereitete innere Umwandlung des von innerer Trauer und unbefriedigter Sehnsucht umhergetriebenen Pilgers. Der protestantische Leser wird sich der Besorgniß kaum erwehren können: der wird am Ende noch katholisch! Alle Sympathien und Anschauungen des Mannes drängen dahin. Er steht vor dem Schlußstein, der jene ganze poetische Welt trägt, von welcher er so voll ist; er steht vor der Wahrheit, aus der all jene Schönheit emporgeblüht, die ihn entzückt; er steht vor dem Lebensquell jener Religion, die einst Deutschland zum Haupt und Herzen Europa's machte.

Er wird aber nicht katholisch — und nun wird es schwer, einen Schluß zu finden. Jetzt zur Aufklärung umzusatteln, ist unmöglich; protestantischer Romantiker ist Flemming schon zu Anfang des Romans; so bleibt denn nichts übrig, als dem psychiatrischen Läuterungsproceß die Wendung zu geben, daß der bis jetzt vorherrschend träumerische Flemming sich endlich aufrafft und sagt: Ich will nicht länger träumen; ich will jetzt ein Mann sein und handeln! Die Probe, welcher dieser Entschluß am Ende des Romans unterworfen wird, besteht Flemming siegreich. Aber worin sein Handeln und seine Mannheit sich zeigen soll, wird nicht genauer entwickelt; dadurch erhält der ganze Läuterungsproceß einen so verschwommenen Abschluß, daß es nicht befremden kann, wenn derselbe auch schon im Sinne freimaurerischer Männlichkeit, d. h. aufgeklärter Religionslosigkeit gedeutet wurde. Letzteres allerdings mit Unrecht. Flemming entsagt nicht der ausgesprochenen romantischen Richtung, mit welcher er in den Roman tritt, er vertieft sich vielmehr zusehends in dieselbe bis zu dem abrupten Schluß. Allein trotz seiner Unvollständigkeit bekundet dieser doch einen bedeutsamen Fortschritt in Flemmings Gesammtcharakter. Der Wan-

derer gibt seine Träumereien auf, um selbst zu schaffen und zu handeln; seine vage, poetisch-träumerische Welt hat durch die Einwirkung des christlich-deutschen Geistes eine bestimmtere, wenn auch nicht philosophisch abgegrenzte, Gestalt gewonnen. Er ist in die historisch-poetische Anschauung der Romantiker gedrungen, ohne deren phantastisch-philosophische Excesse in sich aufzunehmen; er hat sich an Göthe und den Neueren geschult, ohne deren philosophischen Unglauben zu theilen. Mit dem Herzen halb katholisch, mit dem Verstande halb protestantisch, halb aufgeklärt, tritt er an sein Werk heran und trägt die deutsche Romantik, seinem Charakter gemäß gemildert, hinüber in seine transatlantische Heimat.

6. Stimmen der Nacht. Balladen.

1839—1842.

Aus Europa zurückgekehrt, ließ sich Longfellow (1836) für die ganze übrige Zeit seines Lebens zu Cambridge — dem Sitze der berühmten Harvard-Universität, dem bedeutendsten Centrum wissenschaftlichen und literarischen Lebens in ganz Nordamerika — nieder. Er bezog hier 1837 eine Wohnung in einem sehr stattlichen, alten Hause, Craigie Mansion genannt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebaut und dadurch berühmt, daß es während des Befreiungskampfes nach der Schlacht von Bunkerhill dem General Washington, dem Vater des Vaterlandes, zeitweilig als Hauptquartier gedient hatte. Man wußte noch genau die Zimmer, in welchen der General gewohnt und seine Frau und seine Adjutanten. Der alte Bau mit seinen ansehnlichen Treppen, schönen Feuerherden und altmodischer Einrichtung, prächtige Bäume und Baumgruppen rundum und eine gemüthliche Aussicht nach dem Charles River fügten den patriotischen Erinnerungen den Zauber malerischer und poetischer Eindrücke hinzu. Der Besitzer Craigie war einst ein wohlhabender Mann, hatte aber seiner Wittwe das schöne Besitzthum sehr verschuldet hinterlassen, so daß sie genöthigt war, durch Vermiethung von Zimmern sich einiges Einkommen zu sichern. „Ich nehme keine Studenten," hieß es zuerst, „als Longfellow sich für ein Zimmer meldete; als jedoch Frau Craigie hörte, daß der junge Mann bereits ernannter Universitäts-Professor sei, gewährte sie ihm ein Zimmer im obern Stocke. Als die Wittwe dann starb, kaufte Longfellow das ganze Haus und zog in den untern Stock hinab, wo er sich ein gemüthliches Dichterheim einrichtete.

Von 1836 bis 1854, also nahezu 20 Jahre, fuhr er fort, als Professor an der Universität zu wirken. Als solcher hatte er eine sehr angenehme Existenz. Ein Schüler, der zur ersten „Abtheilung“ gehörte, welche der Dichter 1836 unterrichtete, erzählt, derselbe habe sich zu den jungen Leuten gestellt, wie ein nur um ein paar Jahre älterer persönlicher Freund, und fährt dann fort:

„Die gewöhnlichen Vorlesungszimmer des Collegs waren alle besetzt, und ich glaube wirklich, man erwartete nicht, daß er überhaupt den Unterricht in einer bestimmten Sprache übernehmen würde. Er sollte die ganze Abtheilung überwachen und Vorlesungen halten. Wie es mir schien, lehrte er uns Deutsch nur aus Liebe zu dieser Sprache; ich wenigstens meinte so, und bis heute fiel mir nie zu fragen ein, ob das eigentlich zu seinem pflichtgemäßen Dienst gehörte. Wir trafen ihn übrigens nicht in einem der ziemlich ärmlichen Schulzimmer, sondern in einer Art von Salon, der mit Teppichen belegt, mit Gemälden behangen und sonst ganz schön ausgestattet war. Das Zimmer hieß, wenn ich mich nicht irre, ‚Corporation Room‘. Wir saßen darin rund um einen Mahagoni-Tisch, der eigentlich, wie es hieß, für die Diners der Schulaufsichtscommission bestimmt war, und die ganze Geschichte machte sich ungefähr wie eine freundliche Gesellschaft in einem Privathaus, in welcher man sich gelegentlich damit unterhielte, etwas Deutsch zu studiren. Diese Umstände des Ortes sind jedenfalls charakteristisch.

„Er begann mit bekannten Balladen, las sie uns vor und ließ sie uns lesen. Ohne daß wir es darauf ablegten, wußten wir sie bald auswendig, und ich glaube, das war so mit seine Absicht. Gleichzeitig lernten wir die Paradigmen auswendig. Aber wir studirten die Grammatik nur, um eben das Nöthigste zu lernen, und bis heutigen Tags weiß ich kaum zur Hälfte, was in den regelrechten deutschen Grammatiken steht.

„Das war aber viel zu schön, um lange zu dauern. Seine gewöhnliche Amtspflicht war es, die fünf oder sechs Lehrer zu überwachen, welche für etwa 200 bis 300 Studenten Französisch,

Deutsch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch docirten. Alle diese Leute waren in Europa geboren, und man weiß, wie Studenten mit solchen Leuten umgehen. Longfellow hatte die wirkliche Oberaufsicht dieser ganzen Abtheilung. Sein Titel war ‚Professor der modernen Literatur', aber wir nannten ihn nur ‚The Head' (das Oberhaupt), weil er wirklich allem vorstand. Wir wußten nie sicher, wann er in die Schule kam und seine Leitung ausübte. Aber wir freuten uns immer, wenn er kam. Alle oberflächliche Arbeit, die irgend ein Unglücksvogel aus Frankreich, gequält von einer Schaar naseweiser Wildfänge, etwa dahingepfuscht hatte, wurde von ihm wieder zurecht und in Ordnung gebracht. Wir alle wußten, daß er ein Dichter war, und waren stolz darauf, ihn am Colleg zu haben; aber gleichzeitig achteten wir ihn auch als Geschäftsmann.

„Daneben hielt er Vorlesungen über bestimmte Schriftsteller oder allgemeine Gegenstände. Der Besuch dieser Vorlesungen war freigestellt; aber ich weiß, ich habe nie eine verabsäumt. Ich habe noch ausführliche Notizen von seinen Vorlesungen über Dante's Divina Commedia, die meine Erinnerung bestätigen, nämlich, daß er uns das Ganze Englisch vorlas und dann erklärte, was immer er näherer Erläuterung für bedürftig hielt. Ich habe diese Notizen später noch oftmals nachgelesen. Und obwohl ich glaube, daß er später alles Wissenswürdige seiner Anmerkungen in seiner Dante-Uebersetzung unterbrachte, so weiß ich doch auch, daß ich bis zur Vollendung derselben nirgends eine solche Fundgrube zur Erklärung des Gedichtes beisammen fand."

Wie eine solche freie, zwanglose Methode auf talentvolle Schüler ungemein anregend wirken mußte, gewährte sie dem Dichter die schönste Gelegenheit, sich beständig in den verschiedenen modernen Sprachen zu üben, die modernen Literaturen tüchtig durchzuarbeiten und sich selbst immer mehr daran zum Dichter zu bilden. Zeit und Muße zu eigener Production blieb auch noch übrig, und so hatte Longfellow nie mit jenen äußeren Schwierigkeiten zu ringen, an denen so manches schöne Talent zu scheitern pflegt.

Von nicht geringerem Vortheil für den Dichter war die vielfache Anregung, welche ihm seine Collegen an der Universität darboten. Das Griechische docirte Cornelius Conway Felton, den Ticknor später den „herzlichsten aller griechischen Professoren" nannte; als die vorzüglichste juristische Autorität galt Charles Sumner, der später auch in der Politik eine hervorragende Rolle spielte. Beide wurden bald Longfellows vertrauteste Freunde. An das philologisch-juristisch-literarische Kleeblatt schlossen sich dann noch zwei talentvolle Männer an: der Jurist George Stillman Hillard und Henry R. Cleveland. Sie kamen so oft zusammen, daß man sie nur die „Club-Fünfe" (the fife of Clubs) nannte. Alle beschäftigten sich leidenschaftlich mit Literatur, besprachen und kritisirten untereinander ihre literarischen Producte und standen in der Oeffentlichkeit freundschaftlich füreinander ein. Einen sehr gemüthlichen Freundschaftsbund schloß Longfellow auch mit dem zwei Jahre jüngern Novellisten Nathaniel Hawthorne, der schon 1837 ein großer Liebling der englischen und amerikanischen Lesewelt wurde.

Wie Longfellow bereits während seiner Studienjahre keine Neigung zu sklavisch abgegrenzten Specialitäten und abgründlicher Gründlichkeit hatte, so wahrte er sich auch als Professor eine möglichst weite Universalität. Für die Vorlesungen im Jahre 1837 entwarf er folgenden Plan:

1. Einleitung. Geschichte der französischen Sprache.
2. Die anderen Sprachen des südlichen Europa.
3. Geschichte der nördlichen oder gotischen Sprachen.
4. Angelsächsische Literatur.
5. und 6. Schwedische Literatur.
7. Skizze der deutschen Literatur.
8., 9. und 10. Leben und Schriften Göthe's.
11. und 12. Leben und Schriften Jean Paul Richters.

Diese Vorlesungen arbeitete er schriftlich aus, während er andere „oral lectures" (freie Vorträge) an die Lesung und Uebersetzung von Göthe's Faust und Dante's Divina Commedia an-

knüpfte. Er übersetzte dabei selbst vor, meist in Prosa, mitunter auch metrisch, und fügte dann seine Erklärungen und Bemerkungen hinzu. Während sich früher das Spanische seiner Vorliebe zu erfreuen gehabt hatte, wandte er sich jetzt mit steigendem Interesse dem Deutschen zu, und der Einfluß deutscher Dichter und Schriftsteller ist nicht bloß im „Hyperion" bemerkbar, sondern auch in den Gedichten, welche dieser Zeit entstammen.

Ueber die damaligen amerikanischen Literaturbestrebungen gibt er seinem Freunde Greene in Rom (23. Juli 1839) folgende interessante Uebersicht:

„Hillhouse gibt seine Gedichte neu heraus. Prescott schreibt eine Geschichte der Eroberung von Mexico. N. hat ein Gedicht veröffentlicht — der wüthendste Trödel, Trödel mit einem Zinneimer am Schweif. Und doch sagt Willis: ‚Wenn Gott je einen zum Dichter gemacht hat, so ist's N.' Willis' A l'Abri ist eine Briefsammlung, geschrieben von seinem Landsitze am Susquehannah, und veröffentlicht im ‚Mirror' als ‚Briefe unter einer Brücke her', recht charaktervoll und schön! Hillard hat eine neue und schöne Spencer-Ausgabe unter der Presse, mit Einleitung und Anmerkungen von ihm. Felton ist mit einer Uebersetzung von Menzels ‚Deutscher Literatur' beschäftigt. Sie wird fein. New-York wird mehr und mehr literarisch. Auch die Bigotterie daselbst nimmt etwas ab. Hr. Brooks, vormalen unitarischer Geistlicher in Hingham, ist zum Professor der Botanik an der Universität von New-York ernannt worden. Cooper, der Romanschreiber, steckt bis an die Achselhöhlen in Processen, — Beleidigungsfälle gegen Zeitungsredacteure, die ihn verhöhnten. Entschieden ein unangenehmes Individuum! Der Bulwerismus ist am Aussterben, der Marryatismus ditto. Dickens regiert unumschränkt als populärer Schriftsteller. Bancroft hat einen scharfen Artikel gegen Göthe im ‚Christian Examiner' geschrieben. Washington Irving schreibt in seinem ‚Knickerbocks' alte Ueberreste weg, Abfälle von der Schlummerhöhle und von Granada. Wie schade! Eine Miß Fuller hat eine Uebersetzung der Gespräche Göthe's mit dem

‚Livrée-Bedienten‘ Eckermann herausgegeben, Dr. Bird eine neue Novelle.“

Longfellows eigener neuester Beitrag zur amerikanischen Literatur war sein „Hyperion“, von dem er an Greene schreibt: „Die Stimmungen des Buches sind wahr, die Ereignisse der Geschichte meist erfunden.“

Der Roman erregte großes Aufsehen und fand starken Absatz, obwohl dem Dichter neben vielfachem Lobe auch der schärfste Tadel nicht erspart blieb. Er ließ sich diesen jedoch nicht sehr zu Herzen gehen, sondern fühlte sich sehr wohlgemuth und beschloß, gleich eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Stimmen der Nacht“ herauszugeben. Er sagte sich mit dem alten Michel Drayton:

I will; yea and I may!
Who shall oppose my way?
For what is he alone
That of himself can say
He's heire of Helicon?

Ich will! Ich werd' es wagen!
Wer will sich drob beklagen?
Wo ist der Erdensohn,
Der von sich selbst kann sagen:
Mein ist allein der Helikon?

Der Prolog verkündet, gleichsam im Anschluß an „Hyperion“, den Uebergang des Dichters von den Naturgesängen der Jugendzeit zum Liede des Mannes, der nicht mehr aus Träumen, sondern aus dem „tiefen Strom des Lebens“ schöpft. Eines der schönsten Gedichte ist der Erinnerung seiner so früh verstorbenen Gattin geweiht.

Fußstapfen von Engeln.

Wenn gezählt des Tages Stunden,
Wenn das Herz vom Ruf der Nacht
Seines Schlummers Haft entwunden,
Still zu heil'ger Lust erwacht,

Eh' die Abendkerzen glühen
Und vom neckischen Herdesglanz
Grimm und groß Gespenster ziehen
An den Wänden hin im Tanz;

Treten der Verstorb'nen Schatten
Durch die off'ne Thür' herein,
Sie, die einst so lieb mich hatten,
Einmal noch bei mir zu sein:

Er, der kühn im Jugenddrange
Aus dem Kampfe Hoffnung trank,
Mitten dann im Siegesgange
Todesmüde niedersank;

Sie, die Leid- und Kreuzbewährten,
Die der Tod, die bleiche Hand
Fromm gefaltet, gleich Verklärten,
Treu auf ihrem Posten fand.

Und das liebe, holde Wesen,
Das in frohem Jugendtraum
Mir zur Braut einst auserlesen,
Engel nun im Himmelsraum.

Sanften, unhörbaren Schrittes
Schwebt sie her im Lichtgewand
An den Platz zu meiner Seite,
Reicht mir ihre traute Hand, — —

Und da sitzt sie, schaut ins Aug' mir,
Mit den Augen tief und mild,
Wie die Sterne, wie die Heil'gen
Niederschau'n vom Lichtgefild.

Lautlos, doch wohl zu verstehen
Ist der Sel'gen stumm Gebet;
Vorwurf, endigend in Segen,
Ihrem Engelsmund entweht.

O wie schwinden Furcht und Schmerzen,
Ist mein Herz auch noch so schwer,
Wenn ich denke: Solche Herzen
Lebten, und sie sind nicht mehr.

Andere dieser „Stimmen", wie „Das Sternenlicht", „Der Schnitter" u. a., ähneln dem mitgetheilten Gedichte in zarter, tiefer Empfindung, so auch das folgende:

Blumen.

Recht hat er, am burggekrönten Rheine,
Der die Blumen holde Sterne nennt:
Auch das Volk sah einst in ihrem Scheine
Sterne an der Erde Firmament.

Sterne sind's, die uns das Schicksal künden,
Wie den Sehern einst der alten Zeit,
Aber glühend nicht von Feuerschlünden
Wie die Sterne, draus sie prophezeit.

Hehre Wahrheit, vielfach und gewaltig
Aus dem Sternenhimmel zu uns spricht:
Liebesoffenbarung mannigfaltig
Aus der Blumen zarter Hülle bricht.

Herrlich, glorreich ist's, was sie uns sagen
Von der Schöpfung, von des Schöpfers Zier,
Und des Daseins größte Räthselfragen
Ahnen in den trauten Blumen wir.

Und der Dichter, treu und wohlbelesen,
Schaut in Stern und Blume tieferregt
Eine Spur von jenem höhern Wesen,
Das ihm mächtig Geist und Herz bewegt.

Blumenbüschel voll, im Prunkgewande,
Blüten stolz in Sonnenherrlichkeit,
Blätter zitternd mit dem Silberrande,
Knospen jetzt dem Tode schon geweiht, —

Hoffnungen, von gold'ner Pracht umfangen,
Sehnen, das von Glut und Feuer sprüht,
Kühnes Streben, ungewisses Bangen,
Zarte Wünsche über Nacht verblüht, —

All das waltet still im Blumenreiche —
Keine leeren Träume sind das nur —
Und im Menschenleben schaut das Gleiche
Ernst der Dichter wie in der Natur.

Blumen strahlen rings aus vollem Borne;
Einige künd'gen uns, daß bald es lenzt,
And're steh'n wie Ruth im reifen Korne
Und im blauen Aug' die Thräne glänzt.

Doch nicht bloß der Lenz führt Blumenzierde,
Nicht der Sommer bloß im Wappenschild:
Auch der alte Herbst ehrt ihre Würde,
Trägt noch späte Blüten im Gefild;

Nicht auf Matten nur und grüner Halde,
Hoch am Berge und am Uferrand
Stiller Seen im tiefen, dunkeln Walde,
Wo das Wild löscht seines Durstes Brand;

Nicht bloß in des Hochwalds Laubportalen,
Nicht am Grab des armen Wilds allein:
Auch in hehren, grauen Kathedralen,
Ueber Heldengräbern fest von Stein,

In den Hütten armer, roher Bauern,
In dem Schloß, wo noch in Majestät
Alter Zeiten Brauch und Sitte dauern,
Und das Blumenspiel im Schwange geht:

Allenthalben und zu allen Zeiten
Blumen blüh'n um uns im Festgewand;
Seelchen haben sie — wer will's bestreiten?
Und die Seelchen sind mit uns verwandt!

Kindern gleich, mit Herzenslust wir sehen,
Wie die Knospe löst der Blätter Band,
Uns ein Bild, daß einst wir auferstehen,
Uns ein Gruß aus schönerm, besserm Land!

Wie im „Hyperion", so suchte sich der Dichter indessen auch in seiner Lyrik gelegentlich jenen lieblich-ernsten Stimmungen zu entziehen und zu frohem, kräftigem Lebensmuthe aufzuraffen. Man braucht dabei gar nicht an eine neue, aller Religiosität abgewandte Ideenrichtung im Sinne des modernen Fortschrittes zu denken, wie das von Seite liberaler Kritiker wohl geschehen ist.

Ein Psalm vom Leben.

Was das Herz des Jünglings zum Psalmisten sagte.

Sag' mir nicht voll Weh und Kummer:
„Eitler Traum sei unser Sein";
Tod ist solcher Seelenschlummer,
Und es täuscht der Dinge Schein.

Ernst und Wahrheit ist das Leben,
Mit dem Grabe schließt es nicht.
„Staub bist du, dem Staub zu geben",
Gilt nicht von der Seele Licht.

Keine Freuden, keine Sorgen
Sind das Endziel uns'rer Bahn;
Handeln, daß ein jeder Morgen
Treffe strebend uns voran.

Lang ist Kunst, und Zeit ist flüchtig;
Und das Herz schlägt dumpf und bang,
Ist's auch noch so brav und tüchtig,
Trauermarsch zum letzten Gang.

In der Wahlstatt wirrem Drängen,
Auf des Lebens dunklem Feld
Laß dich nicht wie Schlachtvieh zwängen,
Kämpfe, ringe wie ein Held!

Flieh' das Grab enteilter Schmerzen,
Flieh' was ros'ge Zukunft beut,
Gott vor Augen, Muth im Herzen,
Wirke das lebend'ge Heut!

Welcher Schatz das Leben, mahnet
Großer Männer Herrlichkeit,
Zeigt uns, wie man sterbend bahnet
Spuren in den Sand der Zeit;

Spuren, die auf hohem Meere
Ein verirrter Bruder schaut,
Ohne Steuer, ohne Wehre;
Doch er sieht sie — und vertraut.

Laßt uns wirken drum und leben,
Auf ein jeglich Loos bereit,
Ringend, suchend weiterstreben,
Handeln, harren bess'rer Zeit!

Das tönt schon etwas energischer, als das Lied der Auferstehung, das er den Blumen in den Mund legt, oder der leise Schritt der Engel, die ihn in der Abenddämmerung besuchen, und der Titel sieht fast so darein, als wollte er dem Psalmisten ins Gesicht widersprechen. Aber es gibt allerlei Psalmisten, und wenn man sich erinnert, was puritanische Predigt aus dem Psalmisten herauslas, welch trübselige Anschauung des Lebens, welch traurigen Ascetismus, da begreift man bald, wie das Herz des Jünglings dagegen protestirte. Uebrigens ist das Gedicht nur der Schlußaccord des „Hyperion", eine poetische Umschreibung der sonderbaren Devise, mit welcher Flemming aus seiner Sturm- und Drangperiode heraustritt: Kämpfen und Abwarten! So unklar und unvollständig dieser Abschluß ist, sagt er immerhin etwas: ein männliches Zurückdrängen der Empfindsamkeit. Damit wurde aber der wahren, tiefen Empfindung nicht entsagt; vielmehr tritt diese in den übrigen Gedichten nur um so geläuterter hervor, und

in dem folgenden z. B. ist ein kraftvolles, tiefreligiöses Naturgefühl in Bilder gekleidet, die sonst nur einem Katholiken geläufig zu sein pflegen.

Mitternächtliches Todtenamt für das sterbende Jahr.

Ja, das Jahr wird greis und alt,
Hohläugig und abgeblaßt.
Der eisige Tod so kalt
Bei dem Bart den Alten faßt,
Schmerzlich — schmerzlich!

Die Blätter fallen, fallen
So ernst, so schwer und bang;
Krah! Krah! die Felsen hallen,
Es ist ein Wehgesang,
Ein Wehgesang.

Durch Wald und Felsenhöhlen
Rollt hin des Sturmes Ton:
„Gedenkt der armen Seele!"
Rauscht seine Antiphon.
O betet, betet!

Gleich Mönchen die Wolken stehen;
An der Regentropfenschnur
Gleitet murmelnd hin ihr Flehen;
Aber ach — vergeblich nur.
Alles vergeblich!

Da steht es auf stürmender Heide,
Das närrische alte Jahr,
Wie Lear, verhöhnt im Leide,
Feldblumen im flatternden Haar,
Ein König — ein König!

Ein sonniger Tag noch erwacht,
Sollst, Alter! noch dich sonnen,

Der letzte Trost! Wie das Herz ihm lacht!
Stets hört' er die Stimme voll Wonnen
So sanft und lind.

Und er spricht zum goldenen Strauch,
Zu der Stimme so lind und froh,
So lieb, wie einer Tochter Hauch:
„O höhne mich nicht so,
O spotte nicht mein!“

In dem Arm ihm sterbensmüd
Sinkt der Tag, eine Leiche nur;
An des Himmels Spiegel glüht
Seines Odems keine Spur,
Kein Duft, kein Hauch!

Dann stirbt auch das alte Jahr,
Und seufzend der Wald ihm rauscht,
Wie in der Wildniß bar,
Eine Stimme, der niemand lauscht:
„Gönnt Ruh' seiner Seele!“

Und brausend dröhnt es empor,
Und donnernd schwillt der Ton,
Der Sturm von Labrador,
Der Wind Euroclydon,
Der Sturmwind!

Hui! Hui! Es fegt aus dem Wald
Der Sturm die Blätter hin;
Möcht' so aus dem Herzen dir bald,
Die verhaßte Schuld entflieh'n,
Und wirbeln dahin!

Denn es kommt noch ein wild'rer Orkan,
Ein dunklerer Tag wird noch tagen,
Wird die Sterne aus fallender Bahn
Gleich herbstlichen Blättern zerjagen,
Kyrie Eleyson!
Christe Eleyson!

Von den „Stimmen der Nacht“ war schon nach drei Wochen fast die ganze Auflage von 900 Exemplaren vergriffen, während der Dichter sich sehr angeregt fühlte und munter weiterproducirte. Ein reiches, vielversprechendes und bis dahin fast unbebautes Feld glaubte er Anfangs 1840 in der „Ballade“ entdeckt zu haben. Er ging gleich ans Werk und dichtete einen: „Schiffbruch des Schooners Hesperus“, auf ein wirkliches See-Unglück, das vor vierzehn Tagen an dem Riff Norman's Woe stattgefunden hatte. Er wollte das Gedicht eigentlich mit einer rohen Illustration als Flugblatt drucken lassen, ward aber von verschiedener Seite abgemahnt und übergab es der Redaction der „New World“, die ganz entzückt darüber war, es in eine Samstagsnummer rückte und ihm 25 Dollars dafür übersandte. Das ganze Jahr verging indes unter literarischen Studien, bis weitere Balladen zu Stande kamen, zuerst eine Uebersetzung von Uhlands „Glück von Edenhall“ und dann „Das gepanzerte Skelett“. Bei letzterer schwebte ihm „Der alte Matrose“ von Coleridge vor; die Anregung dazu aber gab ein wirkliches Skelett in mittelalterlicher Waffenrüstung, das vor einiger Zeit zu Newport ausgegraben worden war. Bei einem Ritt fiel es dem Dichter ein, den sonderbaren Fund mit den Trümmern eines benachbarten Rundthurmes in Verbindung zu bringen, in welchem Rafn und andere nordische Archäologen einen Ueberrest der Vikingerzeit constatiren zu können glaubten. So erwuchs denn der Gedanke, den alten Normannen seine Lebensgeschichte erzählen zu lassen.

Das gepanzerte Skelett.

„Sprich! Sprich! Du grimmer Gast;
Hohlbrüstig, sinkend fast
Unter des Panzers Last,
Willst du noch schrecken?
Ohne Tuch, ohne Kleid,
Fleischlos, in Grabesleid
Seh' ich die Arme beid'
Bettelnd sich recken.“

Da aus dem Stirngebein
Blitzen zwei Augen drein,
Funkelnd wie Nordlichtschein
Ueber dem Sunde.
Wasser gleich, halberstarrt,
Das unterm Eise knarrt,
Tönet es schmerzenshart
Aus Herzensgrunde:

„Viking, an Thaten reich,
War ich und Helden gleich,
Ob auch kein Lied noch Leich
Preisend sie singe;
Merk' dir nun meinen Spruch,
Bring' ihn in Vers und Buch,
Daß nicht des Todes Fluch
Jäh dich verschlinge.

„Fern in des Nordens Land,
An Balt'schem Meeresstrand,
Zähmt' ich mit Kinderhand
Falken zum Jagen;
Fest auf dem Schlittschuh fuhr
Ich auf des Sundes Flur,
Wollt' auch mein Hündchen nur
Kaum sich drauf wagen.

„Nicht war vor meiner Wehr
Sicher der schwarze Bär,
Hasen im Sturm daher
Flohen wie Schatten.
Mir nach im dunkeln Wald
Währwolfes Heulen schallt',
Bis Lerchentriller hallt
Ueber den Matten.

„Doch als ich älter ward,
Zog ich nach Räuberart

Fernhin zur Meeresfahrt
Mit den Corsaren.
Wüst war der Schaar Getreib',
Schonten nicht Gut noch Leib;
Schrecken für Mann und Weib,
Henker wir waren.

„Zechen und Fröhlichkeit
Kürzt' uns die Winterzeit.
Nachts schon der Gockel schreit,
Halb wach, halb träumend,
Wenn wir Berserkerwuth
Löschten in Bieresfluth:
Nimmer der Becher ruht',
Uebervoll schäumend.

„Lustig einst prahlte ich,
Wie ich dem Sturm entwich:
Da fiel ein Blick auf mich,
Glühend, doch innig.
Wie gold'ner Sterne Pracht
Durch Waldesdunkel lacht,
In meines Herzens Nacht
Strahlt' es da minnig.

„Warb um die holde Maid,
Die sich erst sträubend scheut,
Endlich zur Braut sich weiht,
Schwörend mir Treue.
Scheu sich's im Mieder regt,
Pochend das Herz ihr schlägt,
Wie sich's im Nest bewegt,
Droht ihm die Weihe.

„Hell von der Schilde Zahl
Prunkte des Vaters Saal;
Harfner da allzumal
Sangen ihm Ehren.

Stumm ward's von Wand zu Wand,
Da ich Fürst Hildebrand
Bat, mir der Tochter Hand
Hold zu gewähren.

„Schnalzend am Horneskrauf
Laut lacht der Recke drauf:
So weht die Windsbraut auf
Schäumende Locken.
So aus des Bartes Wald
Gellend sein Lachen schallt',
So von dem Horne wallt'
Schaum weg in Flocken.

„Sie stammt' aus Fürstenblut,
Ich nur von Vikingsbrut.
War sie mir noch so gut:
Mich traf nur Lachen.
Doch folgt der Taube Flug
Wohl auch der Möve Zug.
Man war nicht klug genug,
Nachts ihr zu wachen.

„Kaum auf dem Schiff bereit
Meiner die Braut sich freut,
Schöner als alle heut',
Braucht nicht zu zittern,
Stürmend zum Meeresstrand
Seh'n wir Fürst Hildebrand,
Ballend die Eisenhand,
Mit zwanzig Rittern.

„Schon sie der Drache faßt,
Tief beugt sich jeder Mast,
Leichter war uns're Last;
Doch weh! Kein Wind mehr!
Schäumend am Felsenriff
Brandung uns wild ergriff.

Lachend der Feind sein Schiff
Steuert geschwind her.

„Hurtig, den Wind zu fah'n,
Wandten wir uns're Ra'n.
‚Keinem sei Gnad' gethan!
Tod nur!' wir riefen.
Mitten in ihren Rumpf
Fährt unser Panzer dumpf,
Rafft sie mit Stiel und Stumpf
Hin in die Tiefen.

„Wie über'n Ocean
Hastig der Cormoran
Auf schrägen Fluges Bahn
Trägt seine Beute:
Trug ich in wildem Saus,
Aufs off'ne Meer hinaus,
Achtend kein Sturmgebraus,
Die mir Geweihte.

„Westlich drei Wochen schier
Fuhren durch Stürme wir:
Da streckt' das Ufer hier
Endlich sich leewärts.
Da hab' ich meiner Braut
Freudig den Thurm gebaut,
Der bis zur Stunde schaut
Trotzig noch seewärts.

„Hier als ein glücklich Paar
Lebten wir manches Jahr;
Mutterfreud' bald auch war
Tröstung der Reinen.
Lächelnd dann starb sie mir;
Unterm Thurm ruht sie hier.
Nie wird des Tages Zier
Solch Weib bescheinen.

„Still ich mich selbst verlor,
Still wie ein ödes Moor.
Schlecht kam die Welt mir vor,
Schlecht selbst die Sonne.
Floh in dies Dickicht her;
Prangend in voller Wehr,
Rannt' ich in meinen Speer —
Sterben war Wonne.

„Narbenvoll, unerschlafft
Sprengt' ich die Kerkerhaft,
Heimwärts im Nu entrafft
Zum Sterngelände.
Froh dort die Schale kreist,
Selig des Kriegers Geist
Ewig sein Nordland preist."
Das war das Ende.

Die Ballade fand großen Anklang. Der Historiker Prescott meinte, seit Coleridge's „Altem Matrosen" sei der echte alte Balladenton niemals besser getroffen worden. Einige Stücke aus Tegnérs Frithjofssage, welche Longfellow übersetzt hatte, fanden des Dichters ungetheiltesten Beifall. Er erklärte sie für die besten Uebersetzungen, die ihm bis dahin zu Theil geworden, und wünschte sehr, daß Longfellow die ganze Frithjofssage übersetzen möchte. Das ermuthigte ihn, wenigstens die „Abendmahlskinder" zu übersetzen, wozu er von anderer Seite aufgefordert worden war. Fast am meisten Aufsehen aber erregte von den folgenden Gedichten eines, das den einfachen Titel „Excelsior" trug. Die Anregung dazu gab das Siegel des Staates New-York, ein einfacher Schild mit der aufgehenden Sonne und dem Wahlspruch „Excelsior". In seiner Phantasie tauchte da das Bild eines jungen Alpenwanderers auf, der mit demselben Wahlspruch die höchsten Höhen zu erklimmen sucht, aber seinem edeln Ehrgeiz zum Opfer fällt — das Bild eines hohen, der Alltagswelt unverständlichen Idealismus, der, dem innern Rufe nach höheren

Zielen alles opfernd, scheinbar untergeht, aber das Ziel selbst siegreich erreicht.

Excelsior!

Schon brach die dunkle Nacht herein,
Da zog durchs Alpendorf allein
Ein Jüngling, und sein Banner trug —
In Schnee und Eis — den fremden Spruch:
Excelsior.

Die Stirn war trüb, das Auge blickt
Gleich einem Schwert, zum Kampf gezückt.
Gleich einem Silberhorn erklang
Der unbekannten Zunge Sang:
Excelsior.

Aus trauten Hütten schimmert mild
Herdfeuersglut ins Schneegefild,
Gespenstisch ragt der Gletscher Eis;
Von seinen Lippen tönt es leis':
Excelsior.

Der Greis mahnt ihn: „Nicht weiter geh'!
Sturm lauert in der dunkeln Höh'.
Tief ist der Bach, die Woge schwoll."
Und wieder klang es hell und voll:
Excelsior.

„Bleib'!" sprach das Mädchen, „hier im Haus!
An treuem Herzen ruh' dich aus."
Sein blaues Aug' strahlt thränenfeucht,
Er seufzt, doch spricht er ungebeugt:
Excelsior.

„Fass' nicht der Tanne dürren Ast,
Weich' aus vor der Lawine Last!"
Das war des Aelplers Lebewohl;
Fern aus den Bergen klang es hohl:
Excelsior.

Beim Morgengrau'n hallt fromm empor
Der Bernardsmönche Fleh'n im Chor,
Ihr altes Fleh'n, doch immer neu, — —
Da plötzlich tönt ein schriller Schrei:
Excelsior.

Im Schnee, vom treuen Hund erspürt,
Ein Wand'rer lag, der nicht sich rührt;
Eiskalt die starre Hand noch trug
Das Banner mit dem fremden Spruch:
Excelsior.

Im Zwielicht, auf den weißen Höh'n,
Da lag er, leblos, aber schön,
Und aus des Himmels heller Fern'
Fiel eine Stimme wie ein Stern:
Excelsior.

Longfellow selbst rechnete dieses Gedicht zu seinen besseren Arbeiten. Ende November 1841 sammelte er seine bisherigen Balladen und andere Gedichte zu einem kleinen Band, dessen erste Auflage — 400 Exemplare — sofort vergriffen war; schon im December wurde eine neue nothwendig. Sein Ruf als Dichter drang jetzt schon nach Europa hinüber, und Dickens, der um diese Zeit Amerika besuchte, lud ihn aufs freundlichste ein, recht bald in London sein Gast zu werden.

Die Einladung sollte schon im folgenden Jahre Annahme finden. Geistig so angeregt wie nie, voll Eifer in seiner Lehrthätigkeit, voll von literarischen Arbeiten und weiteren Plänen, strengte er sich allzu sehr an und bedurfte einer Erholung. Im Frühjahre 1842 erhielt er deshalb Urlaub, die Wasserkur zu Marienberg bei Boppard am Rhein zu gebrauchen.

7. Dritte Europafahrt. Sklavenlieder. Channings Universal-Christenthum.

1842.

Die Reise ging diesmal über Havre, Paris, Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel, Köln. Besonders sprachen den Dichter die Städte Brügge und Antwerpen an, Brügge mit seinem noch völlig mittelalterlichen Charakter und mit dem Glockenthurm, den er später besang, und Antwerpen mit dem herrlichen Thurm von Notre-Dame, den Gemälden von Quentin Matsys und Rubens, den alten Straßen und dem freundlichen Glockenspiel. Den Tag in Antwerpen bezeichnete er als den glücklichsten der ganzen Reise: er habe oft vor Freude und Rührung die Thränen in den Augen gehabt. In Marienberg langte er Anfang Juni an und blieb bis Mitte September. Auf dem Rückweg hielt er sich in Nürnberg auf, um Albrecht Dürer und Hans Sachs seine Verehrung zu zollen und dann in London, wohin ihn Charles Dickens abermals einlud. Auch diese Reise war wieder reich an fruchtreichen poetischen Eindrücken, und die persönliche Bekanntschaft mit Jules Janin in Paris, Dickens in London und Ferdinand Freiligrath war für den Dichter von nicht geringem Vortheil. Freiligrath übersetzte mehrere seiner Gedichte, die schon im Herbst 1842 im „Morgenblatt" erschienen, und erwies ihm auch sonst die freundlichste Aufmerksamkeit. Longfellow erwiederte diese, wahrte sich aber seinen freien, unabhängigen Standpunkt. An „Jungdeutschland" schloß er sich nicht an.

„Ich habe," so schreibt er an Samuel Ward, „den jungen Dichtern, so gut ich konnte, meine Aufmerksamkeit zugewandt. Freiligrath steht an ihrer Spitze und macht mehr Aufsehen als

irgend ein lebender Dichter, Uhland ausgenommen. Nikolaus Becker hat einen Band herausgegeben, der aber nur durch ein einziges Lied auf den Rhein bemerkenswerth ist, welches dem Verfasser eine Staatsanstellung und einen großen Ruf verschaffte. Herwegh ist ein anderer Poet, der durch seine politischen (radicalen) Lieder sich einen Namen gemacht hat. Sie sind voll Feuer und Kraft. Geibel, ein junger Mann aus Lübeck, ahmt Freiligrath nach, ist aber ein versprechender Dichter. Lenau und Auersperg stehen hoch, natürlich. ‚Jungdeutschland‘ hält sich jetzt eher ruhig. Heine hat sich selbst ungemein durch ein Buch gegen Börne geschadet, das ich nicht gelesen habe. Drei bemerkenswerthe Romane sind in ebenso vielen Jahren herausgekommen: Münchhausen von Immermann, der jüngst starb, ein Werk in sechs Bänden, satirisch und idyllisch; Williams Dichten und Trachten (William Shakespeare ist gemeint) von H. König, ein imaginärer Roman über seine Jugend und seine Mannesjahre; und Blasedow von Gutzkow. Zedlitz, der Verfasser der ‚Nächtlichen Heerschau‘, schreibt ein langes Gedicht im Stil der Minnesänger. Er fuhr jüngst den Rhein hinunter, ebenso Uhland; ich hatte indes nicht das Glück, sie zu sehen.“

Die für Amerika nicht eben sehr schmeichelhaften Skizzen, welche Dickens in diesem Jahre herausgab, nahm Longfellow als Freund mit gutem Humor auf. Aus des Verfassers eigenem Studirzimmer schrieb er darüber an Charles Sumner: „Ich habe Dickens’ Buch (American Notes) gelesen. Es ist jovial und gutmüthig und mitunter recht streng. Du wirst es mit Freuden und zu gutem Theil auch mit Beifall lesen. Es hat ein großes Kapitel über Sklaverei. Das ‚Tabakspucken‘ und die ‚Politik zu Washington‘ sind die anderen Gegenstände seines Tadels. Beides würde ich mit gleicher Strenge hernehmen, wenigstens das letzte.“

Die Sklavenemancipation stand damals auf politischem Gebiet noch nicht im Vordergrund. Die Ansichten darüber waren sehr getheilt. Die eigentlichen „Abolitionisten“ forderten sie sofort und erklärten es für unvereinbar mit ihrem Gewissen, eine „sklavenhalterische“ Verfassung anzuerkennen. Die sogen. „Frei-

heitspartei“ wollte auf politischem Wege sie langsam anbahnen. Die „Kolonisationsschwärmer“ dagegen waren nur unter der Bedingung für Freilassung der Neger, wenn man sie sammt und sonders nach Afrika zurücksende und den dunkeln Erdtheil kolonisire. Außer diesen Richtungen schwärmte ein großer Theil des Publikums nur im allgemeinen aus humanitären Rücksichten für die Abschaffung der Sklaverei. Diesen schloß sich auch Longfellow an und verfaßte, vielleicht unter dem Einfluß von Dickens, auf der Rückreise einige Gedichte gegen die Sklaverei und gab sie sofort in einer kleinen Broschüre von 30 Seiten heraus. Sie zogen ihm mannigfache Kritik und allerlei scharfe Angriffe zu. Den einen schlug er einen viel zu zarten, elegischen Ton an; andere Kritiker dagegen hielten die Befürwortung der Abschaffung noch nicht für zeitgemäß, und einer derselben meinte sogar: „Weit entfernt, die Sklaven-Emancipation jetzt zu wünschen, wollte ich nur, die Hälfte der Irländer im Lande wären ebenfalls Sklaven und hätten jemanden, der sie vor dem Hungertode bewahrte und sie verhinderte, unsere Wahlen zu stören!“ Gegen eine Kritik letzterer Art sprach Longfellow seine Ueberzeugung ruhig folgendermaßen aus:

„1. Ich halte die Sklaverei für eine unberechtigte Institution, beruhend auf dem falschen Grundsatz, daß Macht Recht gibt.

2. Ich glaube fest, wir müssen das thun, was recht ist, und ich fürchte keine üblen Folgen.

3. Ich glaube, daß jeder vollkommen berechtigt ist, seine Ansicht über die Sklavenfrage wie über jede andere zu äußern; ja, daß jeder das thun sollte, bis die öffentliche Meinung der ganzen Christenheit in die Herzen der Südstaatler dringt und sie umwandelt.

4. Ich verlange keine Einmischung außer der vom Gesetz gewährleisteten.

5. Ich glaube, wo der Wille da ist, da gibt es auch einen Weg. Wenn das ganze Land aufrichtig die Sklaverei loswerden will, wird es auch die Mittel finden.

6. Laßt uns darum in aller Milde und christlicher Liebe alles aufbieten, um jenen Willen hervorzurufen.“

Eine Probe dieser „Sklavengedichte“ mag genügen:

Des Sklaven Traum.

Der Sklave in dem Reisfeld schlief,
Die Sichel in der Hand;
Nackt war die Brust; sein wollig Haar
Begrub er in den Sand.
So lag er da und sah im Traum
Sein fernes Heimatland.

Er sah das Land, wo herrlich, stolz
Und breit der Niger fließt,
Sah' sich noch unter Palmen grün,
Als König dort begrüßt;
Sah' wie sich hoch vom Felsenpfad
Die Karawan' ergießt.

Er sah, wie sein schwarzäugig Weib
Bei seinen Kindern stand,
Wie sie ihn küssend fest umschlang,
Ihm drückte heiß die Hand —
Und aus des Schläfers Auge rollt
Eine Thräne in den Sand.

Jetzt sprengt er längs des Nigers Strand,
Heißglüh'nd sein Auge rollt —
Hei! Wie da Zaum und Ziegel klirrt,
Der Zaum von lauterm Gold!
Das Schwert des Hengstes Flanke schlägt,
Wenn er sich bäumt und grollt.

Vor ihm als Banner blutigroth
Fliegt der Flamingo hin —
Dem folgt er ohne Rast und Ruh'
Durch Tamarinden grün,
Bis wo der Kaffern Hütten steh'n
Und Meereswogen zieh'n.

Er hört, wie die Hyäne heult,
Zur Nacht der Löwe brüllt,
Das Flußpferd das Geröhr zerstampft
An Strömen, breit und wild.
Und Kampfluft, wie bei Trommelklang,
Im Traum sein Herz erfüllt.

„Freiheit!“ — so schallt's, als ob der Wald
Ringsum lebendig sei;
„Freiheit!“ — so jauchzt der Wüstenhauch,
Wohl jauchzt er wild und frei.
Und freudig fährt der Sklave auf
Bei solcher Melodei.

Er fühlt des Treibers Peitsche nicht,
Fühlt nicht des Tages Glut —
Der Tod hat Licht im Traum gebracht,
Leblos der Körper ruht,
Und alle Fesseln hat zersprengt
Der Seele freier Muth.

Daß dem Schrei nach Neger-Emancipation im ganzen und großen sonst nicht gerade die lautere Menschenliebe eines Peter Claver zu Grunde lag, daß sie vielmehr dazu herhalten mußte, um die Eifersucht und Abneigung der nördlichen Staaten gegen die Südstaaten zu beschönigen, ist eine genugsam bekannte Thatsache. Wenn es indes Männer gab, denen das Loos der Schwarzen wirklich zu Herzen ging und die in der Sklaverei eine Verletzung der christlichen Liebe sahen, so waren es gewiß Longfellow und der Theologe Channing, dem Longfellow seine Sklavenlieder widmen wollte, als dieser eben starb. Die Widmung ward indes als Huldigung auf das Grab des Verstorbenen niedergelegt und bezeugt nicht nur die große Hochachtung, welche Longfellow für den Dahingeschiedenen hegte, sondern wirft auch ein erklärendes Streiflicht auf seinen eigenen religiösen Standpunkt.

William Ellery Channing repräsentirt nämlich in der amerikanischen Theologie gerade jene gefühlvolle und dogmenlose

Richtung, welche in „Hyperion“ augenscheinlich als Grundlage der Lebensphilosophie zu Tage tritt. Geboren am 7. April 1780 zu Newport in Rhode-Island, gehörte er einer Familie aus dem Mittelstand an, und seine Erziehung entsprach den Verhältnissen seiner Eltern. Schon im Jünglingsalter, als eben die Welt mit all ihrem Zauber an ihn herantrat, gerieth dieser sonderbare, sehr gefühlvolle und tiefreligiöse Geist auf Weltverbesserungspläne in größtem Stil; Moral, Politik und Gesellschaftslehre sollten auf eine richtigere Basis gestellt werden. Anfangs für den Communismus schwärmend und sogar mit dem Plan beschäftigt, Prediger bei einer neuen Communistensecte zu werden, fühlte Channing doch bald die Nothwendigkeit, erst mit sich selbst einig zu sein; daher sperrte er sich Monate lang von allem Verkehr mit der Außenwelt ab und härmte sich in aufreibendem Brüten, Selbstdisput und innerem Kampf beinahe zum Skelett ab. In diesen eigenthümlichen „Exercitien“, die er sich selbst gab, warf er alle bisherigen Theologien über den Haufen — die Lehre der Hochkirche, weil sie die freie Forschung beschnitt, den Calvinismus mit all seinen amerikanischen Spielarten, weil dessen Lehre der göttlichen Weisheit und Güte widersprach; die Erbsünde beschränkte er auf etwas menschliche Schwäche, Christus verlor seine Gottheit und vom ganzen Christenthum blieb nichts übrig, als der Satz: „Gott ist gut“. Ohne sich irgend einer Secte ausdrücklich zu verpflichten, schloß Channing sich äußerlich den Unitariern an und ward im Alter von 23 Jahren Pastor dieser Secte in Federal Street, Boston, wo er die übrigen 40 Jahre seines Lebens als Prediger und Schriftsteller zubrachte.

„Ich gehöre,“ so lautet sein Glaubensbekenntniß, das er öffentlich auf der Kanzel abgab, „ich gehöre allerdings zu jener Gemeinschaft von Christen (!), welche glauben, daß es nur einen einzigen Gott gibt, den Vater, und daß Jesus Christus nicht dieser einzige Gott ist; aber mein Anschluß an diese Secte ist durchaus nicht vollkommen und ich will ihr keine neuen Proselyten gewinnen. Was andere Menschen glauben, hat für mich sehr wenig Bedeutung. Ihre Argumente höre ich mit Dank an; ihre Schlußfolge-

rungen bin ich frei, anzunehmen oder zu verwerfen. Ich führe freilich mit Freuden den Namen eines Unitariers, weil man sucht, denselben zu verschreien, und weil ich die Religion Christi (!) nicht gelernt habe, um vor dem Tadel der Menschen zurückzubeben. Wäre dieser Name geehrt, so würde ich mich vielleicht glücklich schätzen, ihn zu verwerfen; denn ich fürchte die Fesseln, welche eine Parteiansicht auferlegt. Ich will nicht zu einer Secte gehören, sondern zu der Gemeinschaft jener freien Geister, welche die Wahrheit lieben und Christus auf Erden und im Himmel nachfolgen (!). Ich will mich den engen Schranken einer besondern Kirche entraffen, um unter offenem Himmel und in vollem Licht zu leben, mit freier Ausschau rings um mich und in die Weite, um mit meinen eigenen Augen zu schauen, mit meinen eigenen Ohren zu hören, und der Wahrheit demüthig (!), aber entschlossen zu folgen, so kühn oder einsam auch der Weg sein mag, der zu ihr hinführt."

So verwandt dieses Glaubensbekenntniß mit dem erleuchtetsten Protestantenvereins-Evangelium zu klingen scheint, so war Channing doch nichts weniger als ein consequenter Arianer oder Rationalist. „Er glaubt," bemerkt der berüchtigte Renan von ihm ganz richtig, „an die Offenbarung, an das Uebernatürliche, an Wunder, an die Propheten, an die Bibel. Er sucht die Göttlichkeit des Christenthums durch Beweise zu erhärten, die in gar nichts von denjenigen der alten Schule verschieden sind . . . . Er sah nie klar ein, daß die Annahme einer wirklichen Offenbarung nothwendig die Annahme einer Auctorität in sich schließt — mit anderen Worten — den Katholicismus." Daß Channing fähig war, so unversöhnliche Gegensätze zu ertragen, lag nicht so sehr im Mangel an geistigen Anlagen, als im vollständigen Abgang einer gründlichen philosophischen Durchbildung und in der Scheu seines empfindsamen Herzens, der Ueberzeugung irgend eines Menschen nahe zu treten. Er wollte alle Menschen selig haben, im Himmel und schon auf Erden. Zu sehr Gefühlsmensch und Pietist, um durch klare apologetische Untersuchung zur Wahrheit zu gelangen, zu fromm und zu ernst, um das Christenthum abzustreifen, warf

er sich instinctiv auf das ethische Gebiet, predigte Wohlthätigkeit und Erbarmen, Neger-Emancipation und Arbeitserleichterung, allgemeine Menschenliebe und Toleranz, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Dankbarkeit, Großmuth, Frömmigkeit und alle natürlichen Tugenden, welche das Leben hienieden erträglicher machen. Durch mündliche und geschriebene Predigt dieser Tugenden erwarb er sich den Namen des ersten amerikanischen Theologen, durch Uebung derselben ward er in den Augen seiner Landsleute eine Art von „Heiliger", ein „Fenelon", ein Engel wahrer Religion und Liebe. In der That war es ihm mit der Toleranz so Ernst, daß er sogar gegen den Katholicismus tolerant war, ihn, weil er verfolgt war, sogar liebte und während der Oxforder Bewegung entschieden für die katholisirende Richtung Partei nahm. „Fühlen denn diese Leute nicht," sagte er von den damaligen Theologen der Hochkirche, „daß die Menschen, wenn sie zwischen zwei Unfehlbarkeiten zu wählen haben, den Papst wählen müssen, als die ältere und diejenige, welche die größere Stimmenmehrheit für sich hat? Dieses System (die katholische Kirche) hätte nicht so lange dauern, noch sich so weit verbreiten können, wenn es nicht ein tiefes Fundament in unserer Natur hätte."

So mächtig Channing, als höchste theologische Auctorität der Vereinigten Staaten [1], dazu beitrug, die protestantische Intoleranz gegen den Katholicismus abzuschwächen, so unheilvoll wirkte sein abgeblaßtes, farbloses Christenthum im Innern des Protestantismus. Consequentere Geister trieb es vom Bibelglauben in den Unglauben hinein; gefühlvollen religiösen Naturen bot es ein sanftes, latitudinarisches Ruhekissen, um sich von aller dogmatischen Untersuchung entbunden zu erachten. Man konnte Bibel, Offenbarung, Wunder, Propheten, Gott, Christus, Himmel und Seligkeit behalten, und doch der allerfreieste Geist sein; man konnte alle Dogmen im Stillen aufgeben und doch der liebenswürdigste Christ bleiben. Die Kunst ist höchst einfach: „Gott ist gut!" Man

[1] Als solche bezeichnet ihn Döllinger in „Kirche und Kirchen".

schweigt von den Dogmen, sitzt fröhlich beisammen und hat einander so lieb! Hat einer Freude, Christus als Gott anzubeten, warum soll er es nicht thun? Hat einer Freude an Weihrauch und Kerzen, an alten Domen und heiligen Bildern, an Kapuzen und Schleiern, warum sollen wir ihm das schöne, poetische Spielzeug nicht lassen? Es steckt hinter diesen allegorischen Gedanken vielleicht manch schöner, tiefer Sinn. Warum sollen wir uns darob das Leben ungemüthlicher machen, das ja vielfach schon ungemüthlich genug ist?

Wie weit sich Longfellow diese Lehre Channings angeeignet, darüber geben seine Werke direct keinen genauen Aufschluß. Aus seinen Tagebüchern ist ersichtlich, daß er zwar meist dem Gottesdienst in der unitarischen Kapelle beiwohnte, nach einer in Amerika vielverbreiteten Sitte aber auch gelegentlich Kirchen und Bethäuser anderer Religionsgemeinschaften besuchte. So notirt er z. B. am 28. Januar 1849: „Ich ging in die Episkopalkirche. Von unserem Thor zu dieser Kirche war der Weg besser eingetreten in den alten englischen Zeiten der Vassalls. Wie mögen die Mauern von den Responsorien gerasselt und wiederhallt haben! Popkin, der Professor Emeritus des Griechischen, stand da mit dem grauen Kopf, rothen Gesicht, engen Kragen am blauen Ueberrock, sah ziemlich wie ein Pedell aus und schleppte seine schweren Vocabeln nachdrucksvoll in die Hörweite der übrigen Gemeinde. Es ist etwas Erhabenes an diesem Gottesdienst, der so viele Jahrhunderte lang in so vielen Kirchen gefeiert worden ist. Aber welchen fortlaufenden Commentar hat die Politik Englands und das Leben seiner Monarchen dazu gegeben!“ Am folgenden Tage wohnte er einer „Lecture“ des sehr freigeistigen Predigers Ralph Waldo Emerson über „Inspiration“ bei, deren Eindruck er also skizzirt: „Emerson ist wie ein schöner Portico in einer lieblichen Naturscene. Wir stehen erwartungsvoll da, harren auf den hohen Priester, der kommen soll; und sieh da! es weht ein sanfter Wind von dem Portal, schwellend und nachlassend; und die Blumen und das Weinlaub zittern, und fern unten auf den grünen Matten wogt

und beugt sich das Gras, und wir fragen: ‚Wann wird der hohe Priester hervorkommen und uns die Wahrheit offenbaren?' und die Schüler sagen: ‚Er ist schon herausgekommen, er ist unten in den Wiesen.' — ‚Und die Wahrheit, die er offenbaren sollte?' — ‚Es ist die Natur, weiter nichts.'"

Emersons freigeistiger Naturalismus ist hiermit äußerst feinfühlig gezeichnet. Obwohl Longfellow sich sehr eng mit ihm befreundete, so gab er sich doch seinen naturalistischen Anschauungen keineswegs hin, sondern hielt sich weit mehr an Channing, den er schon in der Einleitung zu den Sklavenliedern als großen und guten Mann bezeichnete, ja ihn als „neuen Johannes" aufforderte, eine neue Apokalypse über diesen Gegenstand zu schreiben. Diese Hochschätzung verdiente Channing unzweifelhaft, soweit es ihm mit Religiosität und mit praktischer Duldung wirklich Ernst war. Seine verschwommenen Ansichten vom Christenthum aber wirkten auf Longfellow sehr nachtheilig; denn bei aller Ehrfurcht und Liebe, die er für das Christenthum hegte, kam er nie dazu, sich über seine Lehren klare und bestimmte Rechenschaft zu geben. Bald katholisirte er, bald protestantisirte er wieder und gewöhnte sich, die Unterscheidungslehren der Bekenntnisse selbst, als ein Hinderniß der Liebe, mit mehr oder weniger Abneigung zu betrachten.

8. Der spanische Student. Evangeline.

1840—1847.

Nach Amerika zurückgekehrt, nahm Longfellow seine Lehrthätigkeit mit neuem Eifer wieder auf. Sein Interesse für die Weltliteratur hatte immer mehr zugenommen, und um dasselbe auch bei seinen Schülern und beim Publikum zu wecken, plante er eine Art größerer Chrestomathie, in welcher die besten englischen Uebersetzungen aus dem Angelsächsischen, Isländischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Holländischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen sich beisammen finden sollten — eine Blütenlese der gewähltesten europäischen Poesie, in die neue Welt verpflanzt, um sie ebenso sehr zu weiterem Studium, als zu eigenem literarischem Schaffen anzuregen.

Nur wenige Monate nach seiner Rückkehr gründete er sich auch wieder einen eigenen Hausstand, indem er im Juli 1843 Miß Frances Elisabeth Appleton, die Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Boston, als Gattin heimführte, die er sechs Jahre zuvor als Mädchen von neunzehn Jahren auf seiner Schweizerreise kennen gelernt hatte. Sie war inzwischen zur stattlichen Dame herangeblüht und hatte sich eine so vielseitige Bildung erworben, daß sie ihrem von schweren Augenleiden geplagten Gatten auch in seinen vielsprachigen Studien als Vorleserin und Schreiberin die willkommenste Hilfe gewähren konnte. Es war eine überaus glückliche Ehe. Wahre Achtung und Liebe war beiderseits von tiefer Religiosität getragen. Die halb und halb melancholische Resignation, mit welcher der Dichter sich in die erste große Prüfung seines Lebens gefunden hatte, wandelte sich wieder in neuen Lebensmuth und Schaffensfreudigkeit um.

Unter den poetischen Plänen und Projecten, welche ihn während der letzten Jahre beschäftigt hatten, war der wichtigste derjenige einer großen Dichtung „Christus", welche die geschichtliche Erscheinung des Christenthums so erhaben und umfassend als möglich zur Darstellung bringen sollte. Bei der Gruppirung dachte er an die drei theologischen Tugenden. Die Vorgeschichte des Christenthums und die älteste Zeit desselben wollte er als Periode der Hoffnung fassen, das Mittelalter als die Zeit des Glaubens, die Neuzeit als die Epoche der Liebe. In welcher Form er aber den großartigen Gegenstand gestalten sollte, episch oder dramatisch, darüber kam er mit sich vorläufig nicht ins Reine.

Andere Stoffe, denen er vorübergehend sein Interesse zuwandte, waren skandinavische Sagen, die Sagen und Geschichten der nordamerikanischen Indianer, die ältere nordamerikanische Colonialgeschichte, und der „Arme Heinrich" Hartmanns von Aue. Bei seiner ungemein vielseitigen Lectüre verdrängte ein Plan bald den andern, und zur Ausführung gelangte einstweilen nur derjenige eines kleinen Drama's, zu dem ihn das Studium der spanischen Dramatiker angeregt hatte.

„Las die ‚Comedia Aquilana' von Torres Naharro," so heißt es am 28. März 1840 in seinem Tagebuch, „das ist die vierte, die ich durchgewatet habe von den acht, welche er geschrieben hat. Froh, daß ich keine mehr habe. Nun für die Prosa-Komödie Lope de Rueda, welcher, soviel ich von einem Blick hie und da hinein urtheilen kann, voll Spaß ist. — Eine gute Idee! Ja, ich will eine Komödie schreiben — ‚Der spanische Student'."

Ende December war das Stück schon geschrieben. Es hatte fünf Acte. Die Arbeit war ihm sehr schwer gefallen, und er blickte mit Befriedigung darauf zurück. „Aber," schrieb er seinem Vater, „das ist noch ein großes Geheimniß und darf nicht über den Familienkreis hinaus; denn ich will es nicht veröffentlichen, bis die Glut der Ausführung vorüber ist und ich kalt und kritisch darauf zurückblicken kann." Bei der Abreise nach Marienberg übergab er es seinem Freunde Sumner, der ihm im October 1842 dar-

über schrieb: „Das ganze Stück liest sich sehr gut, — besser als ich erwartet hätte, und ich erwartete immer sehr viel. Mrs. Farrar sagt, es sei das schönste Kunstwerk, das Du bis jetzt geboten habest, und es seien viele Operntänzerinnen des ewigen Heiles würdiger, als ganze Schaaren von den Leuten, mit denen wir täglich zusammenleben."

Die unklare, halb verschwommene Anschauungsweise, in welche Longfellow durch die protestantischen Ueberbleibsel seiner Jugenderziehung, Channings Christenthum und Einflüsse moderner Aufklärung einerseits, durch seine religiöse Gefühlsanlage, den Verkehr mit der Romantik und seine katholischen Studien andererseits hineingeführt wurde, ohne einem dieser Elemente eine entscheidende Obmacht über sich einzuräumen, spiegelt sich recht anschaulich in diesem seinem ersten dramatischen Werk, das im März 1843 erschien. Er hatte dabei die fünf Acte in zwei zusammengezogen. Das Grundmotiv der bekannten und vielbehandelten Preciosa-Geschichte ist in dieser zweiactigen Tragödie so modificirt, daß die treue und edle Liebe eines hochadeligen, von Zigeunern geraubten und unter ihnen aufgewachsenen Mädchens sowohl über die Verführungen, welche ihre Lage als Tänzerin mit sich bringt, wie über den Eigennutz und die Gewalt der Bande, welche sie durch eine Heirat an sich zu fesseln sucht, nach mannigfacher Prüfung triumphirt. Der Verführer, ein Graf Lara, der sie zum Opfer seiner niedrigen Leidenschaft machen will und zu diesem Zwecke alle Minen der Lockung, der Drohung, der Nachstellung und der Gewalt springen läßt, sieht alle seine Intriguen vereitelt und fällt im Duell. Der Zigeuner Bartolome Roman, der seine von Preciosa verschmähte Liebe mit deren Mord rächen will, kommt als Opfer seines eigenen Racheplanes um. Gleichzeitig als Gegner dem nichtswürdigen Granden und dem rohen Vagabunden gegenübergestellt, hilft der treue spanische Student Hippolyto die Schwerbedrängte den Klauen beider entreißen und führt, nach Ueberwindung aller Hindernisse, durch glückliche (obwohl matt motivirte) Anagnorisis in der vermeintlichen Tänzerin ein hochedles Fräulein nach Hause. Das wäre also ein romantisches Liebesdrama, und

zwar eines, das schon wegen des bekannten Opernnamens und der damit zusammenhängenden Verwicklung nicht eben den Reiz der Neuheit für sich hat, und das sich wegen der kritischen Situation der Hauptperson (denn das ist schließlich Preciosa, nicht der spanische Student), kaum in usum Delphini empfehlen läßt, so zart, fein und anständig auch theilweise die betreffenden Scenen gehalten sind. Die Lokalfärbung ist, wenn auch im allgemeinen richtig, doch nicht so ausnehmend treffend, daß sie nicht in zahlreichen Dramen und Romanen anderer schärfer und vollkommener gefunden werden könnte. Die Art der Behandlung ist Shakespeare nachgebildet, doch ohne die technische Architektonik, die dessen anscheinender Regellosigkeit zu Grunde liegt. Niemand hat das Stück bis jetzt den Meisterwerken der Dramatik beigezählt, und es dürfte dieser Ehre wohl auch fürder nie theilhaftig werden.

Um Longfellow kennen zu lernen, ist es indes immerhin von Bedeutung. Es legt seine herzliche, tief empfundene Begeisterung für Spanien, dessen Volk, Literatur und Poesie an den Tag. Es erweitert das Bild jener Eindrücke, die sich in „Outre-Mer" verrathen. Der Dichter fühlt sich heimisch in dem Ernst und der Komik, in der Denkweise und dem Gefühlsreichthum, in dem Nationalgeist und der Religion dieses lebhaften, ritterlichen, katholischen Volkes. Kommen auch Adel und Clerus in seinem Bilde schlecht weg, so wird dem Volke selbst alle Anerkennung gespendet. Manche Situationen streifen zwar ans Verfängliche, aber es ist offenbar dem Dichter nicht darum zu thun, Leidenschaft und Laster zu verherrlichen, sondern auf dem düstern Hintergrund des Lasters und der Leidenschaft ein Bild der edelsten sittlichen Schönheit zu zeichnen. Das ist Preciosa. Macht sie auch ihre Lage als Tänzerin zu einem weltlich-romantischen, nahezu unmöglichen, höchst unwahrscheinlichen Traumwesen — zu einem unschuldigen Engel, der stets in der lockendsten und nächsten Gefahr der Sünde sich aufhält, so hält der Dichter nun einmal ein solches sittliches Wunder an einer katholischen Spanierin für möglich und wahrscheinlich, und zwar nicht ihres natürlichen Charakters wegen, sondern wegen der

religiösen Stärkung, die sie aus ihrer tiefen, echt katholischen Religiosität schöpft. Innige Frömmigkeit, gläubiges Gebet, die Anrufung und Nachahmung der Heiligen, der Schutz der makellosen Gottesmutter — das sind die Kräfte, durch welche die reine Liebe Preciosa's zu Hippolyto über alle Nachstellungen siegt. Mitten in die verfänglichsten Situationen hinein tönt rettend und mahnend der Ruf des Wächters: „Ave Maria purissima", und die complicirte Verwicklung gipfelt in dem Gebete der bedrängten Jungfrau:

„O alle heil'gen Engel, steht mir bei!
Geist meiner Mutter, blick' auf mich hernieder!
Glorreiche Mutter Gottes, schütze mich!
Christus, ihr Heil'gen, erbarmt euch mein!

Und doch, was zitt're ich? Was heißt denn sterben?
Verlassen alle Täuschung, Qual und Sorge,
Falschheit, Herzlosigkeit, Verrätherei,
Verlassen alle Schande, Noth und Trauer
Und ewig, ewig ruh'n. O thöricht Herz!
Sei guten Muths! Wenn du aufhörst zu schlagen,
Dann hörst du auf, zu leiden und zu klagen."

Mit diesem schönen Gebete sieht das von aller Welt, auch von Hippolyto verlassene Mädchen dem gewissen Tod ins Antlitz. Dies Gebet wird erhört und begründet die Peripetie.

Die sittliche Schönheit dieses Charakters sticht um so lebhafter hervor, als Hippolyto, der eigentlich die Hauptperson sein sollte, aller tieferen Grundsätze entbehrt, gleich Flemming träumt und zaudert, und im Grunde nur durch die religiöse Klarheit und Energie Preciosa's zu seinem Glück gelangt. Wir werden diesem sonderbaren Gegensatz noch mehrmals begegnen. Er ist wohl eine Wirkung davon, daß sich der Dichter von den tiefern Wurzeln spanischer Ritterlichkeit und sittlicher Volkskraft keine Rechenschaft gegeben und die Madonnenverehrung, wie die übrigen specifisch katholischen Momente, die in das Stück hineinspielen, bloß als eine das Leben des Weibes veredelnde Gefühlssache aufgefaßt hat,

und zwar weit mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande. Am Weibe erscheint ihm der Katholicismus als eine ganz vortreffliche Religion, am Manne weiß er ihn nicht zu würdigen, weil er nicht in seine intellectuelle Tiefe und praktische Triebkraft gedrungen ist. Noch viel weniger ist das Verhältniß des gesunden religiösen Volksgeistes zum Clerus und zur Kirche richtig beurtheilt.

Der Charakter der Preciosa ist übrigens nur eine Art Vorstudie zu jenem Ideal christlicher Weiblichkeit, das sich der Dichter unter dem Einflusse katholischer Romantik gestaltet hatte und das in seiner nächsten größern Kunstschöpfung weit wahrer, vollkommener und verklärter hervortreten sollte. Es ist dies die romantische Idylle[1] „Evangeline“, in epischer Objectivität, idyllischer Gemüthlichkeit und classischer Bewältigung des Hexameters das schönste Seitenstück zu Göthe's „Hermann und Dorothea“, an tieferem poetischem Gehalt aber entschieden reicher, insofern darin das einfache, schlichte Volksbild nicht nur in seinen rein menschlichen Zügen mit bezaubernder Kunst ausgeführt, sondern auch durch die ergreifendsten christlichen Motive erhoben und verklärt wird.

Die Anregung zu dem Gedichte erhielt Longfellow durch einen Geistlichen aus Süd-Boston, den Hawthorne einmal mit zum Mittagessen nach Craigie House gebracht hatte. Dieser erzählte eine Geschichte, die er von einer Frau aus seiner Pfarrgemeinde gehört hatte. Es war die Geschichte eines acadischen Mädchens, das bei der Vertreibung der Franzosen aus Acadien von ihrem Bräutigam getrennt wurde. Jahrelang suchten sie einander auf. Endlich fand die Braut ihren Geliebten todkrank, sterbend in einem Spital. Longfellow war von der schlichten Erzählung tief gerührt und sagte zu Hawthorne: „Wahrhaftig, wenn du die Geschichte nicht für eine Erzählung brauchst, so überlasse sie mir für ein Gedicht.“ Hawthorne war es zufrieden, und Longfellow las nun

[1] Longfellow nennt sie nicht Idylle, sondern einfach An Acadian tale — Eine Geschichte (Erzählung) aus Acadien.

in Haliburtons Werk die Geschichte jener Vertreibung nach, ohne indes lange kritische Quellen- und Lokalstudien dafür anzustellen. Im November 1845 hatte er sein Idyll „Gabrielle" — so sollte ursprünglich die Heldin heißen — schon skizzirt und fing an, es in Hexameter umzusetzen, obwohl seine Freunde Felton und Sumner große Bedenken gegen dieses Versmaß äußerten. Im December taufte er dann Gabrielle in „Evangeline" um. Das Gedicht erschien aber erst zwei Jahre später, am 30. November 1847, nachdem er ihm eine viel sorgfältigere Ausarbeitung und Feile hatte zu theil werden lassen, als irgend einem seiner bisherigen Werke. „O wie schwer ist es, etwas wirklich Gutes hervorzubringen!" seufzt er in seinem Tagebuch (18. Januar). „Ich sehe jetzt nichts, als die Fehler meines Werkes. Ich hoffe, die Kritiker werden nicht so viele finden, als ich. Aber voran! Das Gedicht muß, wie die Liebe, ‚siegen oder sterben'." Seine Lectüre concentrirte er weder in diesem, noch in einem andern Falle auf die bestimmte, vorliegende Arbeit, sondern las in buntem Wechsel Bücher der verschiedensten Fächer und Sprachen. Doch deutet die Erwähnung Chateaubriands in seinen Tagebuchnotizen, wie auch die eines katholischen Liederbuches aus Quebec (Recueil de Cantiques à l'usage des Missions, Quebec 1833) und von Kips „Früheren Jesuiten-Missionen in Amerika" darauf hin, daß er die religiöse Atmosphäre, in der sein Idyll spielte, näher kennen zu lernen suchte. „Alles in allem," sagt er, „ist der alte Chateaubriand doch ein glühender (glowing) Schriftsteller. Seine Beschreibung der Franzosen in den ‚Etudes historiques' ist graphisch und wahr. Der Niagara ist auch gut skizzirt" u. s. w. Aus Ida v. Hahn-Hahn notirte und übersetzte er um diese Zeit einige Verse, die gewissermaßen ihrer Conversion präludirten:

„Laß mich, Herr, zu Deinen Füßen,
Gleich der glüh'nden Magdalena" u. s. w.

„Let me, Lord! thus fall before thee,
Like the glowing Magdalene;

With these tears alone adore thee,
And be reconciled in pain.
Not with balsam, but with living
Waters from the contrite soul:
Though to thee no honour giving
Yet, o Lord, they me console."

Was die Form betrifft, so ist es wohl unzweifelhaft, daß Göthe's „Hermann und Dorothea" ihm als Muster vorschwebte und ihn auch veranlaßte, den Versuch mit dem Hexameter zu machen. Er hatte dabei mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; auch in Neu-England fehlten die Kritikaster nicht, welche den Hexameter entweder geradezu als unmöglich, unnational und unnatürlich verwarfen oder an der ihrer Natur nach dehnbaren, freiern Prosodie des Dichters herummäkelten. Noch unmittelbar vor dem Abschluß der Dichtung übersetzte er Schillers Distichon über „das Distichon":

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab."

Dazu vermerkte er in seinem Tagebuch vier Variationen, die sich etwa folgendermaßen wiedergeben lassen:

„Im Hexameter stürzt der Katarakt in die Tiefe,
Im Pentameter drauf wirbeln die Wolken empor.

„Im Hexameter rauscht melodisch die herrliche Orgel,
Im Pentameter sanft hebt sich der Feierchoral.

„Im Hexameter treibt der Bettler sein Roß zum Galoppe,
Im Pentameter, plumps! taumelnd vom Sattel er fällt.

„Im Hexameter singt gar heiter ein Harvard-Professor,
Im Pentameter flucht drüber der kritische Poe." [1]

---

[1] Daß es Longfellow nicht an „Witz und Humor" fehlte, wie schon behauptet worden ist, das beweisen nicht bloß diese komischen Variationen, sondern mehrere seiner Gedichte, zahlreiche Stellen seiner

Der schärfste Gegner des Hexameters scheint darnach der sonst reichbegabte Dichter Allan Poe gewesen zu sein. Longfellow fand aber Chapmans Homer trotz seiner Rauheit viel besser als die glatten Blankverse Pope's, und obwohl es ihm schien, daß die englische Welt für die Schönheit des Hexameters noch nicht erwacht sei, so ließ er sich dadurch nicht beirren, noch von der förmlichen Tattowirung seines Manuscripts durch den Corrector, sondern wandte auch selber noch bei der Druckcorrectur den größten Fleiß an, seinen Versen Abwechslung und Wohlklang zu geben.

Das Gedicht beginnt mit einer Schilderung der Waldeinsamkeit, welche einst, reich bebaut und wohlbevölkert, der Schauplatz der Handlung war.

„Hier der Urwald ragt. Die murmelnden Fichten und Tannen,
Moosigen Barts, in grünendem Kleid', undeutlich im Zwielicht,
Steh'n wie Druiden der Vorzeit, mit düst'rer, prophetischer Stimme,
Steh'n gleich Harfnern; es wallt schneeweiß der Bart auf den Gürtel.
Laut das tiefstimmige Meer aus dem nahen Geklüfte der Felsen
Ruft, und in trostlosem Klang wiederholen die Wälder sein Klagen.

Hier der Urwald ragt. Doch wo sind die Herzen, die drunter
Hüpften einst wie das Reh, das des Jägers Stimme erlauschet?
Wo die Strohhütten des Dorfs, die Heimat acadischer Farmer,
Deren Leben hier floß wie Waldland bewässernde Ströme,
Dunkel im Schatten der Erde, doch wiederspiegelnd den Himmel?
Oed sind die lieblichen Farmen, die Farmer auf immer entschwunden!
Staub und Laub gleich verweht, die der mächtige Sturm des Octobers
Greift, und er wirbelt sie fort und zerstreut sie weit durch das Meer hin.
Nichts als die Sage nur lebt von dem freundlichen Dörflein von Grand-Pré.

Romane, vor allem aber seine Briefe und Tagebücher, in welchen er oft Menschen, Bücher, Situationen mit feinster Laune und dem treffendsten Witz charakterisirt.

Ihr, die an Liebe ihr glaubt, die hoffet und duldet und ausharrt;
Ihr, die an Stärke ihr glaubt und Schönheit weiblicher Treue:
Lauschet dem Trauergesang, den die Fichten des Waldes noch singen,
Lauschet der Liebesmär' aus Acadiens frohen Gefilden."

Das Acadien, von dem uns der Dichter erzählen will, ist die älteste französische Kolonie in Nordamerika, in der Gegend des heutigen Neu-Braunschweig und Nova-Scotia, etwas nördlich von Longfellows Heimat, dem buchtenreichen Maine. Diese Kolonie hatte schon in ihren Anfängen viel von ihren südlichen Nachbarn englischer Abkunft zu leiden. 1604 gegründet, ward sie 1613 fast gänzlich zerstört, lebte indes bald wieder auf, um später einem noch tragischern Loose anheimzufallen. Die Kolonisten gehörten ihrem Ursprung nach meist der Normandie an, ein frisches, fröhliches, unternehmendes und rühriges Völklein, lebhaft, wie die Nation, deren Sprache sie redeten, kräftig und kühn, wie die alten nordischen Seefahrer, von denen sie abstammten. Es fehlte unter ihnen nicht an tüchtigen Bauern; die Liebhaberei der meisten indes war Seefahrt und Fischfang, wozu die weniger fruchtbare als fischreiche Seeküste mächtig einlud. Religion, Sitte, Sprache, Tracht waren aus der Normandie herübergekommen; man sprach da noch im 18. Jahrhundert das Idiom Oliver Basselins, und die normännischen Hauben, umgestülpten Schiffskielen mit aufgeblähten Segeln vergleichbar, zeigten sich hier in ihrer vollen, ursprünglichen Pracht. 1713, durch den Utrechter Frieden, wurde dies arme, aber glückliche Volk, das sich unter der Oberhoheit des Mutterlandes so wohl befunden hatte, an England überlassen. Diese Abtretung bezeichnet ungefähr den Anfang der politischen Niederlagen und des monarchischen Verfalls, welchem die Selbstsucht Ludwigs XIV. seinen Thron und sein Land entgegengeführt hat. Als wackere Katholiken waren die Fischer von Acadien den Einwohnern von Massachusetts und deren Kindern und Kindeskindern immer ein Dorn im Auge gewesen, sie selbst waren diesen englischen Hugenotten nicht weniger abgeneigt. Nun sollten sie mit diesen ein Volk werden, mit ihnen gemeinsam gegen das katholische Ca-

nada zu Felde ziehen. Man schickte ihnen eine ganze Schaar englischer Kolonisten, die das Land anglisiren und protestantisiren sollten; man gründete an Stelle des alten Chibuktu das neue Halifax. Und als alles nicht ausreichte, den armen Abgetretenen Liebe zu ihrem neuen Besitzer einzuflößen, zog man alles Gesindel herbei, das kommen wollte, um das große Werk der Nationalisirung zu unterstützen. Doch auch das half nichts. Diese katholischen Franzosen hatten in der Zähigkeit ihres gesunden Familienlebens und ihrer Familienüberlieferung, in ihrem Charakter und in ihrem berechtigten Nationalgefühl mehr Lebenskraft, als die Herren in Boston sich einbildeten. Man wandte sich also nach London. „Wir werden nie ordentlich aufkommen, wenn man uns nicht diese französische Nachbarschaft vom Halse schafft!" So schrieb der später so franzosenfreundliche, philanthropische und tolerante Ben Franklin in die englische Hauptstadt. Der englische Minister Chatham war schwach genug, dieser Zumuthung nachzugeben und im Jahrhundert der Toleranz eine Cabinetsordre zu erwirken, die dem Zeitalter der Hunnen und Vandalen Ehre machen könnte.

Am 5. September 1755 in aller Frühe wurden die sämmtlichen Bewohner von Port-Royal durch feierlichen Glockenklang in die Kirche zusammengerufen. Diese war bald von den Männern erfüllt, die ohne Waffen sich eingefunden; die Weiber drängten sich in den Kirchhof. Da marschirte ein englisches Regiment auf mit aufgepflanztem Bajonnet und besetzte die heilige Stätte. Unter dem Wirbel der Trommeln steigt der Gouverneur Lawrence die Stufen des Altars hinan und verkündet unter lautlosem Schweigen der Versammlung den von Chatham unterzeichneten Befehl. „Auf Befehl Sr. Majestät," redete er in englischer Sprache die acadischen Farmer an, „seid ihr hier zusammengerufen. Ihre Gnade gegen euch ist von jeher sehr groß gewesen. Ihr wißt, wie ihr derselben entsprochen habt. Die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, ist peinlich, sie widerstrebt meinem Charakter; aber sie ist unvermeidlich, und ich muß den souveränen Willen Sr. Majestät erfüllen. Alle

eure Güter, Landsitze, Heerden, fahrende Habe, Fischereien, Weiden, Häuser, Vieh sind und bleiben zu Gunsten der Krone confiscirt. Ihr seid verurtheilt, nach Ermessen Sr. Majestät in andere Provinzen transportirt zu werden. Ich erkläre euch als Gefangene." Mochten die Acadier vielleicht eine neue, lästige Maßregel erwartet haben, auf einen solchen Schreckensbefehl waren sie nicht gefaßt. Es wäre ihnen sonst ein Leichtes gewesen, die benachbarten Indianerstämme, mit denen sie auf bestem Fuß standen, zu Hilfe zu rufen und mit ihrem Beistand entweder Gut und Blut zu vertheidigen, oder sich wenigstens ins Innere des Landes durchzuschlagen. Jetzt war es zu spät. Nur fünf Tage wurden ihnen zur Vorbereitung auf ihre Transportation bewilligt. Kirchen, Häuser und Speicher wurden von den Soldaten in Brand gesteckt. Man ließ den Verurtheilten kaum die nöthigste Kleidung und das unentbehrlichste Hausgeräth. Kapitalien hatten diese armen Bauern und Fischer nicht; die einzigen Schätze aber, die man in ihren schlichten Hütten traf, d. h. die Crucifixe und Madonnenbilder, diese „Greuel des Götzendienstes", steigerten nur den Grimm der Anglikaner und Puritaner. Gegenüber diesen götzendienerischen Papisten glaubte man die Grausamkeit bis zur Barbarei treiben zu dürfen. Man riß die Familien auseinander, den Gatten von der Gattin, die Kinder von der Mutter, ehrwürdige Greise von ihren Söhnen und Enkeln und schleppte sie auf verschiedene Schiffe mit völlig verschiedener Bestimmung. Kein Jammergeschrei der Frauen, kein Wehruf der Greise, keine Bitten der verzweifelten Männer vermochten der herzlosen Tyrannei Einhalt zu thun. So vollständig voneinander getrennt, ohne Hoffnung, einander je wiederzusehen, mußten die zersprengten Familien alle Früchte ihres Fleißes, allen ihren wohlerworbenen Besitz, ihre freundlichen Hütten, ihre traulichen Obstgärten, ihre reichen Weidegründe, ihre Fischerhäuschen, ihre Dämme, ihre Heimat, alles, alles, woran ihr Herz hing, verlassen. Im Augenblicke, als die Flottille, welche diese 15 000 Franzosen nach dem Süden bringen sollte, in See stach, steckte man ihre Farmhäuser in Brand, und die Glut der Feuersbrunst

röthete das Meer, über das sie dahinfuhren. Um die Qual der Unglücklichen voll zu machen, schiffte man sie in kleinen Abtheilungen an verschiedenen Punkten der südlichen Küste ans Land.

Sittliche Kraft, geschöpft aus tiefem Glauben und unbesieglicher Religiosität, triumphirte indes, wie in so manchen anderen Fällen, wenigstens so weit es möglich war, über diese unerhörte Grausamkeit und diese namenlosen Leiden. Viele dieser wackeren Normannen fanden sich, trotz der abgefeimten List des Verfolgers, in weitentlegenen Ländern wieder zusammen, einzelne in Frankreich, andere auf der Insel St. Domingo, wieder andere im französischen Guyana; manche von ihnen trafen sich in Louisiana; einzelne waren kühn und standhaft genug, nach langen Jahren voll Mühsal und Abenteuer wieder nach Port-Royal zurückzukehren und sich aufs neue auf dem Grund und Boden ihrer Väter anzusiedeln. Merkwürdig ist es, wie unsere modernen Toleranzapostel, welche immer und immer die „Salzburger Emigranten" im Munde führen, von den vertriebenen katholischen Acadiern nichts wissen; und doch ist das eben Mitgetheilte historische Thatsache, während die Salzburger Grausamkeiten bloß der protestantischen Legende angehören. Aber fast noch merkwürdiger ist es, daß nach kaum einem Jahrhundert ein Abkömmling der unduldsamen Puritaner von Massachusetts, tief erschüttert von jener furchtbaren Katastrophe, sie zum Vorwurfe einer Dichtung wählte, welche den katholischen Opfermuth und die sittliche Kraft jener verfolgten Katholiken auf ewig verherrlichen sollte. Denn das ist der Gegenstand der „Evangeline".

Das Gedicht besteht aus zwei Theilen, jeder derselben aus fünf kleinen Gesängen. Longfellow entwirft zuerst ein Bild des stillen, idyllischen Glücks, das die schlichten Acadier in ihrer Ansiedelung genossen, ehe die Wuth politisch-religiöser Verfolgung über sie hereinbrach.

„Im acadischen Land, am Seegestade von Minas,
Einsam, friedlich und still, lag tief im fruchtbaren Thale
Grand-Pré, das liebliche Dorf. Weit streckten sich ostwärts die Felder,

Deren Namen es trug, und Wiesen für zahllose Heerden,
Dämme, die rastlos die Hand des emsigen Farmers gethürmet,
Wehrten der stürmenden Flut. Doch zu Zeiten grüßten die Schleusen,
Weit sich öffnend, das Meer und ließen es zieh'n durch die Flur hin.
Westlich und südlich ergossen Flachsfelder, Obstgärten und Aecker
Sich ohne Grenze und Ziel durch die Eb'ne, bis weit wo im Norden
Blomidon ragt' und uraltes Gehölz, und hoch auf den Bergen
Seedunst spannte sein Zelt, und Nebel des mächtigen Weltmeers
Blickten ins glückliche Thal — doch stiegen sie niemals hernieder.
Hier, in Mitte der Farmen, lag still das acadische Dörfchen.
Fest aus Eichen gefügt und Kastanien waren die Häuser,
Wie zu der Heinriche Zeit sie baute normännisches Landvolk.
Strohgedeckt war das Dach, mit Fensterchen; ragende Giebel
Schützten das unt're Geschoß, und gaben Schatten dem Thorweg.
Hier, wenn am ruhigen Abend des Sommers die vollere Sonne
Schien in die Straße des Dorfs, vergoldend die Fähnchen am Rauchfang,
Saßen Mutter und Maid, in schneeweißen Häubchen, in Miedern,
Purpurn, grün und blau, und spannen am Rocken den gold'nen
Flachs für den Webstuhl im Haus, deff' laute, geschwätzige Schifflein
Tönten hinein in das Knarren des Rads und die Lieder der Mädchen.
Feierlich kam dann herab die Straße der Pfarrer, und inne
Hielten die Kinder im Spiel, zu küssen die segnende Hand ihm.
Würdig in ihrem Geleit ging er, es erhoben die Frauen
Vor dem Nahenden sich, und boten ihm herzlichen Willkomm.
Dann vom Felde nach Haus die Werkleute kamen, und friedlich
Sank die Sonne zur Ruh', und es dämmerte. Bald dann vom Kirchthurm
Freundlich der Angelus scholl, und über die Dächer des Dorfes
Säulen von bläulichem Rauch, gleich Weihrauchwolken, sich hoben
Auf von hundert Herden, den Sitzen beglückenden Friedens.
Also in Liebe geeint diese schlichten acadischen Farmer
Lebten in Liebe zu Gott und Menschen, so frei von der Furcht, die
Grimme Tyrannen umgibt, wie vom Neid, dem Laster des Freistaats.

Weder ein Schloß versperrte die Thür', noch Riegel die Fenster,
Offen die Wohnung stand, wie der Tag und die Herzen der Eigner.
Hier war der Mächtigste arm und der Aermste lebte im Reichthum.

Etwas abseit vom Dorf, und näher am Minasgestade,
Benedict Bellefontaine, der behäbigste Farmer von Grand-Pré,
Wohnte auf stattlichem Grund, und mit ihm, ihm führend den Haushalt,
Evangeline, sein Kind, die Holde — die Zierde des Dörfleins.
Fest und stattlich gebaut war der Mann von siebenzig Wintern,
Herzlich, frisch und gesund, ein schneebekränzeter Eichbaum.
Weiß wie der Schnee war sein Haar, die Wange so bräunlich wie Eichlaub.
Lieblich war sie zu schau'n, die Maid von siebenzehn Sommern.
Schwarz war ihr Aug', wie am Dornengebüsch die funkelnde Beere,
Schwarz — und strahlte doch sanft aus dem braunen Schatten der Locken.
Wenn in der Ernte zu Mittag den Schnittern sie brachte die Krüge
Schäumenden Bieres, des selbstgebrauten, wohl schön war die Jungfrau.
Schöner am Sonntag sie war, wenn früh vom Thürmchen die Glocke
Heilige Klänge ergoß, gleich dem Priester, der mit dem Hyssop
Rings die Gemeinde besprengt, und Segen über sie ausgießt.
Nieder die Straße dann ging sie, mit Rosenkranz und Gebetbuch,
Trug das normännische Häubchen, das blaue Mieder, den Ohrschmuck,
Einstens herübergebracht von Frankreich, und seither als Erbstück
Wandernd von Mutter zu Kind durch die Hände vieler Geschlechter.
Doch ein himmlischer Glanz — ein Zauber ätherischer Schönheit
Strahlt' ihr im Aug' und umfloß die Gestalt ihr, wenn nach der Beichte
Heimwärts freudig sie ging, mit Gottes Segen im Herzen.
War sie vorbei dann, so war's, wie wenn liebliche Lieder verklungen."

Evangeline ist Braut. Gabriel Lajeunesse, der Sohn des Grobschmieds, der wackerste Bursch im Dorf, als Kind einst ihr Ju-

gendgespiele, und von demselben treuen, alten Pfarrer Felician unterrichtet, hat längst ihr Herz gewonnen und auf seine Bitte auch der Väter Zusage erhalten. An einem schönen Abend des „Allerheiligen-Sommers“ soll die Verlobung notariell vollzogen werden. Evangeline spinnt eben an der Seite ihres treuen Vaters, der am Feuerherde stochert, als plötzlich der alte Grobschmied hereinkommt und üble Gerüchte bringt von der Ankunft einer englischen Flottille, von einer Citation des Volkes in die Kirche auf den folgenden Tag u. s. w. Der gemüthliche Benedict läßt sich aber hierdurch nicht aus seiner Ruhe aufscheuchen; der Notar Leblanc erscheint:

„Krumm, wie ein kämpfendes Ruder, das gegen die Brandung sich anstemmt,
Krumm, doch gebrochen noch nicht vom Alter, der würd'ge Notar war.
Büschel von gelblichem Haar, gleich den seidenen Flocken des Maiskorns,
Wallte zur Schulter, die Stirne war hoch und die hörnene Brille
Rittlings saß auf der Nase, verkündend erhabene Weisheit.
Vater von zwanzig Kindern war er, und es ritten wohl hundert
Enkel ihm schon auf dem Knie und lauschten dem Tick seiner Sackuhr.“

Die Verlobung wird feierlich vorgenommen, protokollirt, mit Segenssprüchen begleitet und mit einem guten Labetrunk abgeschlossen. Am folgenden Morgen schon ist Hochzeit; fast das ganze Dorf nimmt daran theil. Nach der kirchlichen Einsegnung, deren Schilderung übergangen ist, beginnt gleich der Tanz, und die munteren Acadier sind so fröhlich, wie in ihrer heimatlichen Normandie. Aber plötzlich marschirt das englische Regiment auf, alles strömt in die Kirche, der bangen Erwartung folgt der unerwartete, über alles Maß hinaus entsetzliche, fast undenkbare Schlag. Einen Augenblick starrt das ganze Volk im Schweigen der Verzweiflung. Dann erhebt der alte Grobschmied seine nervige, obwohl unbewaffnete Faust und fordert zum Kampfe auf Leben und Tod auf:

„‚Nieder mit Englands Tyrannen! Wir leisteten nie ihnen Treueid!
Tod den Söldnern, den fremden, die Haus uns und Ernte entreißen!‘
Mehr wohl noch hätt' er gesagt. Doch die gnadlose Faust eines Söldners
Traf ihn jäh auf den Mund und warf ihn gewaltsam zu Boden.
Mitten jedoch im Tumult und Wirrwarr zornigen Kampfes
Sieh! da öffnet im Chor sich die Thüre, und Vater Felician
Eintrat ernsten Gesichts, und stieg hinauf zum Altare,
Hob die geweihete Hand, und brachte winkend zum Schweigen
All das wirre Geschrei, und also sprach er zum Volke.
Feierlich ernst war der Ton, in Worten gemessen und traurig
Sprach er, wie wenn nach Sturmgeläute vernehmlich die Uhr schlägt.
‚Kinder, was ist's, was ihr thut? Ist's Wahnsinn, der euch ergriffen?
Vierzig Jahre des Lebens hab' ich gewirkt hier, und lehrt' euch,
Nicht in Worten allein, in der That auch, einander zu lieben!
Ist dies die Frucht meiner Müh'n, Nachtwachen, Gebete, Entbehrung?
Habet so schnell ihr vergessen die Lehre von Lieb' und Vergebung?
Hier thront friedlich der Fürst des Friedens, und ihr wollt entweihen
Mit Gewaltthat sein Haus, mit haßüberwallendem Herzen?
Seht, wie gekreuzigt der Herr von dem Kreuze hernieder auf euch schaut!
Seht, in dem leidvollen Aug' nur Sanftmuth, heiliges Mitleid!
Hört seiner Lippen Gebet wiederholen: ‚Vergib ihnen, Vater!‘
Laßt es uns sprechen ihm nach, wenn wir von den Bösen umdrängt sind,
Laßt es uns sprechen auch jetzt und beten: ‚Vergib ihnen, Vater!‘

Kurz war das tadelnde Wort; doch tief in die Herzen des Volkes
Drang es, und Seufzer der Reue verdrängten den tobenden Ausbruch,
Und sie sprachen ihm nach das Gebet: ‚Vergib ihnen, Vater!‘

Dann kam die Feier des Abends. Vom Altar flammten die Kerzen.
Glühend und tief war die Stimme des Priesters, und nicht mit dem Mund bloß,
Auch mit den Herzen das Volk antwortete. Ave Maria
Sang man, fromm auf den Knieen, und aller Seelen erschwangen
Sich in heißem Gebet, wie Elias einst, in den Himmel."

Aufrechtgehalten durch den Trost der Religion, verbringen die unglücklichen Frauen der Acadier die fünf schrecklichen Tage ihrer Gnadenfrist damit, das Nöthigste für die Reise auf die Schiffe zu fördern. Gegen Sonnenuntergang des fünften Tages ruft die Trommel zum allgemeinen Abschied. Die bis dahin in der Kirche zusammengepferchten Männer ziehen zwischen englischen Bajonuetten in traurigem Zug an Bord der Schiffe. Die jüngeren unter ihnen suchen in religiösen Liedern Trost und Erleichterung.

„Heiliges Herz des Erlösers! O unerschöpflicher Brunnquell!
Fülle das Herz uns heut' mit Kraft und Geduld und Ergebung!"

Die älteren stimmen in das Lied ein, und ebenso die Frauen und Kinder, die sich zum Abschied herbeidrängen. Halbwegs zwischen Kirche und Gestade sieht Evangeline ihren jugendlichen Gatten zum letzten Mal und lispelt ihm zu:

„Gabriel, sei guten Muths! Wenn treu wir lieben einander,
Kann uns nichts Leides gescheh'n, was immer für Prüfung uns treffe!"

Gabriel und sein Vater werden voneinander getrennt und auf verschiedene Schiffe gebracht. Die Angelusglocke schweigt. Der greise Priester geht unter den klagenden Schaaren umher, um zu trösten, zu ermuthigen, zu helfen, so gut er kann. Er trifft Evangeline noch bei ihrem todesbleichen Vater. Vor Schmerz versagt auch ihm das Wort. Da lodern die ersten Häuser auf. Flammend röthet sich der Himmel wie von einem Prairiebrand. Ueberwältigt vom Schmerz bricht der alte Farmer Bellefontaine plötzlich todt zusammen. Evangeline hat nun keine Stütze mehr, als den treuen,

greisen Missionspriester, der sich ihrer väterlich annimmt und zunächst, mitten in dem Wirrwarr der Einschiffung, ihrem Vater für ein Grab sorgt.

„Noch erhellte die Glut des brennenden Dorfes die Landschaft,
Färbte den Himmel mit Blut und flammte auf allen Gesichtern,
Und wie der jüngste Tag schien's ihren wankenden Sinnen.
Da eine traute Stimme vernahm sie, die sagte zum Volke:
‚Laßt uns begraben ihn hier am Meere. Wenn bessere Zeiten
Bringen dereinst uns heim aus fremdem Land der Verbannung,
Soll sein geheiligter Staub bestattet werden im Friedhof.‘
Also der Priester sprach. Und eilig am Ufer des Meeres,
Statt von Leichenfackeln, umflammt von dem brennenden Dorfe,
Doch ohne Sang, ohne Klang ward der Farmer von Grand-Pré begraben.
Und als die Stimme des Priesters erscholl zum Trauergebete,
Horch! mit klagendem Ton, wie die Stimme zahlreichen Volkes,
Feierlich rauschte die See antwortend und theilte die Klage.
's war die rückkehrende Flut, die weit von des Oceans Wüste,
Mit dem dämmernden Tag aufwogend, enteilte zum Lande.
Dann hob einmal noch sich der Einschiffung Lärm und Gedränge,
Und mit der folgenden Ebbe die Schiffe verließen den Hafen.
Bald lag weithin zurück Strand, Grab und das Dörflein in Trümmern.“

So endigt der erste Theil mit dem tiefen Pathos der Todtenklage. Der zweite Theil ist eine kleine Odyssee. Weit im Süden ans Land gesetzt, sucht die treue Evangeline ihren jugendlichen Gatten wieder aufzufinden. Sie begleitet als Mentor der greise Missionär. Da und dort treffen sie vereinzelte Mitglieder der acadischen Kolonie; neue Freier werben um die Hand der noch mädchenhaften jungen Frau, doch sie bleibt standhaft.

„Heiter und doch wehmüthig sprach Evangeline: ‚Ich kann nicht!
Fort ist mein Herz und ihm folgt meine Hand, und nirgendwo sonst hin.
Denn wo das Herz geht voran, wie ein Licht, und den Fußpfad erhellet,

Klären viel Dinge sich auf, die sonst im Dunkeln begraben.‘
Und dann sprach wohl ihr Freund und Seelenführer, der Priester,
Freundlich lächelnd: ‚Mein Kind! So redet dein Gott dir im Herzen!
Nie von verlorener Lieb' sprich, Liebe geht nimmer verloren;
Kann sie erfreu'n nicht das Herz eines andern, strömet ihr Wasser
Still zur Quelle zurück, sie füllend, wie Regen, mit Labung;
Was die Quelle ergießt, muß wiederkehren zur Quelle.
Also Geduld! Erfülle dein Werk — das Werk deiner Liebe!
Kummer und Schweigen sind stark, geduldiges Leiden ist göttlich.
Drum erfülle dein liebendes Werk, bis die Seele vergöttlicht,
Reiner, gestärkt, vollkommen und würdiger himmlischen Lohnes!‘“

Durch die Rede des wackern Mannes ermuthigt, fährt Evangeline fort, zu hoffen und zu harren, und, unberührt von Leid und Lust der Welt, den ungeheuern Kontinent zu durchpilgern, um ihren Gatten aufzusuchen, von den herrlichen Ufern des Mississippi bis hin an die Felsketten Nebraska's, und von den Ozarkbergen bis zur Hauptstadt Pennsylvaniens. Die frappantesten Bilder amerikanischen Lebens, die reizendsten Naturgemälde entfalten sich auf dieser Wanderschaft, von Evangelinens Sehnsucht mit zartem lyrischem Zauber überhaucht, als Prüfungen ihrer Energie dramatisch mit der Handlung verwoben. Die Reihe dieser Scenen eröffnet die Fahrt auf dem Mississippi.

„Ueber versunkenem Sand, durch waldumschattete Wildniß
Glitten sie Tag um Tag hinab auf dem reißenden Strome,
Lagerten Nacht um Nacht auf seinem Strande beim Feuer.
Jetzt durch brausende Schnellen, auf welche die Baumwollenstaude
Buschig nickt' aus dem Inselgrün, sie folgten der Strömung,
Fuhren hinaus dann in breite Lagunen, wo silberne Dünen
Lagen im Strom, und entlang den gekräuselten Wellen des Ufers
Wateten viel Pelikane im Glanz schneeweißen Gefieders.
Flacher dann wurde das Land, und es flogen längs dem Gestade,
Unter dem Schatten des Chinabaums und üppiger Gärten,
Häuser von Pflanzern dahin, gar stattlich, und Hütten der Neger.
Denn schon nahte das Land, wo in ewigem Sommer das Feld prangt,

Wo an der goldenen Küste, durch Haine duft'ger Orangen,
Weit gen Osten der Strom sich schwingt in herrlicher Krümmung.
Sie auch änderten Curs und verloren, dem Bayou [1] von Plaquemine
Folgend, sich bald im Gewirr der träge sich schlängelnden Wasser,
Die wie ein Netzwerk von Stahl sich dehnten nach jeglicher Richtung.
Ueber dem Haupt hochragend und schwarz das Gezweig der Cypresse
Wölbt' sich zum dämmernden Chor, und mitten herab in den Lüften
Wallte das hängende Moos, wie Banner in uralten Domen.
Todesschweigen hier herrschte, das störten höchstens die Reiher,
Wenn sie aufsuchten ihr Nest auf hoher Ceder am Abend,
Oder begrüßend den Mond, der Eule dämonisches Lachen.
Lieblich das Mondlicht war, wenn sanft es erglomm auf den Wassern,
Glomm an Cypressen und Cedern, den Säulen der ragenden Bogen,
Deren Wölbung es schimmernd durchbrach, wie zerspalt'ne Ruinen.
Träum'risch verschwommen und fremd sah alles aus in der Runde,
Staunen und Trauer befiel gar wunderbar ihre Seele —
Ahnung des Unheils gleich, unsichtbar, nicht zu vermeiden.
Wie beim Gestampf des trabenden Hufs auf der Flur der Prairien
Längst im voraus sich schließt das Blatt der zücht'gen Mimose,
So bei dem Hufschlag des Schicksals und Uebles bedeutender Ahnung
Schrumpft und schließt sich das Herz, eh' der tödtliche Streich es erreicht hat.
Evangeline jedoch war gestärkt durch ein Traumbild, das dämmernd
Schwebte vor ihr einher und durch das Mondlicht sie ansah.
Ihres Denkens Gebild war's, das Gestalt nun bekommen.
Durch den schattigen Dom war Gabriel vor ihr gepilgert,
Jeglicher Ruderschlag bracht' ihn ihr näher und näher."

In der That war sie ihm näher gekommen, als sie vermuthen konnte. Denn in dem „Eden Louisiana's" hatten Basil, der

[1] So werden dort die Seitencanäle des Mississippi genannt.

Grobschmied, sein Sohn Gabriel, Michael, der acadische Geiger, und viele andere der armen Verbannten eine neue, schönere Heimat gefunden. Wie freuten sich alle, ihren alten Pfarrer wieder zu treffen, der nun bei ihnen bleiben und der neuen Heimat den rechten Halt und Segen geben soll. Aber Gabriel hat in dem Wonnegarten von Louisiana nicht Rast und nicht Ruhe gefunden, sondern ist ausgezogen, um Evangeline zu suchen. Diese wandert ihm nun nach, kommt ihm auf die Spur, aber sie vermag ihm nicht schnell genug zu folgen: wie eine unerreichbare Fata Morgana eilt er vor ihr her. So pilgert die Unermüdliche in Liebesleid und treuer Liebe bis in die Berge des fernen Westens, wo ein armes Indianermädchen sie in die Indianermission führt.

„Früh am folgenden Tag ging weiter der Marsch, und die Shawnee[1]
Sprach, als sie zogen dahin: ‚Am westlichen Hang jener Berge
Wohnet im christlichen Dörfchen das Haupt der Bekehrten, der Schwarzrock.
Vieles lehrt er das Volk, von Maria erzählt er und Jesus,
Hell lacht ihnen das Herz und sie weinen vor Schmerz, wenn er predigt.‘
Plötzlich im Stillen gerührt, erwiederte Evangeline:
‚Laß uns gehen ins Dorf, es harret dort fröhliche Botschaft.‘
Und sie lenkten dahin ihre Schritte, und hinter dem Berge
Eben die Sonne verschwand, da hörten sie murmelnde Stimmen,
Und auf geräumiger Flur, am grünen Rand eines Stromes,
Sah'n sie die Zelte der Christen, das jesuitische Zeltdorf.
Hoch in der Mitte des Dorfs eine Eiche ragte, da kniete,
Von seinen Kindern umringt, der Schwarzrock-Häuptling. Ein Kreuzbild
Hing an dem Stamme des Baums, von Blättern der Rebe umschattet,
Schaute mit brechendem Blick auf das Volk, das kniete darunter.
Dies war ihr ländliches Kirchlein. Hoch durch die verästeten Bogen

[1] Stammname des Indianermädchens.

Seines luftigen Daches erscholl der Choral ihrer Vesper,
Lieblich mischend sein Lied mit dem Rauschen und Säuseln der Zweige.
Still, mit entblößtem Haupt, die Reisenden langsam sich nahten,
Knieten hin auf die Rasenflur und folgten der Andacht.
Doch als die Feier zu End' und von den Händen des Priesters
Reichlich geströmt war der Segen, wie Saat aus Händen des Sämanns,
Kam der würdige Mann her zu den Fremden und hieß sie
Willkomm', und wohlwollend er lächelte, als sie ihm dankten,
Hörend den heimischen Klang seiner Muttersprache im Urwald,
Und mit freundlichem Wort geleitet' er sie in den Wigwam."

Auch hier ist Gabriel schon gewesen. Vor kaum einer Woche erzählte er dem einsamen Missionär dieselbe Leidensgeschichte, welche ihm Evangeline erzählt. Indes in der Wildniß ist an ein Finden kaum mehr zu denken; doch hält des Priesters Wort ihren Muth und die Standhaftigkeit ihrer Tugend abermals aufrecht.

„Habe Geduld und Glauben," sprach er, „und erhört wird dein Flehen!"

Die Erhörung, welche Longfellow als Lösung des kleinen Dramas eintreten läßt, ist aus dem tiefsten Schatze christlicher Lebensanschauung geschöpft. Es ist kein Wiedersehen mit irdischem Jubel und zeitlichem Freudenklang, es ist ein Wiedersehen in der heiligsten Vollendung des Opfers und in übernatürlicher Verklärung der Liebe. Nachdem Evangeline ihren Gatten fruchtlos in den Einöden Michigans und an den Ufern des Delaware, in einsamen Weilern und volkreichen Städten, in den Zelten friedlicher Quäker und in den Lagern der Freiheitsarmee gesucht hat, widmet sie sich endlich zu Philadelphia als Barmherzige Schwester dem Dienste der christlichen Charitas, wird zum Engel der Barmherzigkeit und legt, während die Pest ausbricht, auch ihr Leben auf den Opferaltar. Da im Spital trifft sie Gabriel wieder und steht ihm im Tode bei.

„Alles war nun vorüber, dies Hoffen und Fürchten und Grämen,
All dies Herzeleid, dies ruhlose, rastlose Sehnen,
All der dumpfe Schmerz und des Duldens quälende Dauer.
Und als nochmals sie drückte das leblose Haupt an den Busen,
Neigte sie sanft ihr eig'nes und lispelte: ‚Dank Dir, o Vater!'"

So endigt „Evangeline", eine der schönsten, formvollendetsten und edelsten Dichtungen der Neuzeit. „Die Erzählung ist kalt und gezirkelt," meint ein moderner liberaler Kritiker, „auch die an sich rührenden Vorfälle lassen uns gleichgiltig; kein Herzensgeheimniß ist durchdrungen (!), keine verborgene Fiber wird in Schwingung versetzt" u. s. w. Er weiß sich über die mißrathene Anlage nur dadurch zu trösten, daß dieselbe zu so schönen Landschaftsbildern, wie z. B. demjenigen des Mississippi, führt. In diesem Tadel ist wohl der Hauptvorzug des Gedichtes ausgedrückt. Es ist keine banale, aufregende Liebesgeschichte im modernen Stil, sondern ein schlichtes, edles Bild wahrer Liebe, die, von Religiosität belebt und getragen, sich im Leiden bewährt und im Leiden ihren Trost und ihren Lohn findet. Wem das Geheimniß christlich ertragenen Leidens verborgen und unverständlich ist, dem muß das Gedicht allerdings ein mattes, trübes, unverständliches Glasgemälde bleiben. Nur dieser Grundgedanke haucht Licht hinein und verbindet die einzelnen Farbentöne zu voller Harmonie. Alsdann bietet es aber in seiner idyllischen Einfachheit, dem Reichthum seiner Bilder, der sanften Spannung seiner Handlung, der Schönheit und Wahrheit seiner Charaktere nicht bloß den vollen Genuß eines Kunstwerks, sondern auch eines Kunstwerks, das die Seele ganz und ungetheilt dem Urquell alles Schönen nähert. Die Auswüchse menschlicher Leidenschaft und das Schlechte, was Amerika hervorgebracht, ist in so zahllosen Romanen durchgepeitscht, daß wir die Erinnerung daran in dem Gedichte gern vermissen. Daß aber eine so reine Blüte der Dichtung in Amerika populär geworden, deutet auf sittliche Kräfte hin, welche der amerikanischen Gesellschaft zur höchsten Ehre gereichen.

9. Kavanagh. Am Meeresstrand und am Herdfeuer.

1847—1849.

„Evangeline“ war ihrem Gehalt und Geiste nach eine völlig katholische Dichtung. Sich mit der ganzen Kraft seines Schönheitsgefühls hineinlebend in den anziehenden Stoff, war des Dichters Herz daran gleichsam katholisch geworden und hatte dem Katholicismus eine dichterische Apologie geweiht, die um so mächtiger wirken mußte, als ihr keine specielle theologische Tendenz zu Grunde lag, sondern die schlichteste Liebe zur Wahrheit und Schönheit. Erschrak der Dichter, als das katholische Werk seines Geistes vor ihm lag? Bangte ihm, nicht vor dem Publikum, dem gegenüber er immer große Selbständigkeit an den Tag gelegt hatte, aber vor sich selbst, daß er, seinen Idealen folgend, so tief in den „Romanismus“ hineingerathen war? Wir wissen es nicht, aber die nächste Publikation läßt beinahe vermuthen, daß eine ähnliche Furcht sich seiner bemeisterte und daß er sich mit Vorliebe einem Ideenkreise zuwandte, der einen „freien religiösen Standpunkt“ zu wahren geeignet schien.

Ein Jahr nach „Evangeline“, 1848, erschien „Kavanagh“, ein kleiner psychologischer Genreroman, der sich in dem irdisch-behäbigen, hochzeitsseligen und häuslich-idyllischen Kreise eines protestantischen Pfarrer-Stilllebens abspielt. Aber der neue „Vikar von Wakefield“ ist kein alter, würdiger Patriarch, wie jener bei Goldsmith, der in biderbem, heldenmüthigem Kampf seine Kinder aus dem Verderben der bösen Welt und den mannigfachsten Abenteuern losringt und zum heimatlichen Herde zurückbringt. Keine Pfarrers-

tochter geräth hier in die Schlingen aristokratischer Bosheit; kein Pfarrerssohn kehrt hier nach wunderlichen Streifzügen in die Arme seines greisen Vaters zurück. Wir befinden uns nicht im Alt-England des 18. Jahrhunderts, sondern im Neu-England des 19. Jahrhunderts, in der Uebergangszeit von der „guten alten“ Zeit der Postkutschen und des rauhhaarigen Puritanismus in die Aera der Eisenbahnen und des allesumarmenden Latitudinarismus.

Arthur Kavanagh, der Held der Geschichte, ist der Sprößling einer altkatholischen Familie in Maine. In einem einsamen Waldhause, von allen protestantischen Einflüssen abgeschieden, erhält er von seiner Mutter eine gut katholische, aber wegen der Einsamkeit etwas mädchenhafte Erziehung. Um ihn kräftiger heranzubilden, schickt ihn der Vater an ein Jesuitencolleg in Canada, wo sich seine Fähigkeiten schön entwickeln und seine poetischen Anlagen sowohl im classischen Studium als in der religiösen Grundlage des Unterrichts reiche Befriedigung finden. Aber heimgekehrt und noch mehr vereinsamt, da die Mutter bald nach seiner Rückkehr starb, legt sich der träumerische Jüngling auf Mystik, liest Molinos und die Werke der hl. Theresia und sonst alles Mögliche bunt durcheinander, fängt dann an über kirchengeschichtliche Fragen und Schwierigkeiten nachzubrüten, und geräth durch ordnungslose Lectüre endlich in eine wahre Leidenschaft für „geistliche und geistige Freiheit“, d. h. er verliert seinen katholischen Glauben und kommt so weit, daß er nur den Tod seines Vaters abwartet, um „Diener am Worte“ zu werden. Das ist kurz des Helden Vorgeschichte, die erst gelegentlich mitten in der Novelle nachgeholt wird.

In diese hinein tritt er als bereits qualificirter Prediger, nachdem wir seinen Wirkungskreis, das Städtchen Fairmeadow (Schönenwies), etwas kennen gelernt, das sich noch der ganzen Kleinstädterei der guten alten Zeit freut. Nur ein Genie verkündet hier als verfrühte Schwalbe schon die Periode modernen Lichts und modernen Fortschritts. Es ist der Schulmeister Churchill, der nicht nur mit einer Secundärschule von hundert unruhigen Jungen, sondern gleichzeitig mit einer viel größern Anzahl literarischer

Pläne ausgestattet ist, sogar seine Frau mit „altindischer Poesie“ plagt und den Mädchen Rechenaufgaben aus „Lilawati“ gibt: „Ein Fünftel eines Bienenstocks flog auf die Kadamba-Blume, ein Drittel flog auf die Silandhara, dreimal der Unterschied dieser Zahlen flog auf einen Baum, und eine Biene fuhr fort herumzufliegen, gleicherweise angezogen von der duftenden Ketaki und andererseits von der Malati. Wie viel Bienen waren es?“ Der größte und „einzige“ Gedanke dieses zu seinem Unheil für Poesie schwärmenden Schulmeisters ist darauf gerichtet, einen Roman zu schreiben. Weder Familiensorgen noch das harte Amt sind im Stande, ihn davon abzubringen, und doch will der Roman nicht zu Stande kommen. Die übrigen Notabilitäten von Fairmeadow, bei welchen wir von der Schule Mr. Churchills aus eingeführt worden, sind: der alte, sauertöpfische, unverträgliche Prediger Pendexter, der sich durch Langweiligkeit seiner Predigten mit der ganzen Gemeinde überworfen hat und nach einer pedantisch-selbstgefälligen Abschiedspredigt daraus abzieht; sein Küster, der bei aller sonstigen Dienstergebenheit froh ist, ihn los zu werden; Fräulein Alice Archer, ein schönes, aber fast schwindsüchtiges Mädchen, das früh seinen Vater verloren und nun einsam bei seiner erblindenden Mutter wohnt; Frau Archer, eine kränkliche Matrone, die, des Augenlichts beraubt, der Tochter mehr als je bedarf und ihr beinahe jede Aussicht auf eine Heirat abschneidet; Jungfer Sally Manchester, Magd der Frau Archer, zwar mit einem wandernden Zahnarzt verlobt, aber nach dessen herzloser Absage zu dem Entschluß gelangt, nie zu heiraten, sondern bei Frau Archer zu bleiben; Herr Vaughan, Richter, ein greiser, würdiger Jurist, dessen Tisch immer von Acten, dessen Stubenboden von aufgeschlagenen Rechtsbüchern überfüllt ist; Fräulein Cäcilia Vaughan, sein einziges Kind, ein frisches, lebenslustiges Mädchen, die gesuchteste Partie von Fairmeadow, aber noch an keinen der vielen Freier vergeben; Herr H. Adolphus Hawkins, der eigentlich Hiram A. Hawkins hieß, aber sich des „Alttestamentlichen“ schämte, Kaufmann in Linnen und Teppichen, dabei nach dem

Bekenntniß seiner Schwester so sehr Poet, daß er „im Schoße seiner Familie meist in Blankversen redete“, und in Fräulein Cäcilia so verliebt, daß er sie nicht nur persönlich auf Schritt und Tritt verfolgte, sondern sie auch durch seine Schwester, Miß Martha Amalia, mit einer ganzen Flut von Liebesversicherungen und Selbstempfehlungen überschütten ließ. Das die Hauptpersonen.

Die Verwicklung ist sehr einfach. Nachdem die Gemeinde glücklich ihren murrköpfigen Pendexter entfernt hat, befreit sich auch Miß Cäcilia durch einen gehörigen Korb von den lästigen Anträgen des Herrn Adolphus Hiram Hawkins, der es noch immer für unmöglich hielt, daß die weibliche Zierde des Städtchens ihm, der männlichen Zierde desselben, und seinen goldenen Ringen, Brustnadeln, Uhrketten, seinen Blankversen und seiner noch vorzüglichern Toilette zu widerstehen vermöchte. So ist Platz für einen Pfarrer und für einen Bräutigam, d. h. für den Reverend Arthur Kavanagh. Im Gegensatz zu dem prosaischen Ziermenschen Hawkins und zu dem unglücklichen Poeten und Schulmeister Churchill, der sich in literarischen Projecten verliert, ist Arthur eine ebenso praktische als wirklich poetische Natur, weiß sich mit seiner liberal-modernen Richtung gleich beliebt zu machen, wird Churchills und aller Welt Freund und behauptet sich gegen die Reaction, welche der grimmige Pendexter und einige Altgläubige anzufachen versuchen. Statt mit seiner prosaischen Pfarrwohnung vorlieb zu nehmen, läßt er sich im Kirchthurm ein Poetenstüblein einrichten, das nach allen vier Weltgegenden Fenster hat, und ersättigt da oben seine Predigt mit Floskeln und Naturbildern aus allen vier Jahreszeiten.

So zauberhaft spricht er in seiner ersten Predigt vom Frühling der Natur und vom Frühling der Seele, daß die stille, sinnige Alice Archer alle Prüfungen ihres einsamen und leidensvollen Daseins vergißt und den ewigen Frühling schon auf Erden zu finden glaubt, wenn der junge Prediger ihr seine Hand reichen möchte. Auch Miß Martha Amalia wird jetzt eine fleißige Kirchgängerin. Mit Miß Cäcilia Vaughan aber wird der poetische

Seelenhirt bei Moses Merryweather, Händler in Kanarien- und anderen Vögeln, sowie Vogelausstopfer, bekannt, und ist von der Begegnung so verzückt, daß er ganz vergißt, weshalb er in den Laden getreten. Cäcilia aber hat sich ein Briefstäubchen bestellt, um fürder mit ihrer Freundin Alice Archer eine Brieftaubenpost zu unterhalten. In diesem Verkehr tauschen die beiden Fräulein alle ihre Herzensgeheimnisse aus, nur eines nicht, daß sie beide den jungen Prediger lieben. Während indes Alice bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit nie dazu kommt, ihre Liebe kundzugeben, wird Cäcilia bei einem Picknick, das Churchill arrangirt, näher mit Kavanagh bekannt. Da fügt sich's nun, daß eines schönen Tages die arme Brieftaube, auf ihrem Wege von Alice zu Cäcilia von einem Raubvogel verfolgt, dem theils von Homilien, theils von Naturschönheit, theils von Hochzeit träumenden Prediger ins Zimmer fliegen muß. Nichts als „Cäcilia" steht auf dem Briefchen. Kavanagh faßt die Gelegenheit beim Schopf, schreibt eine kurze Liebeserklärung mit voller Unterschrift, hängt sie dem Täubchen an und schickt es weiter. Aber statt zu Cäcilia, fliegt das scheue Ding heim zu Alice. Alice achtet erst nicht auf die Adresse und liest nur die Erklärung des Reverend Kavanagh. Bei ihrem Mangel an Erfahrung hat sie sich längst in die unerschütterliche Ueberzeugung hineingeträumt, daß, weil sie Kavanagh so ernstlich liebe, er auch sie so ernstlich lieben müsse, und daß er sie einst zur glücklichen Frau Pfarrerin machen werde. Und so war es nun; sie schwamm in einem Himmel voll Seligkeit, aber nur einen Augenblick; denn sie gewahrt nun die Ueberschrift — — sie ist verschmäht, einsam für immer. Dieser Stoß knickt ihre schwache Gesundheit vollends; sie welkt dahin, aufgezehrt von ihrem Gram. Aber ihre Eifersucht und ihren Schmerz kämpft sie edelmüthig nieder, schickt das Täubchen an Cäcilia, hört deren Jubel mit der Theilnahme einer Freundin an, verschweigt aller Welt das Geheimniß ihrer Liebe und ihres Leides und sinkt im Herbste still ins Grab, während Cäcilia lustige Hochzeit hält und dann mit ihrem Reverend drei Jahre lang in Europa umherreist. Zurück-

gekehrt, finden sie in Fairmeadow die Eisenbahn und statt des alten, schlichten Städtchens eine moderne Stadt. Nur der Schulmeister Churchill ist noch der alte, und sein Roman ist noch immer nicht fertig, ja eigentlich noch nicht angefangen. Dieses Romanproject bildet die secundäre Hauptverwicklung der Novelle, welche die Liebesgeschichte Kavanaghs einleitet, von Zeit zu Zeit unterbricht und endlich abschließt. Longfellow malt in dem Schullehrer die literarischen Leiden eines unpraktischen Idealisten, der das Gute in der Ferne sucht, den Augenblick nicht zu nützen weiß, und vor lauter Projecten zu keiner Ausführung gelangt. Daher ist denn die Schlußmoral der Novelle genau wie im Hyperion: Schau' nicht in Vergangenheit und Zukunft, sondern nütze weise die Gegenwart.

Die Charakteristik der Hauptpersonen wie der Statisten ist von bewunderungswürdiger Feinheit und Wahrheit. Die ganze Novelle ist nicht im breitspurigen, dreibändigen Romanstil angelegt, sondern skizzenhaft, leicht hingeworfen, wie die Charakterköpfe in „Outre-Mer" und die Beschreibungen im Hyperion. Aber in diesen leichten Umrissen herrscht ein Reichthum wohlgetroffener Figuren und Situationen, eine Fülle feiner Beobachtung und Sittenschilderung, eine künstlerische Anordnung und Gruppirung des Stoffes, eine Poesie der Auffassung und eine Schönheit der Sprache, die ganze Reihen dreibändiger Genreromane aufwiegen. Predigt, Schulunterricht, Mädchenerziehung, alte und neue Theologie, methodistische Campmeetings, Sectenunfug, bürgerlicher Conservativismus, moderner Schwindel, kleinstädtischer Handel und Verkehr, Picknick und Jahrmarkt, die republikanische Aristokratie und das republikanische Proletariat, Dichterleben, Zeitungswesen, Literaturbestrebungen, kurz das ganze sociale Leben Neu-Englands ist in treffenden Randzeichnungen mit dem köstlich humoristisch geschilderten Bilde des amerikanischen Schulpotentaten und mit dem pathetisch-empfindsamen Portrait des amerikanischen Predigers verwoben. Was dem kleinen Gemälde aber doppelten Reiz gibt, ist, daß es nicht malerisch, sondern echt poetisch gefaßt ist, in Be-

wegung, im Uebergang von der guten alten Zeit zur modernen. Reicher Humor und treffende Charakterzeichnung verrathen, daß es Longfellow leicht gewesen wäre, ein scharf realistischer Sittenmaler zu werden, wenn er sich mit dem Fleiße eines Dickens in die Niederungen der prosaischen Wirklichkeit hätte herablassen wollen. Aber in dieser fühlt er sich nicht heimisch — er tupft sie höchstens leicht an, um wieder in seine romantischen Gefühlsregionen zu eilen, wo die Poesie sich mit Strahlen der Religion umgibt und die Religion das gewöhnliche Leben mit dem Zauber der Poesie umgeben soll. Schade nur, daß er sich hier eine Religion zurechtlegt, die der Wahrheit ermangelt, und deren Poesie deshalb keinen rechten Rückhalt hat.

„Auferzogen in den Dogmen jenes erhabenen Glaubens, dessen Thürme in so krystallhellem Lichte glänzen, und dessen Kerker so tief und dunkel und schauerlich sind (!!), war Arthur Kavanagh in langsamem Stufengang, nicht durch gewaltige geistige Kämpfe, Protestant geworden. Er war nur hinübergegangen von einer Kapelle zur andern, in derselben weiten Kathedrale. Er war noch unter demselben ungeheuern Dach, hörte noch denselben Gottesdienst singen, nur in verschiedenem Dialekt derselben Universalsprache. Aus seinem alten Glauben brachte er alles mit herüber, was er darin Gutes und Reines und Erbauliches gefunden: nicht seine Bigotterie, seinen Fanatismus, seine Unduldsamkeit; wohl aber seinen Eifer, seine Selbsthingebung, seine himmelanstrebenden Gesinnungen, sein menschliches Mitgefühl, seine endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit. Doch erst nach seines Vaters Tod ward er Geistlicher. Dann erst ward sein Beruf ihm klar. Er zögerte nicht länger, er nahm seine vielen Prüfungen und Entmuthigungen auf sich mit dem Eifer eines Petrus, mit der Liebenswürdigkeit eines Johannes."

In dieser Charakteristik des Haupthelden ist ungefähr der religiöse Gehalt der Novelle enthalten. Dieselbe beabsichtigt durchaus nicht, das Christenthum hinwegzuschaffen, sondern nur den schroffen Puritanismus wie den dogmatisch ausgeprägten Katholicismus

abzuschleifen, damit eine Vermählung auf dem Boden des ästhetisch Schönen möglich werde. Diese scheint dem Dichter um so leichter, als der Katholicismus durch seine in zahllosen Thaten bewährte Liebe jedenfalls einen praktischen Ausgleich ermöglicht, die protestantische Orthodoxie sich schließlich durch ihre Unduldsamkeit unerträglich macht und den öffentlichen Credit verliert. Aber die Dogmen? Welche Dogmen soll das neue Christenthum beibehalten? Worauf stützen sich dieselben? Wie sollen sie sich der Verirrung in religiöse Schwärmerei gegenüber behaupten? Darauf gibt die Novelle keine andere Antwort, als die verschwommene Anschauung, daß „Liebe" für alles ausreicht, und daß das Christenthum fortfahren soll, durch Schönheit und wahre thätige Liebe das menschliche Leben zu verklären.

Die Gedichtsammlung, welche Longfellow im folgenden Jahr, 1849, veröffentlichte, trägt den bezeichnenden Titel: „Am Meeresstrand und am Herdfeuer"; denn um diese beiden Mittelpunkte reihen sich ungezwungen diese durch Neuheit der Gedanken und Anmuth der Form ausgezeichneten Gedichte. Von den Klängen „am Herdfeuer" beziehen sich einige auf das Familienleben des Dichters, wie „Resignation", „Das offene Fenster", „Suspiria", „Hymne auf meines Bruders Ordination". „Tegnérs Drapa" und „Die Sänger" bringen den ästhetischen Standpunkt des Dichters zum Ausdruck. „Die Bauleute", „Wüstensand in einer Sanduhr", „Zugvögel" sind religiös-lyrische Klänge von allgemeinerem Inhalt. „Pegasus im Pfandstall" ist eine muntere epische Humoreske: das edle Dichterpferd hat sich auf eine Gemeindewiese verlaufen, wird von den weisen Rathsherren in dem Pfandstall untergebracht, entkömmt aber demselben in schöner Morgenfrühe und läßt als Andenken seiner kurzen Gefangenschaft eine helle Quelle zurück, die unter seinem Hufschlag hervorgesprudelt.

Einen schönen Uebergang vom „Herdfeuer" zum „Meeresstrand" bildet das folgende Gedicht:

Das Treibholzfeuer.

Wir saßen in dem Farmhaus alt,
Die Fenster schauten auf die Bai,
Da trieb der Seewind, feucht und kalt,
Bei Tag und Nacht sein Spiel so frei.

Nicht fern, da sahen wir den Port, —
Die alte Stadt im Abendgrau'n, —
Den Leuchtthurm — das verfall'ne Fort —
Von Holz die Häuser, schlicht und braun.

Wir saßen plaudernd, bis die Nacht
Dicht in der engen Stube lag,
Antlitz um Antlitz matt verglomm,
Die Stimme nur durchs Dunkel brach.

Da sprachen wir von dem und der,
Was wir gesagt einst und gedacht,
Wie's war, wie's fast gewesen wär',
Wer todt, wer anders sich gemacht,

Und was in Freundesherzen pocht,
Wenn sie still trauernd es gesteh'n,
Daß sich ihr Schicksal nimmer eint,
Die Pfade auseinandergeh'n.

Das erste, schwärm'rische Gefühl,
Des Herzens — ach! es faßt's kein Wort;
Bald sagt's zu viel und viel zu viel,
Bald läßt es stumm die Hälfte fort.

So fremd ward selbst der Stimme Klang,
Ich wußt' nicht wie, und gab doch Acht,
In der Erinn'rung regt sich's bang,
Wie Blätterrauschen in der Nacht.

Oft auf den Lippen starb der Laut
Jäh, wie vom Holzstoß dort am Strand,
Aus Schiffsgetrümmer aufgebaut,
Die Flamme aufschoß und verschwand.

Wenn blitzend so erlosch ihr Glanz,
Da dachten wir ans Wogengrab,
An manches Schiff, das mastlos rang,
Auf keinen Ruf mehr Antwort gab.

Der Flamme Glut — das Sturmgesaus, —
Der Stubenfenster schrill Geklirr, —
Und in der Bucht der See Gebraus —
Mischt sich in uns're Rede wirr —

Die Phantasie durchwogend zieh'n
Sie durch die Seele kraus und bunt,
Des Herzens längst versunk'ner Hort
Liegt ewig stumm im Meeresgrund.

O sehnend Herz! O Flammensprüh'n!
Wie waren beide so verwandt,
Des Herzens sinnig stilles Glüh'n,
Das Treibholzfeuer dort am Strand.

Von den Meerbildern zeichnen die beiden Balladen „Das Geheimniß der See“ und „Sir Humphrey Gilbert“ das Gespenstisch-geheimnißvolle der See, das „Zwielicht“ die stete Gefahr der Strandbewohner, der „Abendstern“ den Trost, den der Sternhimmel dem Seemann spendet. Besonders schwunghaft und originell ist die Zeichnung des „Leuchtthurms“ mit all seinen Beziehungen zum seemännischen Leben.

„Wie Sanct Christoph, der mächtige Riese, steht er,
Wo sich die sturmgepeitschte Woge bricht;
Hinaus auf Sand und wilden Klippen geht er,
Führt aus der Nacht den Seemann heim zum Licht. — — —

‚Zieht hin,‘ spricht er, ‚zieht hin, ihr wackern Schiffe!
Werft eine Brücke um das Erdenrund!
Ich wahre treu das Licht auf diesem Riffe,
Ihr eint die Völker all zum Bruderbund!‘“

Das bedeutendste dieser Gedichte ist aber „Der Schiffsbau“, eine freie Nachbildung von Schillers „Glocke“. Zunächst eine begeisterte

Apotheose des amerikanischen Handels und der amerikanischen Seefahrt, erhebt das reiche Gedicht den Bau des Schiffes durch glückliche, natürliche Symbolik zum Spiegelbild der Kunst, der Arbeit, des einzelnen Menschenlebens, der Familie, des Staates. In dem meerdurchsegelnden Palaste zeichnet der Dichter einen der kühnsten Triumphe des Menschengeistes, eine Vermählung von Land und Ocean, eine Vermählung der Völker. Wie die Arbeit, das große Grundgesetz des Menschenlebens und der Gesellschaft, sich Meer und Continent, alle Elemente und Kräfte der Natur dienstbar macht und den Sieg des Geistes über die Materie vollendet, so begründet sie das Glück der Familie, und von dieser hinwieder gestützt und belebt, das Glück des Staates. Wie aber, von heiliger Familienliebe geleitet, alle natürlichen Kräfte zum Baue des Schiffes zusammentreten, so ist es die Religion, welche allem Segen, Weihe und Bestand verleiht, und das Gebet, welches Arbeit und Kunst, Natur und Menschenleben, Familie und Staat, Völker und Menschheit zu einem großen Ziele führt.

Der Schiffsbau.

„Würd'ger Meister, baut mir schnelle
Einen Segler, stramm und breit,
Der mit Windsbraut, Riff und Welle
Triumphirend wagt den Streit."

Des Kaufherrn Wort
Entzückt der Meister lauscht.
Denn sein Herz war beim Werk und des Herzens Gunst
Gibt Anmuth jeglicher Kunst.
Ein sanftes Lächeln umspielt seine Lippen,
Wie die Strudel und Grübchen der Flut
Spielen rund um des Schiffes Rippen,
Das unbeweglich vor Anker ruht.
Und mit einer Stimme, des Jubels voll,
Spricht er: „Vom Stapel bald gehen soll
Ein Schiff, so stramm und fest und gut,
Wie eins je durchstürmte die Winterflut!"

Und erst gar niedlich, zart und fein,
In jeglichem Theil vollkommen und rein,
Ein Schiffsmodell der Meister macht,
Das sollte sein dem weiteren Plan,
Was das Kind dem Mann,
Des mächt'gen Baues Keim und Pfand:
Auf daß mit leichter und sicherer Hand
Der inn're Gedanke würde gebracht
Im großen Werk zu voller Pracht.
Und wie er so plante, da zogen vorbei
Im Geist ihm viel Schiffe in langer Reih',
Wie einst man baute: ob allen hinaus
Thürmt' sich Groß Harry's Riesenhaus;
An der Wand hing sein Bild — so sah er aus.
Hoch in die Luft ragten Stern und Bug,
Viele Balkone zur Seite er trug,
Laternen und Flaggen sonder Zahl
Und acht Rundthürme, wie voll Grauen
Von alten Schlössern hernieder sie schauen
Auf Zugbrücke, Graben und Wall.
Und lächelnd sprach er: „Ich mein',
Unser Schiff sollt' ein klein wenig anders sein."

Und traun! Es wurde wohl anders gemacht,
Für hurtige Eile, für mächtige Fracht,
Ein herrlich, stattlich Gebäude, —
In den Flanken breit, daß des Sturmes Gewalt,
Wenn drückend auf Segel und Mast er prallt,
Nicht werfe das Schiff auf die Seite;
In den Flanken breit, doch in leichtem Bogen
Die Seiten schlanker nach hinten sich biegen,
Damit sie lenksam dem Steuer sich schmiegen,
Und der Doppelstrom der getheilten Wogen,
Wenn er sich schließt mit mächtiger Wucht,
Beflügle, nicht hemme des Schiffes Flucht.

Auf der Werfte stand der Meister,
Hielt das Bild des Schiffs bereit,

Das mit Windsbraut, Riff und Welle
Sollte kühn besteh'n den Streit.

Manche Ruthe Lands bedeckt
Rings das Schiffsholz — hochgethürmt und langgestreckt,
Ahorn — Kastanie — Eiche —
Und zerstreut, hier und dort,
Der Ceder krummes, knorriges Gezweige,
Von fernen Ländern hergesucht,
Von Paskagoula's sonniger Bucht,
Von den Ufern des brausenden Roanoke!
O Wunder! Wie viele Räder beschwingt
Ein Gedanke, ein Wort, das dem Geist sich entringt!
Kein Schiff zieht durch des Meeres Auen,
Ein jedes Klima, jedes Land,
Bringt ihm Tribut, muß helfen bauen
An seiner wogenfesten Wand.

Die Sonne taucht' eben vom Meeresschoß
Empor und legte hin am Strand
Lange Schatten wie Gebälk
Zu einem Luftschiff riesengroß,
Gezimmert, vollendet an einem Tag.
Die Sonne, der stille Architekt,
Hatt' sie behauen und wohlgesteckt,
Eh' sie zum Tagwerk den Menschen geweckt.
Neben dem Meister, da er sprach,
Ein Jüngling, an einen Anker gelehnt,
Lauschend ein jegliches Wort ersehnt.
Nur die Woge, die sanft sich brach,
Gekräuselt in dem Ufergestein,
Fiel lispelnd dem Greis in die Rede ein.

Herrlich waren sie, traun!
Der Greis und der feurige Jüngling zu schau'n.
Der Greis, in dessen geschäftigem Geist
Manches Seeschiff vielgereist
In stets neuen Plänen vorüberkreist';

Der feurige Jüngling, erwählt und bereit
Zum Erben seiner Geschicklichkeit,
Zum Erben seines Hauses und seiner Tochter Hand,
Wenn er einmal gebaut und gelassen vom Land,
Was das ältere Haupt geplant.

„So!“ sprach er, „laß uns beginnen den Bau,
Leg' auf dem Stapel die Blöcke genau
Ins Gevierte, und folge wohl meinem Plan.
Wähle die Hölzer mit großem Bedacht,
Vor allem Kränkelnden nimm dich in Acht;
Nur was gesund und kräftig und stark,
Soll bilden dieses Schiffes Mark.
Cedern von Maine und Georgia-Tannen
Sollen vereint die Flanken umspannen.
Fest steht der Ruhm, ist fest der Schrein,
Und die ‚Union‘ soll sein Name sein.
Denn der Tag, da in See es wird schweben,
Wird meine Tochter dir geben!“

Des Meisters Wort
Jubelnd der Jüngling vernahm.
Und wie er wandte sein Auge zurück
Mit Hochgefühl, mit strahlendem Blick,
Dort an der Schwelle,
Am Vaterhaus,
Sah er sie steh'n, die verheißene Braut!
Die Sonne beschien das goldlockige Kind,
Und ihre Wange glühte so traut
Im Odem der See, im Morgenwind,
Einer Barke glich sie, zierlich gebaut,
Still noch ruhend an sandiger Bucht,
Vergeblich die Flut zu erreichen sie sucht.
Doch er
War das ruhlose, siedende, stürmische Meer.

O wie geschickt wird die Hand,
Die der Zauber der Liebe gebannt!

Denn es ist das Herz, nicht der Geist,
Was die höchsten Ziele erringt.
Wen Liebe zu handeln und wirken heißt,
Sich hoch über alle erschwingt.

So bei der Sonne erstem Strahl
Begann das edle Werk zumal.
Und es fing die Werfte sich an zu regen
Allüberall von gewaltigen Schlägen,
Von Aexten und Hämmern, gar wuchtig geführt,
Von nervigen Armen im Takte gerührt.
So wacker fielen die Schläge zum Ziel,
Daß, ehe der Schatten des Abends fiel,
Ein Eichenkiel für ein edles Schiff
Geglättet, gebolzt und fest in den Fugen,
Gradaus im Gerüste, scharf nach der Wag'
Und stramm und lang auf dem Stapel lag.
Heil, dreimal Heil dem wackern Mann,
Der frisch und wacker sein Werk begann,
Und sich nicht quält, hemmt und entzweit
Mit eitlem Warten auf richtige Zeit!

Und wenn das lange, heiße Tagwerk war vorbei,
Da saßen sie zu drei
An des Meisters Thür, der Jüngling traut
Mit seiner sanften, stillen Braut,
Und drinnen nach der Flur, vor der Zugluft bewahrt,
Der Vater saß mit dem weißen Bart,
Und unermüdlich erzählt' er Geschichten
Von Schiffbruch im großen September-Orkan,
Von Piraten auf spanischem Ocean,
Von Schiffen, die nie nach Hause gekehrt,
Von denen keiner kam, zu berichten,
Und was des Seemanns Leben beschwert,
Ewiger Wechsel, jetzt Kampf, jetzt Rast,
Schreckliche Stille, dann wüthende Hast,
Ueberfluß wieder und drückende Noth,
Fröhliches Leben und drohender Tod.

Und gleich dem Sturm, den nichts kann bannen,
Streift seine Phantasie von dannen
Zu fernem, herrlichem Zauberland
Mit Palmenschatten und glühendem Sand,
Wo der schäumenden Brandung Wuth
Am Korallenriffe von Madagaskar
Spült an den Fuß des schwarzen Laskar,
Wenn er einsam draußen im Grase ruht.
Und das Mädchen hält zitternd den Athem an,
Wenn er schildert die schreckliche, herzlose See,
So ohne Erbarmen, voll Grausen und Weh,
So düster, so dunkel, dem Tod so verwandt,
Trennend und bindend doch Menschen und Land.
Und hält der Greis inne, da leuchtet der Schein
Von seiner Pfeife wohl über den drei'n,
Und über den stillen, dämmernden Raum,
Und ernst sie schauen, als wie im Traum,
Und halb voll Bangen, halb zärtlich und traut,
Schmiegt sich an den Jüngling schutzflehend die Braut.

Tag um Tag wuchs das Schiff,
Aus gutem, festem Holz,
Kielschwinne, Schlempholz und Sternsonkniee,
Bis endlich in voller Symmetrie
Dastand sein Skelett, mächtig und stolz.
Und rund um die Bogen und längs an den Seiten
Die Hämmer ertönen, die schweren und breiten,
In wuchtigem Takte, bis fest und hart
Geschlossen der Rumpf in die Höhe starrt,
Ein Ungeheuer, groß wie das Meer,
Und Wolken dampfen rund umher
Vom prasselnden Feuer, vom dampfenden Theer,
Und es brauset und siedet, und rauchet und zischt,
Aus dem Kessel wallet der schäumende Gischt,
Schwarz wie die Hölle, die Fugen zu kitten,
Das Schiff zu panzern in Wassers Mitten.
Und durch der Hämmer Gedröh'n,

Des Kessels Gestöh'n
Dringt hell und schön
Wie Freudengeläute
Das Lied des Meisters und seiner Leute:

„Würd'ger Meister, baut mir schnelle
Einen Segler stramm und breit,
Der mit Windsbraut, Riff und Welle
Triumphirend wagt' den Streit.“

Mit Eichenklammern und Kupferband
Lag das Ruder auf dem Sand,
Das wie der Gedanke des Leibes Regung
Sollte leiten des Baues Bewegung,
Und daneben der Anker, mit riesiger Hand
In die Tiefen zu reichen, zu fassen das Land
Und unbeweglich gleich einem Thurm
Das Schiff zu halten im heulenden Sturm!
Aus Holz geschnitzt der prächtige Bug
Ein wundersames Bildniß trug
Mit weißem Gewande, zart und lind,
Als ob es flattert' im Morgenwind.
Nicht eine Göttin, nicht eine Najade,
Die schwimmend sich hob aus dem Wogenbade,
Ein Frauenbild war's, züchtig und rein,
Es glich des Meisters Töchterlein!
Sieht man es jetzt in nebligem Dunkel
Bei des Signallichts mattem Gefunkel,
Möchte man glauben, es wär' ein Phantom,
Leitend ein Geisterschiff über den Strom,
Pfade durchfurchend, die keiner bereist,
Die nur die Geisterwelt nächtlich durchkreist.
Und nun — naht sich die Rast!
Schau, ragend Mast um Mast
Hebt sich kühn himmelan,
Von Ketten und Seilen fest gefaßt,
Und nun ist's gethan.

Lange zuvor
In den wildreichen Forsten von Maine,
Als über Eb'nen und Höh'n
Weiß lag des Schnees Flor,
Da fielen sie — diese königlichen Fichten,
Diese herrlichen, majestätischen Fichten!
Unter Hurrah=Geschrei
Zogen müde Stiere
Keuchend durch öde Reviere
Auf weit gewundenem Weg
Ueber Stock und Steg,
Die Riesenbäume, des Waldes Fürsten,
So hoch und herrlich, und nun gefangen!
Beraubt von dem wallenden Haar,
Nackt und bar,
Sollen sie fühlen des Sturmes Wuth
Und die rasende Flut,
Die tobt und braust,
Wie der Wald gesaust,
Der Heimatwald, dem schnöd sie entrissen,
Den sollen für immer sie meiden und missen.

Schlank und leicht die Raen halten
Droben sich im Gleichgewicht,
Und des Tackelwerks Gestalten
Schimmern hell im Sonnenlicht.
Hurrah! Und herrlich die Flagge weht
Am großen Mast, roth, weiß und blau,
Sterne und Bänder, vom Winde gebläht,
Fürwahr, eine traute, freundliche Schau,
Wenn in fremden Hafen, weit über dem Meer
Sie flattert über die Küste daher:
Eine Freundeshand
Aus dem Heimatland,
Die freudig in die Erinnerung drängt,
Was Liebes und Theures das Herz umfängt.
Und nun ist's vollendet, der Brauttag erschienen,

Der Tag der Schönheit und der Kraft!
Heut soll das Schiff vom Stapel laufen!
Silberwölkchen am Himmel grauen,
Und über dem Uferkranz
Langsam, groß, in vollem Strahlenglanz
Empor die Sonne zieht,
Den Festtag zu schauen.

Der Ocean alt,
Jahrhunderte alt,
Doch stark und voll wilder Jugendgewalt,
Eilt ruhelos hin und her am Land,
Steigt auf und ab den goldenen Sand.
Sein pochendes Herz kennt keine Ruh',
Weit und breit, und ab und zu
Wogt wallend in endlosen Flocken dahin
Sein schneeweißes Haar von Scheitel und Kinn,
Und wogt wie sein Herz mit sehnendem Laut:
Er harret ungeduldig der Braut.
Da steht sie schon, den Ring an der Hand.
Sie setzt den Fuß auf den goldenen Sand,
Umflattert so froh von reichem Panier,
Von Wimpeln und Fahnen und festlicher Zier,
Ihr schneeweißes Banner, gleichwie ein Schleier,
Hängt herab in die Flut als Zeichen der Feier.
So steht sie bereit,
Dem greisen Ocean zur Braut geweiht.

Auf dem Deck steht eine zweite Braut
Froh an ihres Bräutigams Arm,
Die Sonne scheint lieblich und hell und warm,
Doch von den Flaggen hernieder
Fallen Schatten auf sie und ihn,
Wie aus zerriss'nem Gewölke hin.

Das Gebet ist vorbei,
Der Segen gesprochen,
Freudig sein Haupt der Bräutigam neigt,

Und der alte Meister weinend schweigt
Und schüttelt des Sohnes gebräunte Hand
Und küßt der Tochter glühende Wange —
Er kann nicht reden; stets reicher quillt
Die Thräne lieb- und freuderfüllt.
Nun greift zum Wort der Schiffspastor,
Der Hirt der unstät irrenden Heerde,
Die zur Hürde hat das Schiff,
Zur Heimat Meer und Erde,
Fliehend' von einem Gestade zum andern,
Immer am Wandern.
Mild sprach er und freundlich und klar,
Wor'te der Mahnung, traute und bange,
Dem harrenden Bräutigam allzulange.
Wie eine Karte kennt er
Des Seemanns Lust und Beschwer,
Seines Herzens Untiefen und Riffe,
Seiner Freuden und Leiden Wogen,
Und die Ströme, die um die Schiffe
Gar heimlich kommen gezogen,
Und stürmend den Willen entreißen
Aus dem Lauf, den die Pflicht ihn geheißen,
Drum sprach er so und begann:

„Schiffen auf hoher See gleicht jedermann;
Wir alle fahren im Wogengebraus,
Die einen heimwärts, die andern hinaus.
Und am Bug und am Spriet, von allen Seiten
Schwankt es und wogt's in unendliche Weiten,
Und fern am Rande die Wogen scheinen
Sich mit des Himmels Krystall zu vereinen,
Sie schimmern hinan, sie funkeln und blinken,
Und doch — um nur wieder niederzusinken.
Ach, es ist nicht die See,
Es ist nicht die See, die sinkt und wankt:
In uns selber wohnt Lust und Weh,
In uns selber es ewig schwankt;

Jetzt hinauf zu des Himmels Höhen,
Jetzt hinab in des Meeres Schlund.
O möcht' es nur unser Herz verstehen,
Wie der Compaß im eisernen Rund,
Treu und fest aufs Ziel zu sehen,
Auf die Arbeit und Pflicht einer jeglichen Stund':
O sicher und glücklich würden wir fahren,
Erreichen den seligen Inselstrand,
Wo dem Sturm wir entrissen und allen Gefahren,
Ewig freudig, Hand in Hand,
Liebe nur suchten und Liebe gewännen,
Für immer dem Reiche der Furcht enträunnen!"

Jetzt winkt der Meister —
Wie Feldherrnwort
Pflanzt der stumme Wink sich fort,
Und laut erschallt
Mit Vollgewalt
Der Hämmer Dröhnen, Schlag auf Schlag;
Es sinkt zertrümmert der Bretterhag,
Die Balken und Planken — das Schiff wird frei —
Es gleitet hinab, an den Schranken vorbei,
Es rauscht, es regt sich, als hätt' es Gefühl,
Als durchzuckte Leben den mächtigen Kiel;
Ein Stoß noch, ein freudiger Sprung noch voran,
Und die Braut umarmt den Ocean.

Da horch! Von aller Lippen schwang
Ein Jubelruf sich, laut und lang,
Der schien dem Ocean zu sagen:
Da hast du, Bräutigam, alt und grau,
Deine Braut! Doch mußt du auf Händen sie tragen,
Schirmend mußt du für sie walten,
Ihr die Jugend und ihren Zauber erhalten.

Wie schön ist sie, die Meeresbraut!
Wie du sie freundlich nun umfängst,

Liebkosend sie mit Schmeichellaut,
Dich treu an ihre Seite drängst!

So segle froh, mein Schiff, hinaus aufs Meer
Durch Wind und Woge vorwärts, treu und gut;
Ist feucht das Auge, bebt die Lippe schwer,
Kein Zeichen ist es, daß es fehlt an Muth.

So segle freudig auf des Lebens See,
Du junges Weib, voll Liebe und Vertrau'n!
Mög' sie verschonen dich mit Leid und Weh,
Ein sanfter Spiegel, drinnen ohne Grau'n
Dein und der Deinen Glück du mögest schau'n.
Und kommt der Sturm — du wirst nicht unterliegen;
Denn Liebe wird der Wogen Grimm besiegen,
Und scheiternd selbst wird noch ein edles Leben
Unsterblich aus den Fluten sich erheben!

So segle hin, o Staatsschiff, groß und hehr,
O Union, durchs sturmbewegte Meer!
Aufblitzend in der Hoffnung schönstem Bild,
Vor Stürmen zitternd, unbezähmt und wild,
Hängt athemlos an deines Laufs Geschick
Der ganzen Menschheit ahnungsvoller Blick.

Wir wissen, welchen Meisters Riesenhand
Den Kiel gelegt und aufgethürmt die Wand,
Den Mast erhob und jedes Segel spannte,
Den Panzer schuf und deinen Namen nannte,
Auf welchem Amboß, fest und breit und gut,
Mit welchen Hammerschlägen ungezählt,
In welcher Esse, welcher Feuersglut
Er deiner Hoffnung Anker hat gestählt.

O fürchte nicht, wenn rings der Sturm auch saust,
Wenn rings die Flut wie Brandung dich umbraust!
Kein Segel fehlt, kein Riff droht deinem Lauf,
Die Woge nur spritzt zürnend an dir auf!

Und ob auch Felsen droh'n und Stürme brüllen,
Und Wolken jeden Leuchtthurm dir verhüllen —

Umtobt vom Sturm, umrast vom Ocean,
O fürchte nicht, o segle kühn voran!
All unsre Lieb' und Hoffnung zieht mit dir,
Lieb', Hoffnung, Sehnsucht — vom Gebet umschlungen,
Und unser Glaube, der die Welt bezwungen,
Sie sind mit dir — sie sind mit dir!

10. Die goldene Legende.

1850. 1851.

Deutschland war es vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, das den amerikanischen Dichter für das Mittelalter eingenommen hatte. Der burgengekrönte Rhein mit seinen Domen, Kirchen und Schlössern ließ die entschwundene Herrlichkeit neu vor seinen Augen auferstehen; die mittelhochdeutsche Literatur mit ihren Sagen, Märchen, Epen, Minneliedern, Legenden, Chroniken und Gebeten durchglühte sie mit dem Zauber des Lebens; die deutsche Romantik, zur Zeit seiner Pilgerfahrt noch in voller Blüte, rückte den Traum der Vergangenheit in die Gegenwart, als etwas noch nicht ganz Erstorbenes, als eine Fülle lebensfähiger Keime, als einen Schatz von Ideen, an denen die prosaische Neuzeit sich zu neuem künstlerischem Schaffen erheben könnte. Zwar mochte manches dem Protestanten an dieser halb untergegangenen Welt unverständlich, trübe, abstoßend erscheinen, aber der Gesammteindruck war der einer auffallenden Harmonie aller Lebensverhältnisse, eines merkwürdigen Einklangs von Verstand und Gefühl, Kunst und Wissenschaft, Religion und Politik. Das Leben selbst schien da zur Poesie geworden, wie es weder vordem noch nachher je der Fall gewesen. Da war kein Zweifel und kein Schwanken; der Menschengeist jener Zeit, ebenso männlich kräftig, wie kindlich schlicht, fühlte sich in freudigem Besitz alles dessen, was zum wahren Fortschritt nöthig ist. Darum blühten mitten unter zahllosen äußeren Wirrsalen Kunst und Poesie auf allen Gebieten.

Hatte Longfellow diese reiche poetische Welt schon mehr als einmal in seinen bisherigen Werken gestreift, so war die „Goldene

Legende" (1851) nunmehr ein wackerer, beherzter Schritt in dieselbe hinein; er ward hier vollständig Romantiker.

Der Titel des Gedichtes ist der Legenda aurea entlehnt, der populärsten Legendensammlung des Mittelalters, und bezeugt, daß der Dichter es sich nicht gereuen ließ, sich gleich den deutschen Romantikern in den Legenden desselben umzusehen [1]. Er entdeckte, was nun freilich katholische Kritiker längst vor ihm bemerkt hatten, daß an jener sogenannten goldenen Legende lange nicht alles golden sei, daß ihr Verfasser, Jakob de Voragine, neben geschichtlichen Zügen aus dem Leben der Heiligen eine Unmasse von unhaltbaren Wunder- und Teufelsgeschichten zu einem halb abergläubischen Volksbuch zusammengestoppelt hatte, daß er, wie Vives sagt, einen recht „ehernen" Mund und ein „bleiernes" Herz gehabt haben müsse, um eine so kritiklose und unkluge Historiensammlung verfassen zu können. Aber Longfellow ließ sich durch solche Schlacken nicht abhalten, in den Schachten des Mittelalters weiter nachzugraben, und er stieß denn auch auf Gold.

„Ich habe dies Gedicht die Goldene Legende genannt," so schreibt er in einer kurzen Vorbemerkung, „weil die Geschichte, auf welche sie sich gründet, mir alle anderen Legenden an Schönheit und Bedeutung zu übertreffen scheint. Mitten in der Verderbniß des Mittelalters stellt sie die Tugend uneigennütziger Selbsthingabe und die Macht des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe als hinreichend dar für alle Bedürfnisse im Leben und im Tode. Die Geschichte wird erzählt von Hartmann von Aue, einem Minnesänger des 12. Jahrhunderts, und ist vielleicht von ihm selbst erfunden."

Diese Geschichte, wirklich eine der kindlich-frömmsten, einfachsten und edelsten Erzählungen des deutschen Mittelalters, ist keine andere,

[1] Er lernte das Werk zuerst in französischer Uebersetzung kennen: La Légende Dorée, traduite du Latin par M. G. B. Paris 1850. Eine lateinische Ausgabe (Straßburg 1496) fand er erst im Januar 1852 auf der Universitätsbibliothek, als sein Gedicht schon vollendet war.

als die „Geschichte vom armen Heinrich“, wie sie Herr Hartmann in einfache Verse brachte, um von Leser und Hörer nicht Erdengunst und Ruhm, sondern den Gotteslohn ihrer Fürbitte bei Gott zu erhalten.

Der herre Heinrich von Ouwe, ein mit allen Glücksgütern der Erde reichlich gesegneter schwäbischer Ritter, — so lautet die Erzählung Hartmanns — hatte über dem Vollgenuß dieses Erdenglückes Gott vergessen. Zur Strafe dafür läßt ihn Gott von der miselsuht, dem Aussatz, befallen werden und stürzt ihn so von der Höhe irdischen Glückes in das tiefste Elend. Umsonst reist er bei den berühmtesten Aerzten in der Welt herum; alle geben ihn auf, bis auf einen Arzt in Salerno, welcher ihm Rettung zusichert, wenn eine reine Maid ihr Herzblut für ihn opfern wollte. Das kommt gänzlicher Hoffnungslosigkeit gleich. Heinrich verschenkt alles, was er hat, mit Ausnahme eines Meierhofs, bei dessen gutherzigen Bewohnern er wenigstens einige Erleichterung in seinem Leiden findet. Besonders ist es das achtjährige Töchterchen des Meiers, das ihm die innigste Theilnahme erweist. Nach drei Jahren vernimmt erst der Meier und durch ihn dann das Mädchen, daß und wie dem armen Heinrich geholfen werden könnte. Ihr Entschluß ist bald gefaßt. Die Einreden der Eltern erwiedert sie mit so beredter Kraft und Standhaftigkeit, daß diese schließlich ihren Entschluß für eine Eingebung Gottes halten. Das Kind reist mit nach Salerno; sein Entschluß hält auch der drohenden Abmahnung des Arztes Stand. Wie es indes zum Aeußersten gekommen, der Arzt bereits sein Messer schärft, um das festgebundene Opferlamm zu tödten, nöthigt Heinrich den Arzt, ihn einzulassen, und rettet die zum Sterben bereite Jungfrau, ungeachtet ihres Sträubens, vom Tode. Gott indes hat sowohl die Sinnesänderung Heinrichs als die hingebende Opferliebe des Mädchens mit Wohlgefallen erschaut und schenkt Heinrich zum Lohne Leben und Gesundheit wieder. Jubelnd begrüßen die Freunde und Verwandten den in früherer Kraft und frischem Leben Heimgekehrten, und geben gerne die Einwilligung, daß er die Retterin

zur Gattin nehme; den Eltern wird der Meierhof als freier Besitz zu theil. Die sittlichen Grundgedanken, welche Hartmann in seiner Dichtung deutlich hervorhebt, sind einerseits, daß Stolz und sündiger Mißbrauch des irdischen Glückes den Fluch des Himmels nach sich ziehen, andererseits, daß opferfreudige Liebe nach dem Beispiel des Erlösers und aus Liebe zu ihm jenem Fluche Einhalt zu gebieten vermag, und sühnend und bessernd den Schuldigen wieder zu Gott zieht. Denn aus Liebe zu Christus und aus Sehnsucht nach dem Himmel wird gerade das entscheidende Opfer gebracht:

„Sô lâzent mich kêren
ze unserm herren Jêsû Krist,
des gnâde alsô staete ist,
daz sî niemer zergât,
unde ouch zuo mir armen hât
alsô grôze minne,
als z' einer küniginne ...“

So spricht das Mädchen zu den abmahnenden Eltern, und da es dem Tod entrissen wird, klagt es:

„Wê mir vil armen unde owê!
wie sol ez mir nû ergân?
muoz ich alsus verlorn hân
die rîchen himelkrône?
diu waere mir ze lône
gegeben umb dise nôt.“

Diese herrlichen Grundgedanken festhaltend, hat Longfellow aus der einfachen Erzählung des schwäbischen Minnesängers ein romantisches Drama aufgebaut, das, wenn es auch einheitlich und kräftig fortschreitender Handlung entbehrt, doch in der Ausführung hoher Formschönheiten nicht ermangelt, und den christlichen Opfersinn, diese schönste Blüte mittelalterlichen Lebens, ergreifend ins Bewußtsein der glaubensarmen Gegenwart zurückruft.

Der Prolog fesselt den Blick auf eines jener großartigen Baudenkmale, in welchen das Mittelalter seinen Glauben, seine Liebe,

seine Phantasie, seine Thatkraft, seine religiöse und politische Einheit, seine lebensvoll organisirte Universalität als bleibendes Zeugniß und als beredtes Mahnwort an die Nachwelt verkörpert hat. Es ist das altehrwürdige Münster von Straßburg. Ein nächtlicher Sturm umtobt die Spitze des Thurmes. Lucifer sucht mit den Mächten der Luft das Zeichen des Menschensohnes, die Krone des Baues, von der hochragenden Kathedrale zu reißen. Doch unsichtbare Stimmen verkünden ihre Ohnmacht gegen das Kreuz und gegen die guten Engel, welche dasselbe umschweben. Im Thurm selbst wird's lebendig und die Glocken singen:

„Laudo Deum verum!
Plebem voco!
Congrego clerum!"

Lucifer ruft nun zum Sturm gegen die Glocken; doch die Glocken sind geweiht und widerstreben jeder feindlichen Macht. Lucifer will die hohen, von Gold und Purpur strahlenden Fenster brechen; doch Michael, der Erzengel, tritt ihm mit seinem Flammenschwert entgegen. Lucifer will wenigstens das herrliche Portal in Trümmer schlagen; aber da stehen heilige Martyrer als Thorwächter und versperren ihm den Zutritt. Alles ist eben heilig, geweiht, Gott gewidmet und von Gottes Macht beschützt. Gegen die Macht der Natur, wie gegen die Trägheit und Leidenschaft des Menschen hat die geweihte Glocke ihr Zauberlied:

„Excito lentos!
Dissipo ventos!
Paco cruentos!"

Gegen diesen Gottesbau stürmt alle Macht der Hölle umsonst an. Lucifer klagt:

„Umsonst! Umsonst!
Machtlose Geistermemmen!
Laßt dies Werk
Der Zeit, der großen Zerstörerin!
Fort! Fort! Eh' die Nacht verrinnt!"

Die Geister verschwinden, und aus dem Dome ertönen majestätischer Orgelklang und der Ruf der Frühmette: Nocte surgentes vigilemus omnes! der Ruf der wachenden, betenden Liebe in die finstere Nacht der Zeit.

Dieses feierliche Präludium regt nicht nur die das Gedicht beherrschende Stimmung an, es gibt auch, ähnlich wie der Faust-„Prolog im Himmel", die Grundidee in gewaltigen Umrissen. Jener Dom ist ein Bild des Menschen: eine ganze unsichtbare Feindeswelt stürmt nächtlich auf ihn ein, aber Gott, der höchste Künstler, schirmt sein Werk; der Mensch trägt sein Abzeichen, das Kreuz, er ist von Gott geweiht, geheiligt, vertheidigt, beschützt durch dieses Abzeichen, das Kreuz, vor dessen Macht der Angriff der Hölle machtlos abprallt. Wachend, betend, leidend besiegt der Mensch die Finsterniß und nimmt theil an der ewigen Frühmette des Himmels. Das ist der tiefere Sinn des Prologes, wie der Dichtung selbst, welche die Erlösung der Menschheit durch die sittliche Macht des Kreuzes an den Schicksalen eines einzelnen zur Darstellung bringen will.

Den Schauplatz der Handlung hat Longfellow aus dem gemüthlichen Schwabenland an den Rhein verlegt, der ihm bekannter war und wohl auch romantischer erscheinen mochte. Aus dem Herrn von Ouwe ist ein Prinz Heinrich von Hoheneck geworden, der auf der Burg Vautsberg haust. Auch der Charakter Heinrichs ist verändert. Bei Hartmann ein gewaltiger, echt mittelalterlicher Kraftmensch, den Gottes strafende Hand in seinem Uebermuth ereilt, und der, einmal gebrochen, sie alsbald anerkennt und Buße thut, ist Heinrich bei Longfellow ein zarter, idealistischer, fast moderner Lebemensch. Die furchtbare Krankheit, die ihn getroffen, hat ihn wohl jählings aus allen Freuden der Welt herausgeworfen, aber keineswegs die Wurzeln, mit welchen er an denselben hing, zerrissen. Mit aller Zähigkeit der Weltlust ist er noch daran festgebannt, von Gott getrennt, und alle Frucht des Leidens ist bisher nur inneres Elend, Jammer und Verzweiflung. Er zweifelt an sich und an Gott, an der Menschheit und an der Welt, und

obwohl halb am Rande der Verzweiflung, streckt er noch tausend Fühler aus, ob er nicht das entrissene Erdenglück noch einmal erhaschen könne.

In dieser Geistesstimmung wird er uns zuerst vorgeführt. Die mitternächtliche Stunde contrastirt schroff zu der Morgendämmerung des Prologs, die wilde Träumerei des ruhelosen Kranken zu dem ruhigen Klang der Matutin. In tiefer Trauer läßt er sein einstiges Glück an sich vorüberziehen — — alles, alles ist dahin! Er seufzt nach Ruhe und wagt doch nicht, an die Ewigkeit zu denken, die seinem Leiden ein Ende machen wird. Er fürchtet den Himmel, er wollte lieber, der Tod wäre ein ewiger Schlaf. Da zuckt ein Blitz durch das Dunkel des hohen Gemachs, und vor ihm steht Lucifer im Gewande eines reisenden Arztes.

Der Versucher richtet seine Kriegslisten nach der jeweiligen Lage des Menschen. Heinrich will gesund werden, um noch einmal die Lüste des Lebens genießen zu können; Lucifer hält ein Lebenselixir bereit, das ihm Heilung aller Uebel, gesteigerten Genuß, ewige Jugend verheißt, aber auch den Keim des ewigen Todes in sich trägt. Lucifer besitzt und entfaltet alle Macht alchymistischer Kunst und blendender Beredsamkeit, um seinen Lebenstrank zu empfehlen. Dieser selbst lockt durch sein klares, durchsichtiges Aussehen, seinen angenehmen Duft. Trotz der Warnung des guten Engels, der mit drohendem Weheruf dazwischen tritt, setzt der Prinz den lieblichen Todesbecher an die Lippen. Er ringt mit den beiden Gewalten; er ist zu schwach, um dem Versucher ganz nachzugeben, und zu schwach, um die Versuchung ganz zu überwinden. Im wilden Taumel des halben Genusses schlummert er ein, um wiedererwachend die Bitterkeit seiner Schwäche zu erfahren.

Die folgenden Scenen, ein Monolog des Schloßvogtes Hubert und ein Gespräch zwischen Hubert und dem Minnesänger Walther von der Vogelweide, schildern Heinrichs Verstoßung aus der glänzenden Welt, in welcher er gelebt, in die Einsamkeit des Odenwaldes. „Die Priester“, wie Hubert erzählt, kamen schaarenweis

wie die Raben, holten Heinrich nach St. Rochus, steckten ihn in Sack und Asche, brachen ihm Schild, Schwert und Helm, erklärten ihn seines Adels verlustig und bürgerlich ehrlos, und vertrieben ihn dann aus seinem Besitzthum. Er wäre verloren gewesen, hätte ihn nicht eine arme fromme Pächterfamilie im Odenwald aufgenommen. Da lebt er nun und genießt jene christliche Liebe, welche die „Priester" nicht kennen.

Im zweiten Act begegnen wir ihm denn vor dem einsamen Pachthof im Odenwald. Er sitzt an einem wonnigen Morgen mit einem Buche im Garten, während Elsie, die Tochter des Pächters, in einiger Entfernung Blumen sammelt. Und was liest der Prinz? Es ist ein altes, schlichtes Legendenbuch. Da steht von einem Mönche, Namens Felix, der auch so an einem schönen Morgen im Walde las, es war ein Band des hl. Augustinus. Und der Mönch war ein gar demüthiger Mann, und als er all die Wunder der „unsichtbaren" Stadt Gottes gelesen hatte, da sagte er mit niedergeschlagenen Augen: „Ich glaube, o Gott, was ich hierin gelesen habe, aber ach! ich kann's nicht verstehen." Da kam ein Vögelein und sang ihm so lieb und klar und süß, wie das Getön von tausend Harfen, und der Bruder gerieth darob in eine Entzückung und schaute den Himmel und wollte das Wundervögelein einfangen. Das flog aber über Berg und Thal, und statt seines Sanges vernahm er den Klang der Klosterglocken. Und als er ins Kloster kam, da war ein anderer Abt mit anderen Mönchen — niemand kannte ihn mehr; aus den Klosterbüchern, die man nachschlug, ergab sich, daß die Vision, die ihm wie ein Augenblick vorgekommen, hundert Jahre gedauert hatte.

Elsie bringt nun dem Kranken die Blumen, die sie für ihn gepflückt — aber nicht alle; denn einige sind für die Mutter Gottes und andere für die hl. Cäcilia. Um ihm die Zeit zu kürzen, erzählt sie ihm die Legende von des „Sultans Töchterlein", das so gern den Herrn der Blumen hätte kennen lernen mögen und dem dann der Heiland erschien:

„‚Ich bin der Herr der Blumen.
Mein Garten ist im Paradies,
Und willst du mit mir kommen,
So soll dein Brautkranz sein
Von hellen, rothen Blumen.‘
Und dann nahm er von seinem Finger
Einen goldenen Ring,
Und frug des Sultans Töchterlein,
Ob sie wollte seine Braut sein?
Und als sie ihm antwortete mit Liebe,
Da begannen seine Wunden zu bluten,
Und sie sagte zu ihm:
‚O Lieb! Wie roth ist dein Herz,
Und deine Hände sind voll Rosen.‘
‚Für dich,‘ erwiedert' er,
‚Für dich ist mein Herz so roth,
Für dich bring' ich diese Rosen;
Ich pflückte sie am Kreuz,
Da starb ich für dich.
Komm! Denn mein Vater ruft,
Du bist meine erwählte Braut!‘
Und des Sultans Töchterlein
Folgt' ihm in seines Vaters Garten."

„Würdest du ihm auch gefolgt sein?" fragt der Prinz. „Ja, mit Freuden!" antwortet das Kind.

Die folgende Scene spielt im Innern des Pachthofes. Es ist Abend. Mutter Ursel spinnt. Der alte Gottlieb schlummert im Lehnstuhl und wacht erst auf, da die Mutter nach Elsie ruft. In traulichem Familiengespräche tritt die innige, herzliche Liebe der guten Bauersleute für ihren kranken Herrn zu Tage. Während sie seine Wohlthäter sind, denken sie nur an die Wohlthaten, die er ihnen erwiesen. Vater Gottlieb verplaudert sich und erzählt, wie dem armen Prinzen eigentlich noch geholfen werden könnte. Da erwacht in dem reinen, unschuldigen Kinde gleich der Wunsch, ihr Leben für seines zu opfern, und kaum hat sie auf Befehl der

Eltern die kleineren Geschwister zu Bette gebracht, da kniet sie am eigenen Lager vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betet:

„Mein Erlöser und mein Herr!
Zu dir ruf' ich, zu dir fleh' ich,
Leite mich auf Schritt und Tritt,
Daß dereinst ich wachend, harrend,
Hoffend, sehnend zu dir fliege,
Meine Lampe nicht versiege!

Nimmer schweigen,
Ewig zeigen
Tiefe Wunden deine Huld,
Hast für aller Menschen Schuld
Geißel, Spott und Leid getragen,
Wardst ans bitt're Kreuz geschlagen,
Stiegst zum Grabe voll Geduld.

Dringt zu dir, Herr! mein Verlangen,
Der zum Tod für mich gegangen,
Laß auch mich dein Kreuz umfangen,
Minniger!
Laß mich zieh'n, wohin du schrittest,
Laß mich leiden, wie du littest,
Sterben, kann mein armes Leben
Heil dem Lebensdurst'gen geben,
Und so inniger,
Heiland, gleichen dir im Tod!"

Umsonst versucht sie einzuschlummern, der Schlaf kommt nicht. Sie steht wieder auf und theilt noch in der Nacht den Eltern ihre Unruhe mit und ihre wachsende Sehnsucht, für Heinrich zu sterben. So glühend spricht sie von ihrem himmlischen Bräutigam und von den Freuden des Himmels, daß der Vater glaubt, Gottes Eingebung aus ihrem Munde zu vernehmen, die Mutter keinen weitern Widerspruch wagt, beide beschließen, den Entscheid nur noch von der Einwilligung des Priesters abhängig zu machen.

Auch Heinrich seinerseits will das Opfer nicht annehmen, ohne daß der Priester dessen Zulässigkeit erklärt hat, und meldet sich deshalb bei dem Dorfpfarrer, einem schlichten Greis, auf den Abend zur Beichte. Dieser ist denn auch auf die festgesetzte Zeit schon bereit und entläßt beim Anfang der Scene eben eine arme Frau mit folgendem Zuspruch:

„Geh', sünd'ge nicht mehr! Bußbereit
Fang' an ein neues, bess'res Leben!
Gott hat geübt Barmherzigkeit,
Dich von der Sünde Joch befreit.
Geh', sünd'ge nicht mehr! Gottes Frieden
Ist deinem Herz aufs neu' beschieden,
Und alle Schuld ist dir vergeben."

Das Weiblein geht. Der Pfarrer kommt aus dem Beichtstuhl und geht langsam in der Kirche auf und ab.

„O heil'ger Herr, wie Noth thut mir
Dein Licht, zu lenken meinen Lauf!
Wie viele Hände reißen dir
Sorglos die heil'gen Wunden auf!
Wie viele Füße Tag um Tag
Von deiner Hürde irre geh'n!
Ließ' nicht dein Licht den Pfad mich seh'n,
Wie führt' die Armen ich zurecht?
Wie könnt' ich ohne dich es wagen,
So großer Bürde Last zu tragen?
Bin ja nur ein unnützer Knecht!"

(Pause.)

„Des Tages Arbeit geht zur Neige —
Wo ist das Gute, das ich zeige
Dir heute, Herr, zu Dank und Preis
Als meines Amtes Diensterweis?
Wo ist das Recht, das ich erstanden,
Das Unrecht, das ich kühn bekriegt?

Wo ist der Kampf, den ich bestanden,
Wo der Triumph, den ich ersiegt?
Das Gute, angestrebt, errungen? — — —
Wie schwach ist all mein Streben nur!
Ich kann in deine lichten Höhen
Wohl ahnend und voll Sehnsucht sehen;
Doch was mir vor den Händen liegt,
Stets unerreichbar immer wieder
Dem Griffe meiner Hand entfliegt,
Und senkt in Nacht mich muthlos nieder.
Dein Rathschluß ist's, daß ich im Streit
Erfahre meine Niedrigkeit."

(Pause.)

„Wo bleibst du, Prinz von Hoheneck?
Was läßt du mich in diesen Hallen
So lange auf und nieder wallen?
Zählend im Gehen meinen Schritt,
Und auf ein Grab stößt jeder Tritt.
Wie macht die Welt für dich schon Raum,
Und sie sollt' warten nach deinem Gefallen?
Du kommst zu mir in hoffendem Traum,
Ein froh Trostwort bei mir zu finden?
Was sagen? Kann ich mich unterwinden,
Zu sagen: Thu's und lebe lang?
Bekämpfen muß er das Verderben,
Wie stark auch des Versuchers Reich,
Er muß, den heiligen Martyrern gleich,
Der Schuld unnahbar, leben und sterben!"

Doch Heinrich säumt allzulange. Der gute Pfarrer, des Wartens müde, verläßt die Kirche und an seiner Statt erscheint Lucifer, als Geistlicher verkleidet. In sarkastischem Monolog verhöhnt der Höllenfürst erst sich selbst in seiner neuen Maske, dann Kirche und Kanzel, Predigt und Bibel, Weihwasser und Armenbüchse, das Grab des reichen Dorfbesitzers, der nach langem, wüstem Leben im Mendicantenhabit gestorben, und den Beichtstuhl, wo er sich

selbst als geehrten Gast willkommen fühlt. Er setzt sich hinein — und beschreibt in seiner Weise die Geheimnisse dieses Richterstuhles, vor dem der „Todtenacker des Menschenherzens bebend seine Todten zurückgibt“. Heute will er Heinrichs Skrupel dazu benützen, um ihn zum Mörder zu machen. Heinrich erscheint auch und klagt sich darüber an, daß er das Opfer Elsie's in seinem Herzen schon angenommen und den Beschluß gefaßt habe, sie um seiner eigenen Rettung willen hinschlachten zu lassen. Mit echter Teufelscasuistik sucht ihn Lucifer eines Bessern zu belehren: der Zweck heilige das Mittel, das Recht müsse der Nützlichkeitsrücksicht weichen, das Leben des Geringen und Armen komme nicht in Anschlag, wo es gelte, das Leben eines Hohen und Vornehmen zu retten, kurz, er könne das Opfer getrost annehmen und überzeugt sein, daß die Kirche es gutheiße. Nachdem Heinrich noch einige Bedenken vorgebracht, unterwirft er sich dem Entscheid; Lucifer absolvirt ihn von allen künftigen Sünden, die etwa mit der That verbunden sein könnten, und entläßt ihn mit dem Fluche: Maledictione perpetua maledicat vos Pater aeternus!

Der Plan, den der Dämon aus Bosheit ausgebrütet, ist inzwischen im Bauernhaus aus lauterer Lieb' und Frömmigkeit, nach langer, redlicher Ueberlegung der Eltern zum Beschluß geworden. Mutter Ursel gesteht, daß sie umsonst gegen Elsie's Wunsch mit Gott gerungen; Gottlieb will die liebe Tochter Gott zum Opfer weihen, wie Abraham seinen Sohn; Elsie bietet ihr Leben noch einmal dar, und der Prinz willigt ein. Nur Eines fordert das todesmuthige Mädchen vor dem Abschied noch von ihm, daß er n i e von dem Vollzug des Opfers zurücktrete. Diese Bitte erschüttert Heinrich im tiefsten Herzensgrunde und gibt seiner Weltliebe den ersten entscheidenden Stoß.

Die folgenden vier Acte bis über die Mitte des letzten hinaus sind eine poetische Ausführung der Reise nach Salerno. Die Grundwellen der Haupthandlung legen sich; nur in zarten Oberwellen bewegt sie sich noch fort, bis die beabsichtigte Vollziehung des Opfers in Salerno den letzten Sturm und den Umschwung

herbeiführt. Heinrich lernt die edle Gesinnung seiner Retterin immer inniger kennen, lieben und schätzen, löst sich langsam von seiner eigenen Weltliebe und Todesfurcht ab und wird so allmählich dazu vorbereitet, das angebotene Opfer heldenmüthig zurückzuweisen. Elsie's Charakter dagegen kommt zu keiner weitern Entfaltung, als daß die lange Reise eben ihre Standhaftigkeit erprobt, fromme Reflexionen den Reichthum ihrer Seele spiegeln und sie selbst sich unvermerkt aus einem schlichten Bauernmädchen in eine feingebildete Dame verwandelt. Lucifer begleitet die beiden Reisenden mit allerlei Teufelsspuk, der indes mehr den Charakter ironischer Neckerei als diabolischer Versuchung an sich trägt. Während die Haupthandlung in träumerischen, lyrischen Betrachtungen friedlich einschlummert, erweitert sich das Drama inzwischen zu einer Art von poetischem Culturbild, indem die Reisenden gerade die zwei tonangebenden Länder des Mittelalters, Deutschland und Italien, durchpilgern. In Straßburg trifft Heinrich noch einmal mit Walther von der Vogelweide zusammen, der eben ins Gelobte Land zieht, er feiert hier Ostern und wohnt einem Osterspiele bei, im Kloster Hirschau rüstet er sich zur eigenen Fahrt nach Italien, auf der italienischen Reise stößt er auf Pilger, die nach Rom gehen, und in Salerno endlich geräth er unter die mittelalterlichen Doctoren. So ist Gelegenheit, die Kreuzzüge, diese gewaltigste religiös-politische Unternehmung des Mittelalters, die mittelalterliche Architektur, das Stadtleben, den öffentlichen Cult, die Dramatik, das Kloster- und Ordensleben, die Wallfahrten und das öffentliche Verkehrsleben, das Volks- und Gelehrtenleben des Mittelalters in einer Reihe von Skizzen theils in Reflexionen, theils dramatisch zu berühren. Offenbar schwebte Longfellow der Gedanke vor, die Erzählung Hartmanns, welche den innern Volksgeist des Mittelalters so lebendig verkörpert, auf diese Weise zugleich zum Spiegelbild des gesammten öffentlichen Lebens auszugestalten.

Der Geist der Kreuzzüge, in seinem Gegensatz zur egoistischen Neuzeit, ist nicht übel getroffen, wenn der Dichter den kränklichen

und seinem Charakter nach so ganz modernen Heinrich zu dem rüstigen Kreuzfahrer Walther sagen läßt:

„Beneidenswerthes Loos! Stark, schön,
Wie du, gewappnet in den Kampf zu geh'n
Mit Schwert und Leier, mit Gesang und Erz,
Die Hand zum Kampf bereit, zur Lieb' das Herz!
Und Schwert und Leier hast du, Herz und Hand
Dem höchsten Herrn als Opfer zugewandt,
Indes ich elend, ach! und schwach und klein,
An niemand denke, als an mich allein!"

Ein nicht minder liebevolles Verständniß bekundet Longfellow für die christlich-germanische Architektur, die hier, angesichts des Straßburger Münsters, noch einmal verherrlicht wird, für den katholischen Festcult, wie er in der Feier des Osterfestes zur Darstellung kommt, für die christliche Dramatik jener Zeit, welcher Longfellow selbst ein liebliches Osterspiel nachgedichtet und in die Handlung verwoben hat. In zahlreichen Zügen spiegelt sich die Freude des Dichters über die innige Verbindung der Religion mit Kunst und Leben und über die poetische Verklärung, welche dieser Bund auf alle Lebensverhältnisse ausgoß. Nahezu völlig fremd ist er aber der katholischen Wissenschaft geblieben, an der er nur das eine ehrt, daß sie die Schätze des Alterthums durch die Wogen der Völkerwanderung getragen, deren eigene, tiefgehende Thätigkeit er aber völlig verkennt; ebenso fremd steht er dem Verständniß des eigentlich kirchlichen Lebens gegenüber, das ihm im Gegensatz zu Elsie's Opfergeist und Erlösungsglauben zu stehen scheint. Daß dieser erhabene Aufschwung des individuellen Geistes, wie jene ganze Fülle von Thatkraft, Wissenschaft, Kunst und Poesie, gerade von der hierarchisch gegliederten und im Papstthum geeinten Kirche ausgegangen, ist ihm völlig verborgen geblieben. Auch die politische Gestaltung des Mittelalters, Kaiserthum, Feudalismus, Stadtrecht, Zunftwesen, kurz alle wichtigen Factoren des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, treten nirgends zu Tage. In dem

Doppelbilde des Ordenslebens, das der Dichter an dem Kloster Hirschau vorführt, überwuchert das Schattenbild der schlechten Mönche mit ihrer Andacht zum Speisesaal und Weinkeller allzugrell das Lichtbild der guten Mönche mit ihrem Eifer für Gottesdienst, Wissenschaft und Kunst, und wenn der Abt auch Ordnung schafft und einen neuen Hildebrand herbeiwünscht, um die Regel zu ihrem ursprünglichen Ansehen zurückzuführen, so weist das Kloster eben doch nur Leute auf, die sich gewissermaßen schiffbrüchig dahin zurückgezogen, nicht solche, die ein ebenso edler Opfergeist als derjenige Elsie's an die Stufen des Altares führte, um Gott Schönheit und Jugend, Besitz und Ehre, Liebe und Leben in noch unversehrter Blüte und jungfräulichem Heroismus zu weihen. So ist weder das religiöse Gelübde in seinem innersten Wesen richtig erfaßt, noch das Ordensleben des Mittelalters vollständig wahr und richtig gezeichnet. Longfellow flieht eben alles Dogmatische; wie könnte er darum das Mittelalter, das so ganz in der katholischen Glaubenslehre wurzelt, richtig erfassen und schildern?

Je weniger er übrigens mit dem Verstande in diese tiefen, goldhaltigen Schachte gedrungen, desto merkwürdiger ist es, wie ihn sein edles Herz zur Marienverehrung hinzog und ihn gleichsam dazu zwang, diese Andacht auch apologetisch richtig zu würdigen. Er läßt den Prinzen Heinrich das Land seiner Sehnsucht mit folgenden Worten begrüßen:

Das ist fürwahr Maria's heil'ges Land,
Der Jungfrau-Mutter unſ'res theuren Heilands!
Ihr Name rührt und sänftigt jedes Herz.
Wie der Bandit mit blut'ger Hand sie ehrt,
So Fürst und Priester, Bauer und Gelehrter,
Der Mann der That, der schwärmerische Träumer
Ehrt sie, wie ein allgegenwärtig' Wesen!

Und so wie Kinder, welche viel beleidigt
Den allzu güt'gen Vater, voller Scham,
Bußfertig, doch nicht wagend, ohne Beistand
Vor ihn zu treten, an dem Thore reden

Mit ihrer Schwester, und vertrauend harren,
Bis sie vorangeht und ihr Bittwort einlegt:
So trägt der Mensch, bereuend böse That,
Und doch nicht wagend, rasch mit seiner Bitte
Des tieferzürnten Vaters Ohr zu nah'n,
Ihr seine Bitten vor und sein Geständniß,
Und sie legt dann im Himmel Fürbitt' ein.
Hätt' unser Glaube uns sonst nichts gegeben,
Als dieses Vorbild aller Weiblichkeit,
So mild, so gnadenreich, so stark, so gut,
So friedsam, redlich, liebend, rein, geduldig,
Das Eine zeugte: daß er höher, wahrer,
Als alle Religionen früh'rer Zeit.

Dazu singen von ferne die Pilger, die nach Rom ziehen:

Urbs coelestis, urbs beata,
Supra petram collocata,
Urbs in portu satis tuto,
De longinquo te saluto,
Te saluto, te suspiro,
Te affecto, te requiro!

Stadt, die uns den Himmel kündet,
Freudenstadt, auf Fels gegründet,
Stadt, an sicherm Port gelegen,
Dich grüß' ich von fernen Wegen,
Dich begrüß' ich, zu dir streb' ich,
Dich ersehnend, liebend beb' ich.

Doch die Reise des Prinzen geht nicht nach Rom, und so bleibt denn das Papstthum, dieser größte Centralpunkt des mittelalterlichen Lebens, wie in den deutschen Reiseskizzen das Kaiserthum, von dem Rahmen des Bildes ausgeschlossen. Auf der Terrasse des Wirthshauses in Genua stellen die beiden Reisenden ihre Meerbetrachtungen an. Heinrich bangt vor seiner endlosen Größe wie vor einem gespenstischen Bilde der Ewigkeit. Elsie vernimmt in seinem Rauschen geisterhafte Grüße aus dem Jenseits:

Still ist die Nacht und ruhig!
O, so unsäglich schön!
Die Sternlein kommen und lauschen
Wohl auf der Wogen Getön.
Wie sie sich schaaren und sammeln
Ringsum in bunten Reih'n!
Sie halten den Athem und lauschen
Den festlichen Melodei'n.
In felsigen Grotten beginnt
Ein dumpfer, einförmiger Klang,
Als sänge nur eine Stimme
Ernsten Choralgesang.
Dann fallen vom sandigen Strande
Und rings vom Klippengestein
Schneeweiß gewandete Chöre
Wie Geister ins Loblied ein.
Und immerfort erklinget
Der traurigen Stimmen Ton,
Und die Chöre rufen als Antwort
Christe eleyson!

In der ersten Hälfte des sechsten Actes hat der Dichter, hauptsächlich nach Sprengels Geschichte der Arzneikunde und Sir Alexander Croke's Einleitung zu dem Regimen Sanitatis Salernitanum, eine dramatische Skizze des mittelalterlichen Hochschullebens zu zeichnen versucht. Dieselbe läuft aber, was wohl hauptsächlich der Unvollständigkeit und Voreingenommenheit seiner Quellen zuzuschreiben ist, auf ein ebenso unwahres, als gehässiges Zerrbild der Scholastik hinaus, von der man kaum eine andere Vorstellung erhält, als daß sie eine verrückte Balgerei über unverständliche Redensarten und unnütze Fragen gewesen sein müsse.

Doctor Seraphinus.

Mit dem seraphischen Doctor behaupt' ich und sage,
Das Wort, das ich nur erst im Geiste trage,
Ist ein Bild der ewigen Generation,
Das gesprochene Wort ist die Incarnation.

Doctor Cherubinus.

Was geht mich der Seraphische an?
Mit eitlem Geflunker nur schachert der Mann.

Doctor Seraphinus.

Eure lumpige Antwort gibt wenig Licht:
Universalien als solche existiren nicht.

Doctor Cherubinus.

Eure Worte sind eitle und schale Miserie,
Ideen sind ewig verknüpft der Materie.

Doctor Seraphinus.

Mög' der Herr Euren Sätzen Gnade spenden,
Ihr elender Streithahn, Ihr Kräuterrupfer!

Doctor Cherubinus.

Mög' er Eure Seele zur Hölle senden,
Ihr Verbariecher, Ihr Silbentupfer!

Mit dem weitern Verlauf der dramatischen Handlung, die jetzt wieder auflebt, ist diese Faschingsdisputation dadurch verbunden, daß, nachdem sich die Doctoren zur Scene hinausgezankt, der Teufel als Mediciner erscheint, um sich in seiner Art als Fachmann über die ausgehängten Thesen lustig zu machen.

„Ob die Engel, wenn sie sich translociren,
Den zwischenliegenden Raum berühren?
Ob Gott selbst ist der Urheber des Bösen,
Oder ob solcher der Teufel gewesen?
Ob, wo und warum Lucifer ging zu Grund
Und ob er jetzt schmachtet im Höllenschlund?"

Ich denk': die Frage könnt' ich richtig lösen!
So lang der prahlerische Menschengeist
Einwilligt, solche fade Spreu zu mahlen,
Sitz' fest und sicher ich auf meinem Thron!

Wahrhaft, es macht mich manchmal herzlich lachen,
Wie man verzichtet auf das gold'ne Korn,
Um thurmhoch aufzuhäufen jene Spreu,
Die des Lombarden Hirn längst ausgedroschen,
Um sie zu schütteln nochmals und zu beuteln
Hoch auf des dummen Kölner Ochsen Horn!

Verletzender und unwürdiger hätte Longfellow die Wissenschaft des Mittelalters und speciell zwei ihrer größten Vertreter, Petrus Lombardus und den seligen Albertus Magnus, kaum mißhandeln können. Aber man vergesse nicht, daß er sie eben nicht gekannt hat, und daß er schließlich diese sonst unverantwortliche Verhöhnung der großen Männer und der Wissenschaft des Mittelalters — dem Teufel in den Mund legt.

Innig befriedigt über die Zeitverschwendung, welche diese leere Scholastik den Menschen einbringt, harrt Satan dann auf Heinrich und Elsie. Sie kommen endlich, und die durch die Reise so lange aufgeschobene Lösung des Knotens vollzieht sich rasch in vier kurzen Scenen. Heinrich bereut sein Vorhaben, durch Elsie's Tod sein Leben zu retten; doch Elsie erinnert ihn an das gegebene Wort, nimmt Abschied und folgt dem Doctor in die verhängnißvolle Kammer. Da erst fühlt Heinrich, was sie ihm geworden, wie mit ihr „das Leben seines Lebens" erlöschen werde. Er befiehlt dem vermeintlichen Doctor, innezuhalten, und bricht, da er keine Antwort erhält, gewaltsam in die Kammer ein. Lucifer ruft von innen: „Es ist zu spät!" Heinrich antwortet von draußen: „Es wird noch nicht zu spät sein." Damit bricht die Scene ab. Die nächste spielt im Odenwald, wo ein Bote die Mutter Ursula mit aller nur erdenklichen Vorsicht auf die Freudenbotschaft vorbereitet, daß Heinrich und Elsie noch am Leben sind und der Prinz ihre Tochter heiraten wolle. Die letzte Scene spielt auf Schloß Vautsberg am Rhein. Im Abendsonnenschein, beim Vespergeläute, sitzen Heinrich und Elsie auf der Terrasse des Schlosses. Heinrich ernennt Elsie zu seiner Fastrada und wirft einen freudigen Blick zurück auf die überstandenen Leiden. Alle Gedanken und Gefühle

gehen aber in bräutlicher Seligkeit auf. Die religiösen Motive, die im Leiden getröstet, sind von der Freude zurückgedrängt, und kein Wort verräth eine innere Umwandlung des Prinzen. Erst im Epilog wird sie durch die zwei Engel verkündet.

Der Engel der guten Thaten (mit geschlossenem Buche).

Gott sandte seinen Boten, den Regen,
Und sagte zu dem Bergesbach:
„Erhebe dich und schau aus deinen Höhlen,
Und hüpfe mit nacktem, schneeweißem Fuß
Vom kühlen Hügel hinab in der Eb'ne
Weite, dürre, sengende Glut."

Gott sandte seinen Boten, den Glauben,
Und lispelte in der Jungfrau Herz:
„Erhebe dich und denke deines Ursprungs
Und streue mit selbstloser Hand
Deine Jugend auf des Todes
Einsamen, kahlen Wüstensand."

O Schönheit der Heiligkeit,
Des Selbstvergessens, der Demuth!
O Macht der Sanftmuth,
Deren Zartheit und Schwäche
Gleicht der weichenden, doch unwiderstehlichen Luft.
Auf den Seiten
Des versiegelten Buchs, das ich trage,
Ist die göttliche That
Eingetragen in goldener Schrift.
Die wird nie altern,
Nein, durch alle Zeit
Fortglüh'n und strahlen
Mit sanftem Glanz.
O Gott! Es ist dein Erbarmen,
Das die Welt erfüllt mit dem Segen
Einer guten That, wie diese war!

Der Engel der bösen Thaten (mit offenem Buche).

Noch nicht ganz, noch nicht ganz
Entschwand die Sonne im Purpurglanz;
Doch sinkt sie langsam gen Westen,
Indes noch offen ich trage
Das Buch der bösen Thaten,
Daß der Hauch der obern Luft,
Hinströmend über seine Blätter,
Austilge, was da geschrieben steht!

Schwächer und schwächer, während ich schaue
In die weite Glut,
Strahlt die glimmende Landschaft,
Und unter mir der schwarze Fluß
Hüllt sich in Nebelkränze.

Schwächer und schwächer beginnen zu zittern
Die schwarzen Linien
Hin über die hellere Fläche des Blatts;
Schatten um Schatten
Entschwinden die schrecklichen Worte
Und an ihrer Statt
Glänzt weißer Raum.

Unter geht die Sonne.
Aber die Seele von Einem,
Der durch Reue
Dem furchtbaren Spruch entgangen,
Strahlt licht unter mir, da ich schaue.
Das ist das Ende!
Mit geschlossenem Buch
Steig' ich empor zu Gott.

Sieh! Ueber dem Abgrund
Ein dunkler, riesiger Schatten schwebt
Unter meinen Füßen.
Flammenglut
Durchzuckt den Kern der finstern Gestalt,

Wie eine blitzesschwang're Wolke.
Und ein Wehschrei,
Wieder und wieder,
Tief und laut,
Wie das Echo
Von Wolke zu Wolke,
Tönt schwellend empor und rollt dahin in die Ferne,
Wie wenn verhüllt
Der Blitz entflieht,
Durchkreuzt und besiegt vom Andrang des Sturmes.

Das ist Lucifer,
Des Geheimnisses Sohn,
Und da Gott es zuläßt,
Dient auch er Gottes Fügung
Und wirkt für gute Ziele,
Die unserm Blick entgeh'n.

Zart und lieblich, wahr und tief ist der Geist des Mittelalters erfaßt, so weit die „Goldene Legende" sich an das Epos des deutschen Minnesängers hält; aber ganz unvollständig wird das Bild in seiner weitern culturhistorischen Ausgestaltung, denn es fehlen die beiden Pole des socialen Lebens, Kaiserthum und Papstthum, es fehlen die hierarchische Ordnung der Kirche und deren innige Verkettung mit Volk, Schule, Wissenschaft, Kunst, Literatur und Leben. Die Schattenseiten, die Longfellow hervorhebt, wird niemand in Abrede stellen wollen; aber seine Darstellung derselben wird dadurch unrichtig, daß er sie nahezu als nothwendige Folge des kirchlichen Lebens erscheinen läßt, während die Glaubensinnigkeit und Opferliebe Elsie's, welche so treffend den innern Geist des Mittelalters symbolisiren, als eine Wirkung des Privatgeistes, als eine Art Gegensatz zum kirchlichen Geist gedacht sind. Und doch ist dieser Gegensatz nicht scharf und consequent durchgeführt; an vielen Stellen dämmert die Ahnung herein, daß nicht der Privatgeist, sondern ein großartiger Associationsgeist die Einrichtungen und Kunstwerke des Mittelalters geschaffen haben

müsse, daß die Kreuzesandacht, welcher Elsie's Opfergeist entspringt, der ganzen Architektur zu Grunde liege und daß diese Architektur doch offenbar von der Kirche ausgegangen. Der Glaube an den Erlöser, an die mütterliche Mittlerwürde Maria's, an die Fürbitte der Heiligen, an die verdienstliche Mitwirkung zum Heilsgeschäft, an den Beistand der Engel, an sichtbare Sacramente tritt als so wirksame Kraft in das Drama herein, daß es unmöglich wird, Elsie's That als unabhängig von der katholischen Glaubenslehre zu denken, obwohl auf der andern Seite Heinrichs Bekehrung sich bloß auf dem Wege des Gefühls abspinnt. Verwischt der unklare Gefühlskampf Heinrichs mit dem Dämon die eigentliche Kernfrage des Einzel- und Völkerlebens und ihre Beantwortung durch die Kirche, so schimmert sie in Elsie's Charakter deutlich genug durch und erweckt Sehnsucht nach dem Geiste des Mittelalters, wenn auch niemand das ganze Mittelalter — mit all seinen wirklichen Schäden — zurückwünschen wird.

Erst als die Dichtung vollendet war, ward Longfellow durch ein Drama Charles Kingsley's auf die Geschichte der hl. Elisabeth von Ungarn aufmerksam und bedauerte sehr, sie nicht früher gekannt zu haben: „Ich wollte, ich wäre für die Goldene Legende, den mittelalterlichen Theil meiner Trilogie, auf dieses Thema gestoßen. Es ist edler und charakteristischer als meine obscure Legende.“ Vielleicht hätte das Bild des Mittelalters dadurch wirklich einen weitern Rahmen und einen tiefern Gehalt bekommen. Doch ist die „Goldene Legende“ deshalb keineswegs, wie Hepworth Dixon meinte, eine des Dichters unwürdige Spielerei, sondern ein mächtiger Schritt durch die Schönheit zur Wahrheit.

11. Das Hiawathalied.

1854. 1855.

Der Untergang einer ganzen Menschenrasse, herbeigeführt durch die schimpfliche Habsucht elender Krämer und durch den grausamen Eigennutz kurzsichtiger Staatsmänner, vollzogen durch den abscheulichen Mißbrauch der Uebermacht, welche die europäische Bildung dem weißen Mann über den rothen Mann einräumte, vollzogen unter einem unablässigen Chorgesang hochtönender Lügen von Menschenliebe, Menschenrechten, Menschenwürde, Licht und Freiheit — das ist im wesentlichen die Geschichte der Indianerstämme in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Daß dieselben culturfähig gewesen wären, steht genugsam fest. Mit bewundernswerther Schärfe der Sinne ausgestattet, waren sie treffliche Kenner der sie umgebenden Natur, der heilsamen und schädlichen Pflanzen, der Vogel- und Insectenwelt des Urwaldes, der Wind- und Wettererscheinungen. Sie waren ebenso unermüdliche als geschickte Jäger und Fischer, wilde Krieger, soweit ihr unstätes Jagdleben und die gegenseitige Eifersucht der Stämme häufigen Krieg und grausames Kriegsrecht begünstigten, aber auch hinwieder gutmüthige Naturkinder im heimatlichen Wigwam-Dorf, voll Liebe und Treue zu ihren Sippen, opferwillige Beobachter des Gastrechts und Bekenner einer Religion, welche unter einem kindischen Gewebe von Zauberei und Aberglauben noch manchen Zug der Uroffenbarung durchschimmern ließ, der sie weit erhob über den blutlechzenden Fetischismus der afrikanischen Neger. Kunstreiche Tänze und Spiele verherrlichten ihre Feste, eine einfach-feierliche Beredsamkeit ihre Rathsversammlungen, mythisch-religiöse Bedeutung ihren bunten

Schmuck. Der tüchtigen Zucht des unentbehrlichen Pferdes gesellten sich Anfänge von Ackerbau und Viehzucht bei, der abergläubischen Heilkunde eine schlichte, phantasiereiche Bilderschrift. Gegen Ackerbau und Handwerk legten sie nicht mehr Gleichgiltigkeit und Trägheit an den Tag, als die Ureinwohner Paraguay's, die ja anfänglich auch den Missionären die Pflüge verbrannten, um die Zugthiere an deren Flammen zu braten. Martyrer-Blut vergossen sie nicht mehr, als jene Stämme Südamerika's oder die „Urgermanen" in Sachsen und Thüringen. Die katholische Kirche übernahm deshalb frohen Muthes jenes, wie Albrecht von Haller sagt, „so schöne, der Menschheit so vortheilhafte Project, die in den Schrecknissen des Urwaldes zerstreuten Völker zu sammeln und sie dem Zustand der Wildheit, der ein unglücklicher Zustand ist, zu entreißen, ihren grausamen und zerstörenden Kriegen ein Ende zu machen, sie mit dem Lichte der wahren Religion zu erleuchten und sie zu einer Gesellschaft zu vereinen, welche durch Gleichheit der Bürger und Gemeinschaft der Güter einigermaßen das goldene Zeitalter darstellt". Wie dieses große civilisatorische Werk durchkreuzt und vereitelt ward, ist sattsam bekannt. Goldgierige Krämer erschienen auf dem Schauplatz, um an der Kindeseinfalt des Indianers sich betrügerischer Weise zu bereichern. Dem Kinde des Urwaldes wurde seine reiche Jagdbeute gegen das verheerende Feuerwasser umgetauscht. Dieses machte den Indianer zum grausamen Raubthier, der dazu kommende Betrug und die Gewaltthat reizten ihn zum verzweifelten Kampfe. Das „Raubthier" glaubte man schießen, das Hinderniß der Civilisation aus dem Wege schaffen zu dürfen, und so begann dann die barbarische Hetzjagd der „Civilisation" auf den unglücklichen Indianer, den sie selbst durch Hinterlist und Barbarei zu ihrem Feinde gemacht hatte. Nur einige Trümmer der alten Ureinwohner, in die Felsengebirge zurückgedrängt, von katholischen Missionären dem Christenthum gewonnen, von Methodistenpredigern, Regierungscommissären und Krämern gequält und ausgesogen, erinnern die erleuchtete humane Gegenwart noch daran, daß die ganze Rasse für das Christenthum

und durch das Christenthum für die Civilisation hätte gerettet werden können.

So aus der Geschichte ausgetilgt, schienen diese Völker dazu verurtheilt, auch in der Literatur nur als Schreckgespenst fortzuleben. Ihre Bilderschrift war nicht so weit gediehen, daß sie selbst ihre Stammsagen und religiösen Fabeln hätten verewigen können, die anglo-amerikanische Epik aber erblickte in ihnen nur die zweite große Macht, die sich im Bunde mit der wilden Natur dem Eindringen europäischer Bildung entgegenstellt. Gleich einer hinterlistigen Bestie lauerten sie mit Skalpmesser und Tomahawk im Dickicht der Riesenbäume auf den friedlichen Pflanzer, forderten die europäische Cultur zum entscheidenden Zweikampfe heraus und machten die Eroberung der neuen Welt zugleich zum spannendsten Abenteuer und zur Heldenthat. So meisterhaft Fennimore Cooper diese Welt in seinen Lederstrumpf-Erzählungen ausgebeutet und in ganz Europa und Amerika populär gemacht hat, so entbehren diese Dichtungen doch insofern des wahren historischen Hintergrundes, als sie den Indianer fast nur als jenes unheimliche Raubthier zeichnen, zu welchem ihn europäische Habsucht und Grausamkeit gemacht haben; sie wurden indes zur herrschenden Anschauung, und während man über Onkel Tom und die Neger tausend Thränen der Rührung vergoß, ließ der Schwindler Barnum weiße Proletarier roth anstreichen und zur Ergötzung des Publikums „Indianerkämpfe“ halten.

Zu nicht geringer Ehre gereicht es sicherlich Longfellow, daß er, dank seinem feingebildeten Geiste und seinem menschenfreundlichen Herzen, diese vulgären Anschauungen vollständig durchbrach, und in seinem Epos „Das Hiawathalied“ (The song of Hiawatha) den Versuch machte, den Ureinwohnern Nordamerika's in einem Nationalepos das schönste Denkmal zu setzen, das ein Volk sich setzen kann und das sie durch die Grausamkeit europäischer Civilisation verhindert worden waren, sich selbst zu setzen, — daß er es unternahm, der Homer dieser untergegangenen Stämme zu werden.

Seine Liebe und sein Interesse für sie stammte, wie wir gesehen, aus frühen Jugendtagen her. Schon als Knabe hatte er über ihre Geschichte gelesen, von ihnen geträumt und gedichtet. Kaum hatte er Anfangs Juni 1854 das finnische Epos Kalevala kennen gelernt, als der Plan, eine größere Dichtung über die Indianer von Nordamerika zu verfassen, eine feste Gestalt erhielt, „die richtige“, wie er selbst meint, „und die einzig richtige: nämlich ihre schönen Ueberlieferungen in ein Ganzes zu verweben“. „Ich bin“, fügt er bei, „auch auf ein Versmaß gestoßen, das mir für einen solchen Stoff das einzig richtige zu sein scheint.“ Es war der trochäische Dimeter der Kalevala, ohne Reim, aber mit häufiger Anwendung der Alliteration und des Parellelismus. Gleich ging er ans Werk, studirte Schoolcrafts großes Werk über die Indianer, „drei mächtige Quartbände, schlecht durchgearbeitet und ohne Indices“, dann die Werke von Tanner, Heckewelder und anderen, und führte einzelne Partien sofort aus. Nach zehnmonatlicher Arbeit war die Dichtung so weit, daß er sie ins Reine schreiben konnte. Am 10. November 1855 erschien die „Indianische Edda“, wie er selbst das Gedicht nannte, im Druck.

Die bewegenden Kräfte, welche diese Dichtung eingaben, führt der schöne Prolog auf drei zurück, nämlich auf eine innige Liebe zum heimischen Boden und dessen Natur, auf eine innige Liebe zu den Sagen und Geschichten der Völker, auf eine noch innigere Liebe zu Gottes geheimnißvoller Vorsehung, welche, sich spiegelnd in der schönen Natur wie in den Sagen der Völker, alle Zweige der Menschheit zu einer großen Gottesfamilie vereinigt.

„Die ihr an Natur und Gott glaubt,
Glaubt mit kindlich schlichtem Herzen,
Glaubet, daß zu allen Zeiten
Menschenherzen menschlich fühlen,
Daß auch in der Brust des Wilden
Lebt ein Streben, Ringen, Sehnen
Nach dem unbegriff'nen Guten,
Daß die Hände, schwach und hilflos,

Blind im tiefen Dunkel tastend,
Gottes Hand im Dunkel fassen
Und sich heben und erstarken:
Lauschet dieser schlichten Sage,
Lauscht dem Lied von Hiawatha!“

Da die Indianer, in zahlreiche Stämme getheilt, keine einheitliche Mythologie besaßen, und ihre Geschichte, dürftig in Bauminschriften, Amuleten und Grabeszeichen documentirt, mit einem ganzen Schlingpflanzenwald von Märchen überwuchert war, so stand ihrem Dichter eine ähnliche Freiheit zu Gebote, wie dem göttlichen Homer und den Dichtern der Edda und der Kalevala. Die Sage reichte hinauf in die Tage der Schöpfung und darüber hinaus in das chaotische Meer der Götteranfänge, sie reichte aber auch herab in die Zeit der wirklichen Geschichte, und umspann dieselbe bis in alle Verhältnisse hinein mit Wundern, Verwandlungen und Zauberkunst, setzte sie mit tausend Einflüssen guter und böser Geister in Verbindung. Das friedliche Werk der ersten christlichen Missionäre aber und das gewaltsame Eindringen der unchristlichen Civilisation brachten gleichzeitig diese Märchenwelt der Prairie in Berührung mit den gewaltigsten Factoren der spätern geschichtlichen Zukunft. Longfellow wählte für seine Dichtung keinen der beiden Endpunkte, weder die mythische Kosmologie, noch die Zeit der so kampfesreichen und abenteuerlichen, aber auch so traurigen wirklichen Geschichte, sondern den Grenzpunkt beider, jene Zeit nämlich, wo die halbmythische Welt des Urwaldes zum ersten Mal mit der christlichen Civilisation und der sagenlosen Geschichte zusammentrifft — die Zeit unmittelbar vor dem Erscheinen des Schwarzrocks.

Hiawatha selbst ist keine willkürliche Erfindung des Dichters. Unter diesem Namen nämlich verehren die bedeutendsten Indianerstämme ihren ersten Civilisator[1]. Durch eine wunderbare Geburt

[1] Bei anderen Stämmen ist er unter dem Namen Michabu, Chiabo, Manabozho u. s. w. bekannt.

mit der eigentlichen Göttersage zusammenhängend, ist er der hervorragendste Göttersohn und Heros, der Heros der Cultur und der Künste des Friedens, von den Göttern gesandt, um den undurchdringlichen Wald zu lichten, Jagd und Fischfang auszubilden, die blutigen Sitten durch edlere und menschlichere zu verdrängen; er ist es, welcher seine Stammesgenossen Fischfang und Ackerbau, Bilderschrift und Heilkunst lehrt.

Mit gläubiger Rücksicht auf den göttlichen Heilsplan, der alle Völker aller Zeiten umspannt, betrachtet Longfellow die langsam voranschreitende Cultur der Indianer als eine Vorbereitung auf das höchste Gnadengeschenk, das der Himmel den Menschen zuwandte, auf das Christenthum. Hiawatha wird ihm daher der unmittelbare Vorläufer der Heilsbotschaft, welcher durch Milderung der Sitten und Einführung einer höheren Culturstufe die wilden Stämme zur Annahme des christlichen Gesetzes befähigte. Zur Durchführung dieser Aufgabe muß er als Häuptling und Gesetzgeber eines abergläubischen Volkes mit der Herrlichkeit ihrer Götter verwandt sein und sich in der Fülle des Wunderbaren erproben. Die Göttersage ragt deshalb aus der Urzeit bedeutsam in sein Leben hinein, Wunderzeichen umgeben alle seine Thaten. Nachdem aber seine Aufgabe gelöst, nachdem der Priester aus dem fernen Osten erschienen und die Stämme ihn als Boten aufgenommen, nimmt Hiawatha — als Verkörperung der nunmehr überwundenen Culturperiode — Abschied und zieht in die Gebirge des Westens. Der Zauber der Dämonen weicht vor dem durch Liebe siegreichen Kreuz. Die natürlichen Kräfte der jugendfrischen Völker, die guten Geister, die sie bis dahin gleichsam unvermerkt gelenkt, die Cultur, die sie durch Hiawatha erlangt, treten in das heilige Reich christlicher Bildung ein, wie Christophorus in den Dienst des Christuskindes. Hier schließt die herrliche Dichtung; wie der liebevolle Plan Gottes und das segensvolle Werk der katholischen Kirche durch menschliche Habsucht durchkreuzt und vereitelt ward, liegt außerhalb ihres Rahmens. Aber da dies schreckliche Drama genugsam bekannt ist, so ist dieser Rahmen mit feinem

poetischem Takte gezogen. Hiawatha's Sendung und Thätigkeit zeigt genugsam, was hier zerstört worden, um über das lebensvolle Epos den tragischen Reiz einer „untergegangenen" Welt zu ergießen.

„Fragt ihr mich: Woher die Mären,
Diese Sagen und Legenden,
Mit dem frischen Duft des Waldes,
Mit dem feuchten Thau der Matten,
Mit dem Rauchgewölk der Wigwams,
Mit dem Rauschen großer Ströme,
Mit dem wilden Wiederhalle,
Wie von Donner in den Bergen?

Ich erwied're dann und sag' euch:
Von den Wäldern und Prairien,
Von den großen Seen des Nordens,
Von dem Lande der Ojibways,
Von dem Lande der Dacotahs,
Von den Bergen, Mooren, Marschen,
Wo der Reiher, der Shu-shu-gah
Sich ernährt in Rohr und Binsen.
Ich erzähle, wie ich's hörte
Von den Lippen Nawadaha's,
Des Musikmanns und des Sängers.

Fragt ihr mich, wo Nawadaha
Fand die seltsam wilden Lieder,
Diese Sagen und Legenden,
So erwiedr' ich euch und sag euch:
In dem Nest der Waldesvögel,
In dem Wunderbau des Bibers,
In der Hufspur auch des Bisons,
In dem Felsenhorst des Adlers!

All die wilden Vögel sangen
Sie im Moorland, sie im Fennland,
In den traurig düstern Marschen,
Chetowaik, der Regenpfeifer,

Mahng, der Taucher, Wildgans Wawa,
Shu-shu-gah, der blaue Reiher,
Und das Birkhuhn, Mushkodasa."

Der Anfang des Gedichtes versetzt uns in die indianisch gedachte Herrlichkeit des großen Geistes, Gitche-Manito, des Mächtigen, des Lebensspenders. Niedergestiegen ist er zu dem berühmten rothen Pfeifenthon-Steinbruch (Red-Pipe-stone Quarry) und beruft hier, aufrecht stehend auf dem rothen Felsen, alle Stämme der Menschen zusammen. Während unter seinem Schritt ein neuer Fluß hervorquillt, bricht er von dem Felsen ein Stück ab, modelt einen Pfeifenkopf daraus, steckt ein Binsenrohr daran, füllt die Pfeife mit Weidenrinde, bläst in den Wald, daß die sich reibenden Aeste Funken sprühen, und

„Aufrecht stehend auf den Bergen
Gitche-Manito, der Mächt'ge,
Rauchte seine Friedenspfeife
Als ein Zeichen für die Völker."

Hinab die Flüsse, hin über die Prairien eilen sie herbei, um die Worte des Gottes zu vernehmen, die Delawares und Mohawks, die Choctaws und Comanchen, die Shoshonies und die Schwarzfüße, die Pawnees und Omawhas, die Mandanen und Dacotahs, die Huronen und Ojibways. Mit tiefem, väterlichem Mitleid schaut Gitche-Manito auf sie hernieder, seine Kinder, die in ewigem Kampf und Haß einander zerfleischen. Mit inniger Liebe zählt er ihnen seine Wohlthaten auf, die doch jeden zufriedenstellen, jeden beglücken könnten.

„Warum seid ihr nicht zufrieden,
Warum hetzt ihr wild einander?
Ich bin satt des ew'gen Haders,
Satt des Kriegs und Blutvergießens,
Satt der Racheglutgebete,
Eures Ringens, eures Zankens;
Eure ganze Kraft ist Einheit,

Euer ganzes Uebel Zwietracht;
Haltet drum fortan den Frieden,
Lebt als Brüder miteinander!

Einen Seher will ich senden,
Einen Retter für die Völker,
Der soll leiten euch und lehren,
Soll mit euch sich müh'n und dulden;
Wenn ihr seinen Räthen lauschet,
Werdet ihr gedeih'n und blühen;
Wenn sein Warnen ihr mißachtet,
Werdet welken ihr und sterben." (Ges. I.)

Dieser verheißene Retter ist kein anderer, als Hiawatha, der Sohn des Mudjekeewis, des tapfern Helden, der den Bären der Berge erschlagen hatte und dafür zum Herrscher aller Himmelswinde erhoben worden war. Nur die Herrschaft des Westwindes behielt Mudjekeewis für sich und nannte sich als solcher Kapeyun; die anderen Winde gab er seinen Söhnen: dem jugendschönen Wabun den Ostwind, dem feisten und trägen Shawondasee den Südwind, dem grimmigen Kabibonoka den Nordwind. Die Schilderung der „vier Winde" (Ges. II) ist ein prachtvolles, mythologisch-dramatisirtes Naturgemälde. Vom Mond heruntergefallen zu einer Zeit, die niemand mehr kennt, gebar Nokomis eine Tochter, Wenonah, die auf der Prairie wie bleicher Sternenschimmer, wie blasser Mondesglanz emporblühte. Umsonst ward diese von der treuen Mutter vor Mudjekeewis, dem Westwind, gewarnt. Sie läßt sich von diesem bethören, gebiert ihm das Wunderkind Hiawatha, und stirbt dann, verstoßen, in Elend und Leid.

Obwohl der Mutter beraubt, so doch von der treuen Großmutter Nokomis liebreich auferzogen, gedeiht Hiawatha am See Gitche-Gumee und dessen Waldesufern zum muntern Knaben heran, lernt die Sterne und Geister kennen, die Fichten und ihre Sprache, das Wasser und seine Sprache, das Glühwürmchen und

den Mond, und den Regenbogen und die Eulen und Käuzchen des Waldes, aller Vögel Sprache, Sitten,

„Ihre Namen, ihr Geheimniß,
Wie das Nest sie bau'n im Sommer,
Wo sie sich im Winter bergen,
Schwatzt', wo er sie traf, mit ihnen,
Hieß sie Hiawatha's Schätzchen.

Aller Thiere Sprache lernt' er,
Ihre Namen, ihr Geheimniß,
Wie ihr Haus die Biber bauten,
Wo Eichhörnchen Eicheln bargen,
Wie das Rennthier lief so hurtig,
Wie so furchtsam das Kaninchen,
Schwatzt', wo er sie traf, mit ihnen,
Hieß sie Hiawatha's Brüder."

Die Erziehung vervollständigte der alte Wanderer und Geschichtenerzähler Jagoo, ein Freund der runzeligen Nokomis, indem er Hiawatha Bogen und Pfeile machte und ihn jagen lehrte. Seine „Schätzchen" und „Brüderchen", die Vögel und Eichhörnchen, verschonte der junge Waidmann, aber um so eifriger setzte er dem Rehbock nach und dem königlichen Hirsche (Ges. III). Zum Mann und zum gewaltigen Nimrod herangereift, zieht Hiawatha nun in die Berge, um seinen Vater Mudjekeewis über die Verstoßung seiner Mutter zu Rede zu stellen. Er vertraut der eigenen Kraft und seinen Pfeilen, mehr noch den Zauberhandschuhen, mit denen er Felsen zermalmen konnte, und seinen Mocassins oder Siebenmeilenstiefeln. Listig glaubt er Mudjekeewis das Geheimniß seiner Schwäche und Verwundbarkeit entlockt zu haben, verfolgt ihn drei Tage lang bis an die Westgrenze der Erde: da enthüllt sich ihm der Fliehende und doch nicht Erreichbare als unsterblicher, unbesiegbarer Gott und verleiht ihm zum Lohne seiner Tapferkeit, der Retter, Führer und Erzieher seines Volkes zu werden und nach Erfüllung dieser großen Aufgabe mit ihm selbst die Herr-

schaft des Westwindes zu theilen. Hiawatha zieht heim. Nur einmal hält er unterwegs, an dem Wasserfalle Minnehaha im Lande der Dacotahs, wo er sich Pfeile kauft und dabei in der Tochter des Pfeilspitzenschleifers die schöne Minnehaha (lachendes Wasser), seine künftige Braut, kennen lernt (Ges. IV). Nun beginnt die Ausführung seines großen, civilisatorischen Berufs — und zwar mit Fasten.

Sieben Tage und sieben Nächte hindurch, unter mancherlei Träumen und Visionen, fastet Hiawatha in einer Einsiedlerhütte am großen See. Täglich zeigte ihm die Natur neue Nahrung, der Wald sein Wild, die Wiese am Flußufer ihre Früchte, der Fluß seine Fische; aber er ruft zum großen Geist, ohne sein Fasten zu brechen: „Herr des Lebens! Sollte unser Leben von solchen Dingen abhängen?“

„An dem vierten Tag des Fastens
Lag er matt in seiner Hütte,
Von dem Bett aus Laub und Blättern
Schauend mit halboff'nen Augen,
Voll von Träumen und Gesichten,
Auf die glanzumschwomm'ne Landschaft,
Auf die tiefe Glut der Wasser,
Auf das Licht der Abendsonne.

Da kam auf ihn zu ein Jüngling,
In Gewanden grün und gelblich,
Schwebte durch die Purpurdämm'rung,
Grüne Federn auf der Stirne,
Und sein Haar war weich und golden.

Stehend an der off'nen Thüre,
Schaut' er lang auf Hiawatha,
Schaute liebend und erbarmend
Auf die abgehärmten Züge,
Und in Tönen, gleich dem Seufzen
Des Südwindes in den Wipfeln,
Sprach er: ‚O mein Hiawatha,
Dein Gebet erhört der Himmel;

Denn du flehst nicht wie die andern,
Nicht um größ're Kunst im Jagen,
Nicht um größ're List beim Fischen,
Nicht um den Triumph im Kampfe,
Nicht um Ruhm vor allen Kriegern,
Sondern um des Volks Gedeihen,
Um das Wohl der Nationen.'

Von dem Herrn des Lebens komm' ich,
Ich, der Menschen Freund, Mondamin,
Dich zu warnen, dich zu lehren,
Wie durch Kampf du und durch Arbeit
Das gewinnst, um was du flehtest;
Auf! von deinem Blätterlager,
Jüngling, auf, mit mir zu ringen!"

So ringt nun Hiawatha dreimal jeweilen bei Sonnenuntergang mit Mondamin. Am vierten Abend, dem letzten der Fastenzeit, erliegt dieser und wird von Hiawatha begraben. Aus seinem Grabe aber sprießt das erste der Geschenke, das durch ihn den Völkern zu Theil werden sollte: der Mais. Jedoch auch die Gaben, um die Hiawatha nicht gefleht, Geschick in Jagd, Fischfang und Kampf, soll er in reichem Maße erhalten (Ges. V). Allein zuvor wählt er sich zwei Freunde aus, den süßen Sänger Chibiabos, einen Orpheus und Troubadour, und Kwasind, einen Kraftmenschen, der seine Riesenstärke nicht recht zu gebrauchen weiß, aber unter Hiawatha's Leitung Nützliches leistet (Ges. VI). Mit diesen geht Hiawatha in den Wald. Die Birke muß ihre Rinde hergeben, die Ceder ihre Zweige, die Tanne ihre Wurzeln, die Fichte ihr Harz, das Stachelschwein seine Stacheln — und so baut Hiawatha das erste Canoe (Ges. VII). Auf dem Birkenboot die Fluten des Gitche-Gumee durchsteuernd, gewahrt er tief unten im Grunde das Ungeheuer Mishe-Nahma, den Stör, den König der Fische, und wirft seine Leine nach ihm aus. Aber der Stör ist schlau, er schickt erst Maskenozah, den Hecht, und dann Ugudwash, den Sonnfisch, um die Angelschnur zu zerreißen, und da der kühne Fischer

beide fängt und, die List bald bemerkend, die Leine abermals auswirft, erhebt sich Nahma ergrimmt vom Seesgrunde, schlägt das Boot um und verschlingt Boot und Fährmann in seinem Rachen. Unter dem Beistand Adjidaumo's, des Eichhörnchens, das mitverschlungen wurde, dreht Hiawatha jedoch das Boot quer im Bauche des Fisches und bearbeitet dann dessen Herz mit so wuchtigen Faustschlägen, daß das Ungethüm endlich todt ans Ufer sinkt. Aus der Grabeshöhle ruft der indianische Jonas seine Brüder, die „Seemöven“, herbei, die zwischen den Riesenrippen des Fisches Spalten picken und ihn aus seinem Grabe erlösen (Ges. VIII). Von Nokomis aufgefordert, zieht Hiawatha wider den Zauberer Megissogwon aus, den von Pechströmen und Feuerschlangen bewachten Manito des Glücks und Reichthums, und erlegt ihn mit drei Pfeilen (Ges. IX). Nach dem glücklich bestandenen Strauß aber, durch den der Vater der Nokomis gerächt ist, geht er in das Land der Dacotahs, um um die Hand der lieblichen Minnehaha zu freien. Der alte Pfeilschnitzer macht die Annahme der Werbung einzig von Minnehaha's Wunsch abhängig, und da diese schon beim ersten Besuche Hiawatha liebgewonnen, willigt sie gern ein (Ges. X). Bei dem Hochzeitsfeste, zu dem Großmütterchen Nokomis Stör und Hecht und Büffelschinken, Pemican und Büffellenden, Hirschkeulen und Bisonhöcker, Maiskuchen und wilden Reis, kurz den glänzenden Hochzeitsschmaus bereitet, thut sich außer dem jugendlichen Troubadour Chibiabos und dem greisen Geschichtenerzähler Jagoo besonders der lustige Kobold Pau-Puk-Keewis hervor. Dieser tanzt erst langsam schleichend wie ein Panther und dann wirbelnd wie die Windsbraut,

„Bis der Sand wie Spreu umherflog,
Wie ein Schneesturm durch die Landschaft,
Häufend Dünen an dem Ufer,
Nagow-Wudjoo, sandige Hügel.“

Chibiabos singt sehnsuchtsvolle Minnelieder (Ges. XI), und Jagoo erzählt die ganz besonders schöne Erzählung von Osseo, dem Abend-

stern (Ges. XII), eine indianische Romanze mit den wunderlichsten Verwandlungen.

Nachdem diese feierliche Hochzeit das Familienglück des großen Schiffers, Fischers, Jägers und Kriegers begründet und vollendet, tritt er, von den Göttern geleitet, als Lehrer der drei bedeutsamsten Künste des Friedens auf, nämlich des Ackerbaues, der Zeichenschrift und der Heilkunde. Durch nächtliches Wandeln um die Kornfelder befreit Minnehaha diese auf Hiawatha's Anweisung von Mehlthau, Würmern, Raupen, Heuschrecken, Spinnen und allem schädlichen Ungeziefer; Hiawatha aber vertreibt die Krähen und Raben und kettet den Rabenkönig Kahgahgee als Geisel für seine ganze Sippschaft an seinem Wigwam an (Ges. XIII). Zu dem Geschenk guter Feldwirthschaft gesellt der gottgesandte Seher dann die Kunst der Schriftsprache, welche die Erinnerung der Vergangenheit aufbewahrt und auch die Abwesenden untereinander verbindet (Ges. XIV).

„Zu der Zeit sprach Hiawatha:
‚Sieh! Wie alles welkt und schwindet!
Vom Gedächtniß uns'rer Greise
Schwindet großer Zeit Vermächtniß,
Kühner Krieger Heldenthaten,
Tapf'rer Jäger Abenteuer,
Alle Wissenschaft der Medas,
Aller Zauber der Wabenos,
All die Träume und Gesichte
Der Jossakeeds, der Propheten.

Helden sterben — man vergißt sie;
Weise sprechen, ihre Weisheit
Stirbt im Ohr, das sie vernommen,
Kommt nicht hin zu den Geschlechtern,
Die, noch ungeboren, warten
Im geheimnißvollen Dunkel
Auf der Zukunft stumme Tage.

Auf dem Grabpfahl uns'rer Väter
Steh'n nicht Zeichen, steh'n nicht Bilder;

Wer drin liegt, wir wissen's nimmer,
Wissen nur: es sind die Väter.
Welchem Stamme, welcher Sippe,
Welchem altehrwürd'gem Totem,
Ob dem Adler, Bären, Biber
Sie entstammten, weiß man nimmer,
Weiß nur: es sind uns're Väter.

‚Können Aug' in Aug' wir reden,
Können wir's nicht in die Ferne,
Können keine Stimme senden
Zu den weitentleg'nen Freunden,
Nicht geheime Botschaft schicken,
Ohne daß der Bote hört sie,
Sie verfälschen kann, verrathen,
Sie enthüllen auch vor andern.'

So sprach Hiawatha, wandelnd
In der Einsamkeit des Waldes,
Sinnend, brütend in dem Walde
Von der Wohlfahrt seines Volkes.

Aus der Tasche zog er Farben,
Stücke von verschied'nen Farben,
Auf der Birke glatte Rinde
Malt' er Formen und Figuren,
Formen, wunderbar und seltsam,
Und bedeutungsvoll war jede,
Eines Worts, Gedankens Sinnbild.

Gitche=Manito, der Mächt'ge,
Er, des Lebens Herr, gemalt war
Als ein Ei, das Spitzen ausstrahlt
Hin zu den vier Himmelswinden.
Ueb'rall ist der Geist, der große,
Sollte dieses Zeichen sagen.

Mitche=Manito, der Mächt'ge,
Der furchtbare Geist des Bösen,

War gemalt als eine Schlange.
Ränkevoll und gar verschlagen,
Kriechend ist der Geist des Bösen,
Sollte dieses Zeichen deuten.

Leben, Tod zog er als Kreise,
Weiß das Leben, schwarz der Tod war.
Sonn' und Mond und Sterne malt' er,
Mensch und Thier, Fisch und Gewürme,
Wälder, Berge, See'n und Flüsse.

Erde war ein grader Strich ihm,
Und ein Bogen drauf der Himmel,
Tag, wenn weiß der Raum dazwischen,
Nacht, wenn sternbesät der Raum war.
Morgen war ein Punkt zur Linken,
Abend war ein Punkt zur Rechten,
Mittag war ein Punkt darüber,
Für Gewölk und Regenwetter
Zog er Wellenlinien nieder.

Eine Fußspur nach dem Wigwam
Lud dahin als Gast zu kommen,
War ein Zeichen zur Versammlung.
Blut'ge, ausgestreckte Hände
Waren Zeichen der Zerstörung,
Zeichen und Symbol der Feindschaft.

All das zeigte Hiawatha
Seinem hocherstaunten Volke." (Ges. XIV.)

Aber schon längst hatten die bösen Geister die Thätigkeit Hiawatha's nur mit Furcht und Mißgunst gesehen. Sie entrissen ihm jetzt seinen lieben Freund Chibiabos in der Blüte der Jugend; doch auch dies Leid entbehrt nicht günstiger Folgen. Vermag Hiawatha den Freund nicht ins Leben zurückzurufen, so verhilft er ihm doch durch die Todtenklage zur Ruhe im Jenseits

und wendet sich, heimkehrend von des Sängers Grabe, mit emsigen Fleiße der Heilkunde zu (Ges. XV).

Inzwischen hat aber der Hanswurst Pau-Puk-Keewis Hiawatha's Abwesenheit dazu benützt, um im Lande der Ojibways alle erdenklichen tollen Streiche anzurichten. Er lehrte die Leute Karten spielen, gewann ihnen in kurzer Zeit Hab und Gut ab und erspielte sich sogar Jagoo's Neffen Meshinauwa zum Sklaven. Des Tages unthätig umherschlendernd, trifft er auch eines schönen Morgens auf die leere Hütte Hiawatha's, befreit Kahgahgee, den König der Raben, wirft in dem wohlgeordneten Haushalt der emsigen Nokomis alle Kessel, Geschirre, Decken und Kleider wirr drunter und drüber und zieht dann in fröhlichem Uebermuth singend in die Berge (Ges. XVI). Aber der erzürnte Hiawatha kehrt früh genug zu seinem Wigwam zurück, um die Spur des frechen Störenfrieds zu finden. Er jagt ihm nach über Berg und Thal und Fels und Wald bis an den Biberbau, in welchem Pau-Puk-Keewis nach vorsichtiger Berathung des Bibervolkes Aufnahme gefunden. Die übel angebrachte Gastfreundschaft soll indes den Bibern nicht zum Heile gereichen. Ihr Bau wird von Hiawatha's Mannschaft belagert und eingenommen und Pau-Puk-Keewis selbst mit Keulen erschlagen. Umsonst fährt die Seele des unverwüstlichen Lustigmachers in den Leib eines wilden Schwanes: er schaut im Flug mit den Wildschwänen zu viel auf die Erde, taumelt herab und fällt abermals in Hiawatha's Hände; umsonst verwandelt er sich nun in eine Schlange und schlüpft in einen hohlen Eichbaum hinein: Hiawatha verfolgt ihn unverdrossen und fällt die Eiche unter wuchtigen Streichen; umsonst kehrt er in seine frühere Menschengestalt zurück und versteckt sich bei dem alten Berggeist in den düstern Höhlen seiner Felsen: Hiawatha beschwört Gewitter und Erdbeben über den Berg,

„Und der Donner, Annemekee,
Dröhnte nieder in die Höhlen,
Rufend: ‚Wo ist Pau-Puk-Keewis?‘
Und die Felsen stürzten nieder;

Todt in ihren Felsentrümmern
Lag der schlaue Pau-Puk-Keewis,
Lag der schöne Yenadizze,
Todt in seinem Menschenleibe.

Aus war's mit den Abenteuern,
Aus mit Streichen und mit Sprüngen,
Aus mit seiner List und Schlauheit,
Aus mit Spielen und mit Tanzen." (Ges. XVII.)

Nach diesem Triumph des Lebensernstes und der männlichen Bildung über den ungezügelten Kindeshumor des Urwaldes und die Neigungen des kindischen Indianers zu falscher Cultur, Hazardspiel und Luxus, steht Hiawatha als ziemlich unbeschränkter Herrscher da, und seine Sendung ist nahezu erfüllt. Denn auch er ist ein Sterblicher; der von der Gottheit ihm gewordene Auftrag beschränkt sich auf die Grenzen einer immerhin noch untergeordneten Culturstufe und enthebt ihn keineswegs den Leiden, denen jeder Mensch verfallen ist. Nachdem die bösen Geister ihm schon zuvor seinen Freund Chibiabos vorzeitig dahingerafft, bringt das heimtückische Völklein der Puk-Wudjies, der Kobolde und Zwerge, auch seinen andern Freund, Kwasind, ums Leben (Ges. XVIII). Dann wird sein stiller, friedlicher Wigwam den ganzen Winter über jeden Abend, allerdings nur zur Prüfung und Belehrung, von den Geistern der Abgeschiedenen beunruhigt (Ges. XIX). Und kaum haben die schöne Minnehaha und die Großmutter Nokomis diese Prüfung mit unverdrossener Geduld bestanden, Hiawatha aber von den Geistern die Schicksale der Abgeschiedenen nach dem Tode und die ihnen entsprechenden Todtengebräuche kennen gelernt, da bricht die Hungersnoth aus, ein Feind, dem die Hiawatha mitgetheilte Cultur noch in keinerlei Weise gewachsen ist. Mannshoher Schnee hat alles überdeckt; fruchtlos irrt der Jäger durch den pfadlosen Wald; umsonst ruft er in glühendem Gebete zum großen Geiste um Nahrung, um sich und seine geliebte Gattin zu retten: aus dem schweigsamen Wald hallt nur das

trostlose Echo ihres Namens wieder. Das tödtliche Fieber rafft sie dahin und sieben Tage und sieben Nächte hält Hiawatha Trauer und Todtenwache an ihrem Leichnam (Ges. XX).

„‚Gitche-Manito, du Mächt'ger!‘
Schrie er mit erhob'nem Antlitz
In der bittern Leidensstunde,
‚Gib den Kindern Nahrung, Vater!
Gib uns Nahrung — sonst vergeh'n wir!
Gib mir Brod für Minnehaha,
Die mir stirbt, für Minnehaha!‘

Durch den Wald, der weithin schallte,
Durch den Wald, den weiten, öden,
Klang sein Wehruf der Verzweiflung.
Doch zu ihm drang keine Antwort,
Als das Echo seines Rufes,
Als der Wiederhall des Waldes:
‚Minnehaha! Minnehaha!‘

Und den ganzen Tag durchstreifte
Hiawatha Wald und Wildniß,
Sie, durch deren Schattenhaine
Er in schönen Sommertagen,
In dem nie vergess'nen Sommer,
Heimgeführt die junge Gattin
Aus dem Lande der Dacotahs,
Als im Busch die Vögel sangen,
Bäche schimmerten und lachten,
Süßer Duft die Luft durchhauchte
Und die holde Minnehaha
Zu ihm sagte ohne Zittern:
‚Ich will folgen dir, mein Gatte!‘

In dem Wigwam, mit Nokomis,
Mit den düstern Schreckensgästen,
Mit dem Hunger und dem Fieber,
Lag sie nun, die Heißgeliebte,
Lag sie sterbend, Minnehaha.

‚Horch!‘ sprach sie, ‚ich hör' ein Rauschen,
Hör' ein Brausen und ein Rauschen,
Hör' den Fall des Minnehaha
Zu mir dringen aus der Ferne!‘ —
‚Nein, mein Kind!‘ sprach da Nokomis,
‚'s ist der Nachtwind in den Föhren.‘ —
‚Schau!‘ sprach sie, ‚ich seh' den Vater
Einsam an der Thüre stehen,
Winken mir aus seinem Wigwam
In dem Lande der Dacotahs.‘ —
‚Nein, mein Kind!‘ sprach da Nokomis,
‚'s ist der Rauch, der wallend winkt dir!‘ —

‚Weh'!‘ sprach sie, ‚des Pauguk Augen
Starren auf mich aus dem Dunkel;
Fühle seine eis'gen Finger
Meine fassen in dem Dunkel,
Hiawatha! Hiawatha!‘

Und es hörte Hiawatha
Trostlos mitten in den Wäldern,
Meilenfern im Schoß der Berge,
Diesen jähen Schrei des Schmerzes,
Hörte Minnehaha's Stimme
Aus der Todesnacht ihn rufen:
‚Hiawatha! Hiawatha!‘

Ueber pfadlos weites Schneefeld,
Unter schneebelad'nen Zweigen,
Heimwärts eilte Hiawatha,
Leerer Hand und schweren Herzens,
Hört' Nokomis stöhnen, jammern:
‚Wahonomin, Wahonomin!
Hätt' ich für dich sterben können!
Läg' ich todt an deiner Seite!
Wahonomin, Wahonomin!‘
Und er stürzte in den Wigwam,
Sah Nokomis geh'n, die Alte,

Langsam auf und ab und klagen,
Sah die traute Minnehaha
Kalt und leblos vor sich liegen.
Und ihm brach das Herz im Busen
Und stieß einen Schmerzensschrei aus,
Daß der Wald tiefschaudernd ächzte,
Daß die Sterne selbst am Himmel
Zuckten, zitterten vor Schmerzen.

Stumm und still dann saß er nieder
An dem Lager Minnehaha's,
Zu den Füßen Lachend-Wassers,
Zu den treuen Füßen, die nun
Nimmer ihm entgegeneilen,
Nimmer flink ihm folgen sollten.

Das Gesicht mit beiden Händen
Deckend, saß er sieben Tage,
Sieben Nächte da wie leblos,
Sprachlos, regungslos, nicht wissend,
Ob es tag sei oder dunkel.

Dann begrub man Minnehaha;
In dem Schnee ward sie begraben,
In dem Walde tief und dunkel,
Unter traurig stillen Tannen,
In den reichsten Schmuck gekleidet,
Angethan mit Hermelinen;
Schnee fiel drüber, hermelingleich:
So begrub man Minnehaha.“ (Ges. XX.)

Die Schreckensherrschaft Peboans, des Winters, wird endlich von dem lieblichen Jüngling Segwun, dem Frühling, gebrochen. Sorgenvoll tritt Hiawatha aus seiner Hütte hervor. Das Volk, das die überstandene Noth bald vergessen, schaart sich neugierig um Jagoo, der, aus dem Osten heimgekehrt, neue Wunderdinge zu erzählen weiß. Ein Wasser hat er gesehen, größer als der See Gitche-Gumee, so bitter, daß man davon nicht trinken kann. Und darauf

sah er ein geflügeltes Canoe, höher als die höchsten Föhren, und aus dem Canoe kam Blitz und Donner, und als es ans Land fuhr, stiegen hundert Krieger ans Land mit weißen Gesichtern und mit Haaren ums Kinn. Alles Volk lacht über diese Nachrichten und hält sie für Aufschneiderei des alten Geschichtenerzählers. Nur Hiawatha lacht nicht, sondern erklärt Jagoo's Erzählung für volle Wahrheit.

„Was Jagoo sagt, ist Wahrheit.
Alles schaut' ich im Gesichte,
Sah das große Boot mit Flügeln,
Sah das Volk mit weißem Antlitz,
Sah das Kommen dieses bärt'gen
Volks auf holzgebauten Schiffen,
Aus dem fernen Reich des Aufgangs,
Aus dem lichten Lande Wabun.

Gitche-Manito, der Mächt'ge,
Er, der große Geist, der Schöpfer,
Schickt hierher sie als Gesandte,
Schickt sie uns mit seiner Botschaft.

— — — — — — — — — — —

Laßt willkommend uns die Fremden
Drum als Freunde, Brüder grüßen,
Und des Herzens Freundeshandschlag
Ihnen geben, wenn sie kommen.
Gitche-Manito, der Mächt'ge,
Sprach zu mir so im Gesichte.

Ich sah auch in dem Gesichte
Die Geheimnisse der Zukunft,
Ferner Tage, die einst kommen,
Sah zum fernen Westen wandern
Unbekannte Völkerschaaren:
All das Land war voll von Leuten,
Ruhlos, kämpfend, wirkend, ringend,
Viele Sprachen redend, und doch

Schlug ein Herz in aller Busen.
Durch die Wälder klang ihr Axtschlag,
Städte rauchten in den Thälern;
Hin durch alle Seen und Flüsse
Brausten ihre Donnerboote.

Dann zog vor mir hin ein trübes
Bild dahin, gleich einer Wolke;
Sah zerstreut all uns're Stämme,
Ganz vergessend meine Räthe,
Sich einander kämpfend schwächen,
Sah die Reste uns'res Volkes
Westwärts flieh'n wild und voll Jammer,
Wie des Sturmes Wolkenflocken,
Wie des Herbstes falbe Blätter." (Ges. XXI.)

Der Kummer, den diese Vision in Hiawatha erwecken mußte, floh indes von seiner Stirn, als ein strahlender Sommermorgen seine Hütte umleuchtete und der goldene Schwarm der Ahmos (Bienen) erschien, der nach der Prophezeiung die Ankunft der Weißen verkündigen sollte. Weit geöffnet breitete er seine Arme der Sonne entgegen, die sich glühend in der ruhigen Fläche des Sees spiegelte. Ueber das Wasser schwebend, schwimmend, nahte aus fernem Nebel eine noch unerkennbare Gestalt. Sie kommt immer näher und näher. — — Kein Taucher ist's, kein Pelikan, kein Reiher — — immer deutlicher erkennbar naht ein Birkenboot, von hurtigen Rudern herangeschnellt, es sind die weißen Männer aus dem Lande Wabun.

„Da der edle Hiawatha
Streckte hoch empor die Hände,
Hoch empor zu frohem Willkomm,
Harrte, voll von Freud' und Jubel,
Bis das Canoe mit den Rudern
Knirschte auf den hellen Kieseln
Und am sand'gen Ufer auffuhr,
Bis das Bleichgesicht, der Schwarzrock,

Mit dem Kreuz auf seinem Busen,
Landete am sand'gen Ufer.

Dann der frohe Hiawatha
Schrie vor Jubel und sprach also:
,Herrlich ist die Sonn', o Fremde,
Da ihr kommt zu uns so fernher!
Unser Dorf harrt eurer friedlich,
Alle Thüren steh'n euch offen:
Kommt herein in uns're Wigwams,
Nehmet unsern Freundeshandschlag [1].

Nimmer blüht' so froh die Erde,
Nimmer schien so licht die Sonne,
Wie sie heute glüh'n und blühen,
Da ihr kommt zu uns so fernher.
Nie war unser See so ruhig,
Nie so frei von Sand und Klippen;
Euer Birkenboot im Fahren
Räumte Klippen weg und Sandbank!

Nie zuvor hatt' unser Tabak
Einen Duft so süß und lieblich,
Uns'rer Felder breite Blätter
Waren nie so schön zu schauen,
Als sie scheinen uns heut' Morgen,
Da ihr kommt zu uns so fernher!'

Antwort gab der Schwarzrock-Häuptling,
Etwas stottert' er im Sprechen,
Redend ungewohnte Worte:
,Friede mit dir, Hiawatha,
Friede dir und deinem Volke,
Friede in Gebet und Gnade,
Friede Christi, Trost Maria's!'

---

[1] Longfellow folgt hier der Schilderung, welche P. Marquette S. J., der erste Erforscher des Mississippi, von seinem Empfang bei den Illinois gibt, und verweist auf dessen Voyages et Découvertes. Sect. V.

Dann der edle Hiawatha
Führt' die Fremden in den Wigwam,
Hieß auf Felle sie sich setzen,
Bisonfelle, Hermeline;
Sorglich Mütterchen Nokomis
Brachte Speis' in Lindenschüsseln,
Wasser auch in Birkenbechern,
Calumet, die Friedenspfeife,
Voll und brennend, gleich zu rauchen.
Alle Greise in dem Dorfe,
Alle Krieger aus dem Stamme,
Alle Jossakeeds, Propheten,
Alle Zauberer, Wabenos,
Und die Medas, die Heilkund'gen,
Kamen zum Willkomm der Fremden.
‚Gut ist's,' sagten sie, ‚o Brüder,
Daß ihr kommt zu uns so fernher!'

Und im Kreise um die Thüre
Saßen still sie mit den Pfeifen
Harrend, anzuschau'n die Fremden,
Harrend, zu empfah'n die Botschaft;
Bis das Bleichgesicht, der Schwarzrock,
Kam heraus, um sie zu grüßen;
Etwas stottert' er im Sprechen,
Redend ungewohnte Worte.
‚Gut ist's,' sagten sie, ‚o Bruder,
Daß du kamst zu uns so fernher!'

Dann verkündete der Schwarzrock,
Der Prophet, dem Volk die Botschaft,
Sprach vom Zwecke seiner Sendung,
Von der heil'gen Magd Maria
Und von ihrem Sohn, dem Heiland,
Wie in fernem Land vor Zeiten
Er gelebt, wie wir, auf Erden,
In Gebet, Arbeit und Fasten,
Wie der Stamm dann der verworf'nen

Juden schmählich ihn verhöhnet,
Ihn gegeißelt, ihn gekreuzigt,
Wie er aufstand von dem Grabe,
Wieder mit den Jüngern lebte
Und dann auffuhr in den Himmel.

Und die Häuptlinge drauf sprachen:
‚Lauschend hörten wir die Botschaft
Und vernahmen weise Worte,
Wollen ernstlich sie erwägen.
Gut ist es für uns, o Brüder,
Daß ihr kommt zu uns so fernher!'

Dann sie standen auf und gingen
Jeder heim in seinen Wigwam,
Und den Jünglingen und Weibern
Brachten sie der Fremden Botschaft,
Die der Herr des Lebens sandte
Aus dem lichten Lande Wabun."

Jetzt ist Hiawatha's Sendung erfüllt. Er nimmt Abschied von der alten Nokomis und von den Kriegern, den Männern und Jünglingen seines Stammes, und empfiehlt ihnen allen noch einmal die weißen Gäste, die der Herr des Lebens gesandt. Im Strahl der Abendsonne besteigt er sein Canoe und fährt den Fluß hinab auf die lange, lange Reise. Lebewohl! ruft ihm das ganze Volk vom Strande her zu, Lebewohl! der Wald, Lebewohl! die Wogen am Ufer, Lebewohl! die Reiher im Fennland.

„So verreiste Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In der Pracht der Abendsonne,
In dem Purpurduft des Abends,
Zu dem Land des Heimatwindes,
Keewaydins, des Nordwestwindes,
Zu den Inseln der Glücksel'gen,
Zu dem Königreich Ponemah,
Zu dem fernen Land des Jenseits."

Das ist den Hauptzügen nach der Inhalt und Verlauf dieser nordamerikanisch-indianischen Edda, wohl des vollendetsten Kunstwerks, das Longfellow hervorgebracht. Was der Prolog verspricht, erfüllt das Gedicht in reichem Maße. Es vereinigt vor allem die reichsten und mannigfaltigsten Bilder nordamerikanischer Landschaft, Flora und Fauna zu einem großen, poetischen Naturgemälde, das den Charakter des fremdartigen und doch in Manchem den Ländern Mitteleuropa's so ähnlichen Festlandes mit überraschender Treue und Vollständigkeit vorführt. Aber nicht im Stile einer Reisebeschreibung, nicht in der den meisten Romanen eigenthümlichen Kleinmalerei. Dies große Naturbild ist zum Theil, wie in den alten Heldengedichten des Nordens, in lebendige, mythologische Kosmogonie verwandelt; Jahreszeiten, Wind und Wetter, Berge und Wogen, Pflanzen- und Thierwelt treten sagenhaft personificirt mit ein in die Handlung — kein gemalter, sondern ein lebendiger, dramatischer Hintergrund, der den Charakter des Beschreibenden fast völlig abgelegt hat.

Auf diesem bewegten Naturbild treten der Held und die übrigen Hauptpersonen des Gedichtes klar, bestimmt und lebensvoll hervor, wie die Hauptfiguren eines Gemäldes. Und dieser Held ist keine willkürliche Erfindung. Es ist der Heros der Indianersage, ohne Abschwächung, ohne Uebertreibung, der große Jäger, Fischer, Krieger, aber vor allem der große Häuptling und Mann des Rathes, der unheilvoller Fehde ein Ende macht, die Friedenspfeife von Stamm zu Stamm reicht, und unter ihrem Schutz die Künste des Friedens lehrt, deren die Indianerstämme Nordamerika's sich freuten. Geht auch da und dort ein Zug der Charakteristik oder der Handlung über die Culturstufe dieser Stämme hinaus oder ist er durch berechtigte Fiction auf alle übertragen, so trägt das ganze Gemälde doch das Gepräge der Wahrheit und der innern Harmonie. Gleichwie Hiawatha, sind auch die schöne Minnehaha, das alte Mütterchen Nokomis, der liebliche Sänger Chibiabos, der Kraftmensch Kwasind, der Geschichtenerzähler Jagoo, der Nichtsnutz Pau-Puk-Keewis lauter echt indianische Figuren vom

Scheitel bis zur Zehe und mit Rücksicht auf die Handlung trefflich gewählt. In echt homerischer Weise entwickeln sie sich aus der Fabel selbst heraus, motiviren deren Verwicklung und malen sich selbst in ihrem Reden und Handeln. Wahrhaft meisterhaft ist der vertraute Umgang dieser kindlichen Naturmenschen mit der sie umgebenden Natur gezeichnet, nicht weniger glücklich ihr damit zusammenhängender Aberglaube und die phantastische Märchenwelt, mit der sie ihr ganzes Leben und Treiben umgaben.

So viel kindliche Naivetät der Dichter jedoch in der Darstellung von Hiawatha's Erziehung, Hochzeit und Abenteuern an den Tag legt, so köstlich der Humor ist, mit dem er die tollen Streiche und Verwandlungen des Pau-Puk-Keewis schildert, ihm sind das nicht eitle Kindermärchen und Metamorphosen. Verstand und Herz beherrschen das bunte Bilderbuch der Phantasie. Er gibt uns in diesen wechselnden Bildern die Leiden und Freuden, die Religion und Geschichte, die Sitten und Gebräuche, die Cultur und das Leben eines ganzen Volkes, das in seiner Art wieder zum Spiegelbild der ganzen Menschheit wird. Das Lied von Hiawatha ist das Epos seines Volkes, das so gut wie Ilias oder Odyssee alle Hauptmomente des Menschenlebens zur Darstellung bringt, so gut wie diese, ja in viel schönerer Weise, Leid und Freud der Menschheit in ihrem Zusammenhang mit den Plänen und Absichten der Gottheit, mit der sittlichen Weltordnung dichterisch entwickelt. Wie Longfellow mit zarter Liebe alle Züge gesammelt hat, die uns den Indianer als Freund und Bruder näher rücken, so läßt er durch den phantastischen Blumenkranz der Indianersage die erleuchtenden und erfreuenden Strahlen christlicher Weltanschauung durchblitzen. Unvermerkt erinnert er uns daran, daß diese Indianerstämme, auch in der dunklen Nacht des Heidenthums, noch unter der väterlichen Sorge Gottes standen; daß all ihre natürlichen Eigenschaften dahin zielten, sie einst dem Gottesreiche Jesu Christi einzugliedern; daß ihre wenn auch niedrige Cultur sie vorbereiten sollte auf die Segnungen des Christenthums; daß über ihrem Untergang ein unerforschlicher Rathschluß des allweisen,

allgütigen und allgerechten Gottes waltet. Diese christlichen Lichtgedanken verleihen den Naturgemälden und der Sagenwelt der Dichtung eine Bedeutung, die ihnen das „Reinmenschliche“ nie zu geben im Stande wäre. Ohne sie wäre diese ganze „Edda“ ein zwar schönes, aber trostloses Spiel der Phantasie, das erschreckende Bild einer menschlichen Welt, die ohne Grund ins Dasein getreten, ohne Grund wieder entschwunden ist — ein blinder Hokuspokus des blinden Zufalls.

Bald nach dem Erscheinen des Gedichtes beschäftigten sich die Kritiker eifrig mit der Frage, wo Longfellow Stoff, Plan und Motive desselben geschöpft haben könne, obwohl er selbst in einer kurzen Vorrede und mehreren Anmerkungen auf die ethnographischen Forschungen Schoolcrafts als seine Realquellen verwiesen hatte. Man ging sogar so weit, ihm alle Originalität absprechen zu wollen, und erinnerte zu diesem Zweck an die altfinnische Volksdichtung „Kalevala“, welche zur Ausführung des längst gehegten Planes den letzten, mächtigsten Anstoß gab. In der That weist dieses Epos höchst bedeutsame Analogien zu Hiawatha auf. Allein wenn auch dasselbe dem Dichter in manchen Theilen vorgeschwebt haben mag, so ist sein Gedicht davon doch weit verschiedener, als die Aeneide von der Iliade und Odyssee, und ganz und gar sein eigen. Er hat sich nicht mehr davon beherrschen lassen, als von der Edda, von den Gedichten Homers, von Ovids Metamorphosen oder Calderons herrlichen Naturschilderungen. In epischer Einfachheit nähert er sich den großen Volksdichtungen des Nordens; in dramatisch-lebendiger, kunstvoller Durchführung der Handlung ist eine innige Vertrautheit mit Homer und den Alten erkennbar; an tiefem, innigem Naturgefühl ist Longfellow ein Bruder der deutschen Romantiker; wir wüßten indes kaum ein Werk der letztern, in welchem der christliche Geist, das germanische Naturgefühl und die classische Formvollendung, der Zauber einer phantastischen Märchenwelt und die Einheit eines klaren epischen Planes sich zu so schöner Harmonie verschmolzen hätten, wie in Hiawatha.

12. Miles Standish' Brautfahrt. Die Neu-England-Tragödien.

1856—1867.

Mit Hiawatha war der Boden einer specifisch amerikanischen Epik betreten. Es scheint, als hätte der Dichter Lust gehabt, gerade auf diesem Gebiete weiterzufahren und das Nationale zum Hauptgegenstand seiner Muse zu machen; denn schon im folgenden Jahr begann er eine kleinere Epopöe, welche sich dem Stoffe nach geschichtlich an Hiawatha anschließt und welche im April 1858 vollendet erschien. Auf die Indianer-Epoche der amerikanischen Geschichte und die ersten französischen Kolonisationsversuche folgt ja unmittelbar die Epoche der Pilgerväter, d. h. jener puritanischen Kolonisten, welche, um ihres Glaubens willen aus England vertrieben, sich erst in Holland ansiedelten, dann nach verschiedenen Wechselfällen auf dem berühmten Schiff „Maiblume" nach Amerika segelten und in den Kolonien Plymouth und Salem die ersten Grundsteine des späteren Neu-England legten. Der excentrische, schwärmerische Geist dieser Puritaner, der abenteuerliche Charakter ihrer Führer, ihr Loos als Verbannte, ihre jüdisch-demokratische Verfassung, ihre Streithändel mit aller Welt, ihre unsäglichen Leiden, Mühen und Gefahren zu Land und zu Wasser, ihre Reibereien mit andern protestantischen Theologien, ihre Bedrückung durch königliche Beamte, ihre Indianerkämpfe, ihre inneren Zwistigkeiten, ihre Entbehrungen in einem öden, wilden Lande fern von der Heimat überm Ocean, ihr religiöser Fanatismus, durch den sie sich in all diesen Schwierigkeiten aufrecht erhielten, und ihre unbesiegliche Energie, durch die sie Stammväter des heutigen Nord-

amerika geworden sind — das alles zusammen, an sich ein wahrer Roman, bot gewiß reichlichen Stoff zu einem nationalen Epos. Dazu hatte die mündliche Ueberlieferung die Geschichte der Pilgerväter mit einem ganzen Netz von Sagen und Erinnerungen umwoben. Ihr „Pilgertag", d. h. der 11. December (an dem sie in Amerika gelandet), war zum Nationalfest geworden; mit ihren Reliquien wurde ein förmlicher Cult getrieben. Da war noch der Stein, den die „Pilgerväter" bei ihrer Landung zuerst betreten; das Petschaft, das der erste Gouverneur gebraucht; der Zinnteller, von dem das erste in der Kolonie geborene Töchterchen, Peregrine White, gegessen; das Schwert, mit dem der Brewster der Aeltere den Indianerkönig Philipp erschlagen. Dem englischen Geologen Lyell, der 1845 die Neu-England-Staaten bereiste, wurde ein solches Möbelmagazin von Tischen und Stühlen gezeigt, die in der „Maiblume" gestanden haben sollten, daß er bezweifelt, ob ein großes Kriegsschiff zu deren Transport hinreichend gewesen wäre. Ungeachtet dieser einladenden Verbindung von Nationalsage und Nationalgeschichte, von Nationalgefühl und Nationalandacht, behandelte Longfellow den ausgiebigen Stoff nicht von der erhaben-pathetischen, sondern von der idyllisch-gemüthlichen, nahezu humoristischen Seite.

Nicht zu den geringsten Prüfungen dieser vielgeprüften Stammväter Nordamerika's gehörte es, daß wenige Monate nach ihrer Landung im Jahre 1620 der Tod schon mehrere ihrer Gattinnen beraubte, so ihre politischen Führer Winslow und Allerton, und auch ihren militärischen Anführer, den strammen Capitän Miles Standish, der damals etwa 43 Jahre zählte und im Volksmund den Spitznamen Capitän Knirps (Captain Shrimp) erhalten hatte. Kaum vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau Rosa Standish (sie starb am 29. Januar 1621) bewarb sich der tapfere, aber höchst uncivilisirte und originelle Degen um die Hand der Jungfer Priscilla Mullins, die wenig Tage vorher ihren Vater verloren hatte. Sei es nun, daß Priscilla zu feinfühlig war, um einen Wittwer so unmittelbar am Grabe seiner Gattin zu

heiraten, oder daß sie den bärenhaften Capitän verabscheute, oder daß dieser eine große Unvorsichtigkeit beging, indem er den schönen John Alden, den jüngsten der Maiblumenfahrer, als Brautbewerber in seinem Namen zu ihr schickte, — genug, Priscilla wollte von dem tapfern Eisenfresser nichts wissen, und sagte dem Brautbewerber, der ehrlich alle persönlichen und unpersönlichen Vorzüge seines Auftragstellers ins hellste Licht zu setzen strebte: „Aber John, warum sprichst du nicht lieber für dich selbst?“ Was sich der glückliche John Alden nicht zweimal sagen ließ, sondern zum großen Aerger und Grimm des Capitäns die schöne Priscilla Mullins selbst heimführte. Nach drei Jahren kam auch der Kriegsheld wieder zu einer Frau und scheint sich mit John Alden versöhnt zu haben. Gemäß der Pilgersage soll John Alden seine Braut, als Königin Bertha, in Ermangelung eines Pferdes auf einem Ochsen nach Hause geführt haben.

Den köstlichen Humor dieser komischen Geschichte hat Longfellow nicht wenig dadurch erhöht, daß er John Alden (seinen eigenen Vorfahren mütterlicherseits) zum liebenswürdigsten Jüngling, zu einem vollständigen Gegenstück des verwetterten Capitäns ausmalt, ihn nicht nur zum Freunde, Factotum und Geheimschreiber desselben macht, sondern ihn auch zugleich selbst an die Hand der Priscilla denken läßt. Da sitzen sie beisammen in Standish' Zimmer. Gestiefelt und gespornt, langt der rothbärtige Kriegsheld aus seiner Bibliothek, die nur aus drei Büchern besteht, nach einiger Ueberlegung endlich den Cäsar herunter und liest, während der junge Alden am Tisch eben an Priscilla schreibt.

„Nichts erscholl im Gemach, als die eilige Feder des Burschen,
Oder aus kämpfender Brust vereinzelte Seufzer des Hauptmanns,
Da er die Worte so las und die Wunderthaten des Cäsar.
Bald drauf rief er aus, indem mit der Hand er gewaltig
Schlug herab auf das Buch: ‚Ein herrlicher Mann war der Cäsar!
Du bist ein Schreiber und ich bin ein Krieger, doch hier ist ein Bursche,
Der war Schreiber und Held, und war in beidem gleich tüchtig!‘

Ihm antwortete drauf John Alden, der liebliche Jüngling:
‚Wohl! Es ist, wie ihr sagt, er führte das Schwert wie die Feder;
Ich las einst, wo weiß ich nicht mehr, er konnte dictiren
Sieben Briefe zugleich und schrieb dazu die Memoiren.‘
‚Traun!‘ fuhr fort der Hauptmann, nicht hörend, noch achtend des andern,
‚Traun! Ein herrlicher Mann war Cajus Julius Cäsar.
Lieber der Erste, sprach er, im kleinsten iberischen Dorfe,
Als der Zweite in Rom — und ich glaube, daß völlig er Recht hat.
Tausend Städte er nahm, fünfhundert Gefechte bestand er;
Auch er[1] focht in Flandern, wie er es selbst hat verzeichnet;
Endlich ward er erdolcht von dem Redner Brutus, dem Freunde.
Weißt du nun, was er that — es war eines Tages — in Flandern,
Als der Nachtrab des Heeres und die Front gleichzeitig zurückwich,
Und die Legion Zwölf so eng zusammengedrängt war,
Daß für die Schwerter kein Raum? Da riß er dem Nächsten den Schild weg,
Stellte sich vorn an das Heer und commandirte die Hauptleut',
Jeden beim Namen genannt, voran die Banner zu tragen,
Dann zu lichten die Reih'n und Raum den Waffen zu geben.
So gewann er den Tag, die Schlacht von So — — oder — — Anders.
Ganz wie immer ich sag': Willst du gehörig bedient sein,
Mußt du selber es thun und es nicht andern belassen!“

Nach diesen und verschiedenen andern Umwegen rückt Standish endlich mit der Sprache heraus und verlangt von Alden, daß dieser für ihn den Brautwerber bei Priscilla mache. Wie ein Blitz fällt der Auftrag in Aldens feinfühlendes Herz: hier seine alte Freundschaft für den verdienten Hauptmann, dort seine stille Liebe zu Priscilla — wofür soll er sich entscheiden? Umsonst sucht er auszuweichen und nimmt Standish mit seiner eigenen Maxime beim Wort:

„Willst du gehörig bedient sein,
Mußt du selber es thun und es nicht andern belassen.“

[1] Standish hatte früher in Flandern gedient.

Der Capitän beharrt bei seiner Bitte; endlich siegt die Freundschaft über die Liebe; aber Priscilla will von diesem Sieg nichts wissen. Vergeblich bietet Alden alle seine Beredsamkeit auf, um Standish an seiner Statt als Bräutigam zu empfehlen. Priscilla liebt den jungen Schreiber, nicht den alten Soldaten. Verlegen und doch froh, als Besiegter und Sieger zieht Alden ab und ist redlich genug, dem Capitän den Mißerfolg seiner Sendung mit homerischer Breite zu erzählen. Dieser wüthet, kündigt ihm die Freundschaft auf und hätte nicht wenig Lust, ihn gleich einem Amalekiter in Stücke zu hauen. Aber zum Glück oder Unglück bricht eben eine Indianerfehde aus, und der puritanische Cäsar wird in die Rathsversammlung berufen. Während der Aelteste mit frommen Bibelworten einen friedlichen Ausgleich anzubahnen versucht, empfiehlt der cholerische Capitän den süßen Pulvergeruch eines gerechten Krieges, erklärt denselben an den Abgesandten der Indianer und zieht in den Kampf, um alle Hochzeitsgedanken über Heldenideen zu vergessen.

„Was mir als Blume erschien, ist Unkraut nur und ist werthlos.
Will aus dem Herzen es reißen und werfen fort, und hinfürder
Kampfesheld nur sein, nur lieben und freien Gefahren!“

Der schöne John Alden findet mittlerweile statt des Freundes eine Braut, und Standish kommt, nachdem er wunderbare Heldenthaten verrichtet, gerade rechtzeitig nach Hause, um bei der Hochzeit zugegen zu sein, sich mit Braut und Bräutigam zu versöhnen, und die solide Wahrheit vollkommener zu würdigen, daß man, um gut bedient zu sein, sich selber bedienen muß.

Erinnert das Gedicht in seinem vorwiegend idyllischen Charakter, seiner Eintheilung in neun Gesänge, seinem Versmaß und seiner geschmackvollen Kleinmalerei an Hermann und Dorothea, so ist es doch wohl in höherem Grade Epopöe, da es durchweg über die Schilderung des bloß Häuslichen hinausgeht und den geschichtlichen Charakter der ganzen Pilgerepoche episch darstellt. Dies historische Bild ist, einige Einzelzüge abgerechnet, ungemein wahr

und besonders die Stellung der Puritaner in der Indianerfrage sehr richtig gezeichnet, wenn der wüthende Capitän heiser in die Rathsversammlung hineinkreischt:

„Was? Wollt Krieg ihr führen mit Rosenwasser und Milch nur?
Rothe Eichhörnchen zu schießen, habt ihr gepflanzt die Haubitzen
Dort der Kirche aufs Dach, oder rothe Teufel zu schießen?
Traun! Die einzige Zunge, die auch ein Wilder versteh'n kann,
Ist die feurige Zunge, die spricht aus dem Schlund der Kanone!"

Mildert auch der Dichter das Bild des alten, finstern, schroffkantigen, herben Puritanismus, wie es in Standish halb ernst, halb komisch hervortritt, durch Hervorheben der guten natürlichen Eigenschaften der Pilger, namentlich ihrer Genügsamkeit, Kraft und Willensenergie, so merkt man doch, daß seine Sympathie weit mehr dem jugendlichen Alden gilt, der mit seinem gemüthreichen, träumerischen Wesen, seinen gefälligen Formen, seinen romantischen Ideen, seinem milden Charakter eine ganz andere Welt darstellt, als das alte Plymouth und Salem. Er sieht fast wie ein zweiter Flemming aus oder ein Vetter Kavanaghs, von dem man wohl zweifeln mag, ob er es unter den Pilgervätern ausgehalten haben würde.

Dieser kleine Anachronismus der Charakteristik erhält indes eine gewisse Motivirung dadurch, daß der Rigorismus der Puritaner gerade als extreme Richtung den Keim seines Gegensatzes in sich trug. Er mußte sich abschleifen und ins Gegentheil umschlagen. Nicht wenig erhöht es das Interesse des Gedichtes, die beiden Zeitalter einander in derselben Brautbewerbung gegenüberstehen zu sehen, wie sie einander noch heute mitunter im öffentlichen Leben Amerika's begegnen: als stramme, grimmige Orthodoxie einerseits, als mildere, gesittetere und doch nicht ganz auf Religiosität verzichtende Aufklärung andererseits. Die erstere zieht bei dem neuen Amerika, wie weiland Capitän Shrimp, ganz offenbar den kürzeren, sie verrichtet noch immer Heldenthaten gegen die Indianer, aber sie läßt sich doch auch dann und wann herbei, bei der civilisirten Richtung auf die Hochzeit zu kommen.

Sei es, daß die Vorstudien zu Miles Standish oder eine andere Veranlassung Longfellow darauf führten, die fernere Kolonialgeschichte Neu-Englands genauer nach den Quellen zu untersuchen, genug, er untersuchte sie — und wenn bei seiner redlichen Art, die Dinge zu betrachten und zu beurtheilen, kein ruhmvolles, patriotisches Heldengedicht und kein begeisterndes Nationaldrama die Frucht seiner Studien bildete, so lag das nicht an ihm. Es war da eben nicht viel Herrliches und Erbauliches zu finden. Die Robinsonade der ersten Ansiedler abgerechnet, ist die Geschichte der Puritaner von Massachusetts nur eine Geschichte der Intoleranz und des finstersten Zelotenthums, eine Uebersetzung der Schreckensherrschaft, die Calvin in Genf ausübte, auf amerikanische Kolonialverhältnisse. Fest überzeugt, daß sie und nur sie den rechten Gottesbund hätten, versuchten diese schwärmerischen Republikaner 1630 Jahre nach Christus das Israel der Richter aufs neue in ihrer Kolonie ins Leben zu rufen, wobei sie alle anderen Christen als Philister und Amalekiter betrachteten, und sie verwirklichten ihr Ideal mit Kloß, Peitsche, Kneipzange und Galgen[1]. Sie verbannten alle christlichen Namen, alle christlichen Feste, alle christlichen Lebensformen, alle christliche Liebe, und machten, unter alttestamentlichen Namen, die Religion zum Polizeigeschäft. Am ärgsten wütheten sie, als 1654—1658 die aus England vertriebenen Quäker in die Kolonien von Plymouth und Salem einzudringen versuchten. Ein gedrängtes Bild dieser Quäkerverfolgung wollen wir nach einem Buche geben, welches ein gewisser Rowland Allen gegen Longfellow schrieb, nachdem dieser die Resultate seiner historischen Eindrücke veröffentlicht hatte, und in welchem er sich zum Ziele setzte, jene Longfellow'schen Eindrücke im Publikum zu verwischen und die Puritaner möglichst zu entschuldigen (The New-England-Tragedies in Prose, Die Neu-England-Tragödien in Prosa).

---

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach. 1877. XIII. 46—54; 61—63.

„Als Neu-England zu Ordnung und Gedeihen kam, stand an der Spitze der puritanischen Kirche ein Mann aus Essex, Namens Norton. Er hatte in Amerika die Duldung gesucht, welche er daheim nicht fand. Von Natur war er ein Friedensstifter, aber seine Lehren und Grundsätze waren noch schrecklicher als die des gepriesenen Calvin. So behauptete er u. a., es sei ‚durchaus gesetzlich, religiöse Irrthümer mit der heiligen Taktik des bürgerlichen Schwertes auszurotten'. Nun hatten sich die Puritaner in ihrer Weise eingerichtet, als die in der alten Heimat verfolgten Quäker als Flüchtlinge landeten und sich mit Eifer dem Missionswerke zuwandten. Ihrer Ansicht zufolge stand es mit der Religion in Amerika ebenso schlimm, wie in England. Die Puritaner aber wollten von dergleichen Eindringlingen sich keinerlei Störung gefallen lassen, und deshalb waren die Quäker bei ihnen so gern gesehen, wie Wespen in einem Bienenstock. Man jagte sie fort, sie kamen aber wieder. Nun nahm man ihnen ihre Habe, belegte sie mit Strafen, sperrte sie ein, jagte sie noch einmal fort. Als sie trotzdem sich wieder einfanden, wurden sie ausgepeitscht und auf die Folter gespannt. Die Quäkerinnen behaupteten, daß die Kraft des Heiligen Geistes ihnen innewohne; dafür wurden sie privatim ausgepeitscht, aber den Geist hat man nicht aus ihnen herausgepeitscht. Deshalb wurde nun das Auspeitschen öffentlich vorgenommen. Das half aber auch nichts. Denn je stärker man sie verfolgte, um so kecker wurden diese Frauensleute, jung und alt; man band sie daher völlig nackt an eine Wagendeichsel und peitschte sie so aus. Aber die friedensliebenden Puritaner konnten weder den weiblichen Hochmuth noch den Geist der Quäkerei aus ihnen herauspeitschen, und ebensowenig den hartnäckigen Muth der Quäker bändigen. Der Grimm der Obrigkeit kochte nun hoch auf und schäumte über alle Grenzen. Die Puritaner waren nach Amerika gekommen, um jene Freiheit der Meinung, jenen Frieden und jene Eintracht zu genießen, welche sich findet, wenn keiner widerspricht und Opposition macht. Und nun kamen diese pestilenzialischen Quäker, machten Eingriffe in

die Rechte des freien Bodens und behaupteten obendrein unverschämter Weise, daß die Puritaner nicht auf dem Wege der Erlösung wandelten. Dergleichen war doch nicht zu ertragen, und so machten sich die Puritaner ans Werk, Quäker, wo man ihrer habhaft werden konnte, zu hängen, Männer und Frauen, manchmal auch Kinder."

Dies ist der Abriß, den ein englischer Kritiker von Allens Beweisführung gibt. Er fügt bei: „Die Quäker benahmen sich unvernünftig, wurden aber durch die Grausamkeit ihrer Verfolger zum wildesten Fanatismus getrieben. Ihre Geschichte ist ein schreckliches Trauerspiel, in welchem Dinge vorkommen, worüber das Herz schaudert. Longfellow hat in poetischer Weise einen Weheruf über die Verbrechen der Puritaner erhoben und ihren Schlachtopfern Mitleid gezollt. Allen hält den Weheruf für unverdient und überflüssig; aber die Thatsachen, welche er anführt, rechtfertigen denselben vollkommen. Er sucht die Puritaner dadurch zu vertheidigen, daß sie ja niemals auch nur daran gedacht hätten, Duldung gegen irgend eine andere christliche Secte zu üben; ‚wozu hätten sie das auch thun sollen, da ja die bischöfliche Kirche Englands ihnen ihrerseits keine Duldung gewährte?' Aber Allen vergißt bei dieser seltsamen Art und Weise, fanatische Barbaren zu entschuldigen, Folgendes: Bevor die Puritaner England verließen, hatten sie laute Beschwerde darüber geführt, daß man ihnen verwehre, ihre religiösen Ueberzeugungen frei zu äußern; sie hatten hervorgehoben, daß dieses ja ein angeborenes Recht jedes Menschen auf Erden sei; sie erklärten es für abscheuliche Tyrannei, daß Leute verfolgt oder getödtet werden sollten, weil sie einer Bibelstelle eine andere Auslegung gäben oder eine besondere Kleidertracht annähmen. Nun sagt Allen: ‚Sie wollten Gott in glückseliger Ruhe verehren und darin nicht gestört werden. Wie wäre das aber möglich gewesen, wenn sich die Quäker bei ihnen einnisteten, die ja behaupteten, von den Großmysterien mehr zu wissen, als die Puritaner?' Stehen bleibt die traurige Thatsache, daß in jenen Tagen keine Christensecte Duldung übte; jede

war, wenn sie obenauf kam, grausam gegen alle anderen, durch welche sie sich gestört glaubte.“ [1]

Das ist vollkommen wahr, wenn man dabei die katholische Kirche als das auffaßt, was sie ist, als Kirche, nicht als Secte. Als sie in Maryland obenauf kam, und das war 1649, ein Jahrzehnt vor den Blutgerichten in Massachusetts, da nahmen die herrschenden Katholiken protestantische Mitglieder in den Kolonialrath, bestellten einen Protestanten zum Statthalter und erklärten volle Religionsfreiheit für alle christlichen Bekenntnisse. Es war ganz genau wie heute; die Secten declamirten von angeborener Religionsfreiheit und verfolgten alle, die von dieser Freiheit Gebrauch machen wollten; die Kirche stellte jenes angeborene Recht in Abrede, weil die christliche Offenbarung eine und für alle Menschen verpflichtend ist, übte aber praktisch die Liebe und Duldung desjenigen, der für aller Heil am Kreuze litt und starb.

Auf Longfellow machte jenes geschichtliche Trauerspiel einen ganz andern Eindruck, als auf den Herrn Rowland Allen. Als sich all jene düsteren Monumente des Glaubenshasses vor ihm entrollten, ward sein freisinniges, liebevolles Dichterherz zugleich verletzt und tief betrübt. Er fand keine Entschuldigung, als jene unzureichende, welche in dem harten und rauhen Geiste der Zeit lag. Es stiegen wohl leise Bedenken in ihm auf, ob es gerathen sein dürfte, derlei Dinge dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen. Je leuchtender indessen, jenem trüben Bilde gegenüber, die heutige constitutionelle Religionsfreiheit seines Landes ihm vorschweben mußte und je sicherer er wußte (vielleicht auch selbst erfahren hatte), daß der finstere Geist jener Verfolgungssucht auch in Amerika noch nicht gänzlich erloschen ist, desto leichter ward es ihm, sich über dies Bedenken hinauszusetzen.

„‚Und warum dies berühren?‘ fragt ungläubig
Vielleicht ein Freund; ‚was soll es Gutes schaffen?

[1] Athenaeum. May 8, 1869.

Warum den Irrthum längst entschwund'ner Zeit
Noch einmal an das Licht des Tages ziehen?'

Antwort: ‚Weil tiefe Lehre es uns beut,
Duldung uns lehrt der Meinung und der Rede.
Glaub', Hoffnung, Liebe bleiben — diese drei;
Das Größte unter ihnen ist die Liebe.'"

Mit der Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, welche den historischen Dramatiker so weit über den bloßen Tendenzdichter emporheben, ging er an die Ausführung. Die erste der Tragödien ist nach deren Hauptperson, dem damaligen Gouverneur von Massachusetts, „Endicott" überschrieben.

Ein Nachmittagsgottesdienst der Puritaner eröffnet die Scene. Von vier Hellebardieren umringt, betet und singt der Gouverneur unterm Baldachin seines Kirchstuhls. Dann steigt der Prediger Norton auf die Kanzel, gießt die sieben Zornschalen der Apokalypse auf seine frommen Zuhörer aus und donnert wider das apokalyptische Thier, das aufs neue sein Haupt unter dem Volke Gottes erhebe. Da stürzt in Sack und Asche mit aufgelösten Haaren die junge Quäkerin Edith in Begleitung einiger Quäker in das Bethaus und beginnt ein heftiges Gezänk mit Norton. Dieser donnert immer fürchterlicher wider die häretische, teuflische Secte, bis die Quäker festgenommen und weggeschleppt werden. Norton, in seinem ganzen Charakter ein zweiter Knox, benützt die Bestürzung Endicotts, um ihn zur blutigen Ketzerverfolgung aufzustacheln, und da dieser nicht zu den vier schon hingerichteten Quäkern neue Opfer schlachten will, bietet der Prediger alle Macht der „Schrift" und des Wortes auf, um diese geistliche Trägheit zu besiegen (I. Act).

So ist der gewaltige Kampf eingeleitet, der sich in spannender Steigerung durch die drei folgenden Acte fortspinnt. Das tragische Interesse desselben wird gleich dadurch gehoben und concentrirt, daß das Los der fanatischen Edith den Sohn des Gouverneurs, John Endicott, aufs tiefste fesselt und ihn durch Mitleid und Liebe halb und halb für die Quäker gewinnt. So ist der Kampf der

beiden Secten in das Heiligthum derselben Familie getragen; Vater und Sohn stehen sich als Gegner gegenüber, zwischen Sohnesliebe und Mitleid schwankend, ringt sich John Endicott über die Vorurtheile der Puritaner empor.

Als endlich an Edith das grausame Urtheil vollstreckt werden soll, und sie, bis zum Gürtel entblößt, öffentlich gepeischt wird, hält John Endicott seine Entrüstung nicht länger zurück, er fordert zum offenen Widerstand gegen die Strafgesetze auf und wird auf Befehl des eigenen Vaters verhaftet. Da aber langt von England zugleich mit der Nachricht vom Tode des Protectors ein königlicher Befehl an, der alle Quäker zur Untersuchung nach England fordert.

Die Verfolgung hat nun ihr Ende erreicht. Norton stirbt eines plötzlichen Todes und der ältere Endicott, von dem königlichen Befehl wie von dem Abfall des Sohnes niedergebeugt, bricht, von einem Schlagfluß getroffen, in seinem Sessel zusammen. Beide erkennen in ihrem Tode ein Gottesgericht, das sie sich durch ihre blutige Verfolgungssucht auf das Haupt geladen (Act V).

Das ist in einigen Hauptumrissen der Gang der ganz regelmäßig gebauten, fünfactigen Tragödie. Alle Scenen, auch die Volksscenen, sind in Jamben geschrieben, so daß diese nicht nach Art der Shakespeare'schen besonders hervorstechen, sondern gleichmäßig wie die andern ein sanftgetragenes Pathos athmen. Die Sprache der handelnden Personen ist charakteristisch, durchtränkt von den Auffassungen, Wendungen, Ausdrücken, Vergleichen und Worten der Zeit und des Volkes, das im Drama zur Darstellung kommt. Und zwar ist dieses nicht bloß ein täuschender Apparat, wie in so vielen sogen. historischen Dramen; das Stück selbst, die Handlung, die Charaktere, auch das Detail der Handlung ist documentirter Geschichte entnommen, und der Dramatiker hat nur in geringem Grade von der Freiheit Gebrauch gemacht, den historischen Stoff nach eigenem Geschmacke zu erweitern. Norton, Endicott, Bellingham, Christison, Edith u. s. w. sind nach ihrer vollen Individualität geschichtliche Figuren, nicht bloße Geschöpfe der Phantasie, wie Schillers Don Carlos, Philipp II., Marquis

Posa u. s. w.; die Strafgesetzgebung und das Gerichtsverfahren gegen die Quäker, die Inquisition der Tithingmen, Nortons Fluchpredigten, Endicotts Erlasse, Ediths Herausforderungen, die trotzigen Antworten der Quäker — kurz, das ganze Zeitbild ist mit großer Treue bis ins Detail hinein aus unparteiischen Quellen geschöpft; es ist nicht geistreich costümirte Erfindung, sondern kunstvoll dramatisirte Geschichte. Nur um der tragischen Verwicklung selbst willen verließ der Dichter in einigen unerheblichen oder wenigstens untergeordneten Punkten den Boden der Geschichte. Zu den poetischen Fictionen gehören der Zwist zwischen Vater und Sohn Endicott, das Gottesgericht, durch welches der Gouverneur auf seiner Verfolgungsbahn getroffen wird, der plötzliche Tod Nortons, die vollständige Befreiung der Quäker. Eine poetische Fiction ist es auch, wenn der Dichter die Quäker zu Martyrern der Duldung und Religionsfreiheit stempelt, da diese doch ebenso fanatisch wie die Puritaner, wenn auch weniger grausam für ihre Religionsideen und deren Propaganda schwärmten; und gleichfalls entspricht es nicht der Geschichte, wenn Longfellow mit der Befreiung Christisons eine Sinnesänderung der Puritaner, volle Religionsfreiheit und somit den Sturz des puritanischen Regiments in Massachusetts eintreten läßt. Die Puritaner ließen notorisch von der blutigen Verfolgung der Quäker nur deshalb ab, weil sie mußten, d. h. weil diese nicht zum gewünschten Ziele führte und weil sie glaubten, die Quäker besser durch langsame, schleichende Verfolgung los zu werden. Erst fast ein halbes Jahrhundert später, 1692, wurde ihnen und den übrigen protestantischen Secten in Massachusetts Religionsfreiheit gewährt.

Wenn die ersteren dieser Fictionen in der Anlage des Drama's ihre Rechtfertigung finden, ohne das Zeitbild selbst in seinem wesentlichen Charakter zu schädigen, so schaden dagegen die zwei letzteren, so will es uns bedünken, dem Gesammtbild und hemmen zugleich den tragischen Effect. Mit Endicott beginnt wirklich eine ganze kleine Welt, d. h. das Neu-England der Pilgerväter, zu stürzen und bereitet sich von ferne das Amerika der Neuzeit vor. Aber

jener Untergang würde viel tragischer sein, wenn der noch ferne Sieg der Duldung nur eben angedeutet würde, wenn das gerechte Gottesgericht über Endicott und Norton die Handlung beschlösse.

Die zweite der Neu-England-Tragödien spielt in der andern Puritaner-Niederlassung zu Salem um 34 Jahre später, d. h. um die Zeit, als das alte Regiment durch eine neue Charte seinen entscheidenden Stoß erlitt und, zwar noch nicht für die katholische Kirche, aber wenigstens für die protestantischen Nicht-Puritaner der Tag der Freiheit heranbrach.

Schon vor dieser Zeit, von 1630 an, waren in Neu-England etwa sieben bis acht Personen wegen Hexerei vom Leben zum Tode befördert worden. Das waren nicht viele, wenn man die gleichzeitigen Hexenprocesse in Europa dagegenhält, und der abergläubische Fanatismus wäre vielleicht völlig ausgestorben, wenn nicht der Geistliche Cotton Mather, der Nachfolger Nortons, das geistige Haupt der Puritaner, die Erinnerung daran belebt und durch eine Schrift den Hexenglauben abermals in die Massen geschleudert hätte. Dieses Gegenstück zu P. Spee's Cautio criminalis hieß: „Merkwürdige providentielle Fügungen in Bezug auf Hexerei" [1]. Nur drei Jahre nach seinem Erscheinen, 1688, begannen die vier Kinder eines achtbaren Mannes in Boston, Namens Goodwyn, der zu Cotton Mathers Kirche gehörte, sich plötzlich wie Fallsüchtige, Tobsüchtige, Besessene zu geberden, wälzten sich in schrecklichen Krämpfen, schrieen wie Katzen, bellten wie Hunde, flogen Gänsen gleich mit ausgebreiteten Armen zwanzig Schritte über den Boden hin, ohne diesen zu berühren, brachen für nichts in das wildeste Gelächter oder Gebrüll aus, behaupteten bald von Feuer gebrannt, bald von einem Messer gestochen zu werden und trieben das so Tag für Tag; nur, was am auffallendsten war, am Abend hörte alles auf — sie legten sich todmüde zu Bett und schliefen ruhig bis in den folgenden Morgen. Bei dem jüngsten der Kinder, einem Knaben von vier bis fünf Jahren, nahm die Sache

[1] Memorable Providences, relating to witchcraft. Boston 1685.

ein Ende, sobald die Geistlichen von Boston zusammenströmten und mit den Leidenden (Afflicted) lange Betstunden hielten. Um so ärger tobten die Mädchen, besonders das älteste, ein Wicht von etwa 13 Jahren. Das litt so fürchterlich, daß nicht nur die nächste Nachbarschaft, sondern ganz Boston darob in ängstlicher Spannung erhalten blieb, und daß man gar nicht daran dachte, die Heilung des Knaben zu prüfen und etwa zu finden, daß ihm wohl das viele Beten zu lang geworden, und er so curirt worden wäre. Auf Angabe des ältesten Mädchens hin, das einen Zank mit einem armen, alten Weib irischer Herkunft gehabt hatte, ward dieses als Hexe festgenommen und auf nichtssagende Anzeichen hin der Schwarzkunst schuldig verurtheilt und hingerichtet. Dann nahm Cotton Mather das Mädchen in sein Haus, um die Sache genauer zu untersuchen und, wie er sagte, „gegen den verkehrten Sadducäismus dieses verderbten Zeitalters" Beweise zu sammeln. Das Mädchen geberdete sich hier noch toller als bei seinen Eltern, erschreckte die Familie des Predigers durch alle nur erdenklichen Narrheiten, Verrenkungen und Spectakelstücke. Nur an den Doctor, den Gottesmann, wagte sich der Böse nicht heran; wenn er für das Kind zu beten begann, dann glitt dessen schon zum Schlage erhobene Faust machtlos herunter, umsonst verstopfte er die Ohren; in dem Studirzimmer des „Auserwählten" verlor der Teufel seine Macht, und wie Cotton Mather selbst versichert, hörte er denselben, „wie wenn eine Maus lief", aus der „Leidenden" herausgehen. Das Common Prayer Book der Hochkirche, Schriften von Quäkern und Papisten konnte sie ohne Schwierigkeit lesen; sobald sie aber die Schriften Cotton Mathers oder eines anderen puritanischen Heiligen in die Hand nahm, bekam sie Krämpfe. Allmählich indes wich der Teufel vollständig dem Ringen und Beten des Gottesmannes. Die Kinder wurden curirt, verheirateten sich und wurden geachtete Bürger und Bürgerinnen von Boston. Cotton aber verfaßte über alle die „übernatürlichen" Phänomene einen ausführlichen Bericht, ließ ihn von allen Geistlichen in Boston und Charlestown beglaubigen und in London drucken. Baxter,

einer der gefeiertsten englischen Dissidenten, schrieb ihm das Vorwort und sagte darin: „der müsse ein hartnäckiger Sadducäer sein, der den Beweisen dieser Schrift nicht glaube".

All diese Wunder reichten indes nicht hin, um die Autorität der puritanischen Prediger, die beständig im Sinken war, wieder zu ihrer früheren ausschließlichen Herrschaft zurückzuführen. Die Hochkirche, die Quäker, die Reformirten, die Papisten hatten rund um Massachusetts zu viel Einfluß erlangt und waren mit diesem in zu vielfachem Verkehr, als daß das Gelobte Land gegen diese Philister sich länger hätte absperren können. Mit dem Protector war die Macht des Puritanismus in Europa erloschen; von England drangen nicht nur neue Secten, sondern auch die Vorboten der Aufklärung in Amerika ein. Die Sadducäer mehrten sich trotz aller „Wunder der unsichtbaren Welt" und trotz der Bücher Cotton Mathers.

Da ging im Februar 1692 die Hexerei in Salem auf ein neues los. Alle Leiden der Goodwyn'schen Kinder zeigten sich plötzlich an der neunjährigen Tochter und der elfjährigen Nichte des Predigers Parris. Ein Arzt erklärte, sie ständen „unter des Bösen Hand". Im Hui erfüllte sich die ganze Gegend mit Hexengesprächen und Hexenfurcht. Wer war die Hexe? Tituba, eine alte Indianersklavin in Parris' Haus, versprach, sie ausfindig zu machen, buck einen Zauberkuchen zu diesem Zweck, ward aber durch Parris' kräftige Peitschenhiebe bald zum Geständniß gebracht, daß sie selbst eine Hexe sei. Prediger und Obrigkeit versammelten sich hierauf in Parris' Hause und constatirten feierlich, in diesen Dingen walte der leibhaftige Teufel. Das war genug, um die Zahl der Afflicted täglich zu mehren — in Parris' Haus und der ganzen Nachbarschaft tobte und heulte es den ganzen Tag. Besonders war es die Nichte des Predigers, Abigail Williams, und ein älteres Mädchen, Anna Putnam, die aus den Verrenkungen nicht herauskamen und weder durch Beten noch durch Fasten gebändigt werden konnten.

Gleichzeitig mit diesen Krämpfen und Wundererscheinungen, welche die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzten, begann das „Verschreien" (To cry out upon a person), d. h. die „Leiden-

den“ behaupteten, von der und der gepeinigt zu werden; sie müsse also eine Hexe sein. Zwei arme Mütterchen, die das Alter etwas häßlich gemacht hatte und die das Volk deshalb als unheimliche Geschöpfe betrachtete, waren die ersten Opfer. Dann „verschrie“ man aber auch jüngere und vornehmere Weiber, endlich Leute jeden Standes und Alters. In zehn Wochen waren die Gefängnisse überfüllt. Viele geberdeten sich selbst als „Leidende“, um nicht als Hexen „verschrieen“ zu werden. Weder ein Arzt noch ein Richter wagte es, sich der reißend grassirenden Hallucination entgegen zu stemmen; die Prediger aber begrüßten dieselbe mit schauervoller Wonne. Die Raserei steigerte sich in solchem Grade, daß Söhne ihre Eltern, Frauen ihre Männer, sogar eine Tochter ihre Mutter als Angehörige des Teufels denuncirten. Die Processe wurden mit Gebet eröffnet, Parris trat dabei meist zugleich als Kläger, Examinator, Zeuge und Protocollführer auf. An ein Entkommen der einmal Verschrieenen war nicht zu denken. Denn die „Leidenden“, meist Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, von denen eigentlich die Klage ausging, wurden jeweilen zur Confrontation mit ihren Opfern in das Bethaus (Meeting-house) gebracht. Da konnten letztere sich nun geberden wie sie wollten, jedes Wort, das sie sagten, jede Bewegung, die sie unwillkürlich machten, jeder Seufzer, der sich ihnen entrang, ward zum todbringenden Beweise. Denn bei jedem Wort und bei jeder Geberde und bei jeder leisen Bewegung des Gesichtes fielen die Verschreierinnen in neue Krämpfe; lehnten sich die armen Beklagten todtmüde an eine Säule oder Wand, so schrieen sie, die Hexe presse sie zu Tode; faltete eine alte Frau im Anblick dieser Schrecken entsetzt die Hände, so heulten sie, der Teufel drücke sie zu Tode. Jedes Muttermal galt als Hexenmal. Ein einziges Stocken im Vaterunser, das sie hersagen mußte, galt als Schuldbeweis. Das um Mitte Mai (1692) vom Gouverneur ernannte Gericht bestand aus sechs Männern, die sämmtlich mehr oder weniger von dem abergläubischen Wahn erfaßt waren oder ihm wenigstens keinen Zweifel entgegenzusetzen wagten. Ihr Präsident, Stoughton, war zum voraus von der

Schuld aller Verschrieenen überzeugt: da der Teufel nicht die Gestalt eines tugendhaften Menschen annehmen könne, alle, welche die Besessenen quälten, mithin ihm verfallen sein müßten, weil er ja Gewalt habe, sie zu quälen. Die Procedur wurde summarisch geführt, Untersuchung, Entscheidung und Vollstreckung auf einen Schlag, in der Art, welche die englische Rechtssprache court of oyer and terminer nennt. Die Geschworenen hatten einmal eine notorisch brave Frau freigesprochen; da stimmten die „Leidenden" ein höllisches Gelächter an, und das war genug für die Richter, das Verdict umzustoßen, bis ein „Schuldig" erfolgte.

Nach solchem Verfahren ward zuerst eine alte Frau dem Tode überliefert. Als sie in Ketten an dem Bethaus vorbeigeführt wurde, fiel an diesem zufällig ein Balken herab; das galt als himmlische Bestätigung ihrer Schuld. Nach ihrer Hinrichtung wandte sich das Gericht an die Geistlichen, ob es so fortfahren sollte. Ja — lautete die Antwort, von Cotton Mather weitläufig begutachtet, nur solle man das bloße Gespensterzeugniß (spectrical evidence) allein nicht gelten lassen. Denn Cotton Mather war nicht Stoughtons Ansicht. Doch die Richter waren nicht so scrupulös; sie fuhren fort, wie sie angefangen. In den folgenden drei Gerichtssitzungen (von Ende Mai bis Anfang September) wurden 26 Hexen und Hexenmeister zum Tode verurtheilt, von denen indessen acht durch ein freiwilliges Schuldbekenntniß, d. h. eine Lüge, der Vollstreckung entgingen. Im ganzen wurden während dreizehn Wochen zwanzig Menschen geschlachtet, darunter ein achtzigjähriger Greis, der sich weigerte, vor Gericht Rede zu stehen, und der deshalb vermittelst aufgelegter Steine zu Tode gepreßt ward. Auch Thiere verfielen diesem Gericht: zwei angeblich besessene Hunde wurden feierlich gehängt, auf dem einen sollte der jüngere Bradstreet durch die Luft geritten sein. In Salem stockten Handel und Wandel, eine unsägliche Beklemmung und Noth lastete auf der ganzen Bevölkerung. Nichtsdestoweniger zog die Kolonialversammlung im October ein altes Statut Jakobs I. gegen Hexerei hervor und ließ es zur Ratification nach England gehen.

Doch zum Glück bestätigte König Wilhelm das Gesetz nicht; der Gerichtshof war neu zu bestellen, und obschon die Richter fast alle dieselben blieben, konnten die Sitzungen nicht vor Januar des nächsten Jahres beginnen. Man hatte Zeit zum Nachdenken; die gesunde Vernunft erwachte. Als das Gericht wieder zusammentrat, wurde das Gespensterzeugniß verworfen; zürnend verließ Stoughton den Präsidentenstuhl. Merkwürdig! Kaum galt das Zeugniß der „Leidenden" nicht mehr, da begannen auch diese ihre Visionen zu verlieren und gesundeten. Niemand ward mehr verurtheilt. Nicht lange — und zwölf der Geschworenen, die doch am wenigsten schuldig waren, erklärten in einem feierlichen, von ihnen unterschriebenen Circular, daß sie im Dunkel ihres Verstandes und in der Umnachtung ihrer Sinne vielleicht schwere Blutschuld auf sich geladen hätten, dies bereuten und vor allem Volk bekännten. Ihnen folgte einige Jahre später der Richter Sewall — zerknirscht und gebeugt reichte er seinem Prediger öffentlich vor allem Volk ein von ihm selbst verfaßtes Schuldbekenntniß dar. In seinem Tagebuch, das auf die Nachwelt gekommen, fand sich auf alle Blätter, die jener Justizmorde erwähnen, mit zitternder Hand ein Vae! Vae! Vae! (Wehe) geschrieben. Am spätesten und langsamsten lenkten die Geistlichen ein; Parris versuchte etwas wie Buße, aber seine Gemeinde wies ihn für immer von sich; Cotton Mather bequemte sich schlau der öffentlichen Meinung an; sobald diese sich wandte, versicherte er hoch und theuer, immer gegen das Gerichtsverfahren gewesen zu sein. Kaum war indes ein Jahr verflossen, da versuchte er, die Teufeleien in einer andern Form wieder ins Publikum zu bringen. Doch seine diesmal „verschleierten" Gespenster fanden nicht nur keinen Glauben mehr, sondern gerechten Spott und Entrüstung.

Diese Hexenprocesse, eine Frucht zugleich puritanischen Aberglaubens und puritanischen Betrugs, bilden den Stoff zu der zweiten Neu-England-Tragödie: „Giles Corey, der Farmer von Salem". Wir glaubten, denselben nach seinen streng historischen Momenten etwas ausführlicher mittheilen zu

sollen, da manchem unserer Leser die Sache ziemlich neu sein dürfte und damit selbst der Inhalt und Werth des Stückes schon theilweise beleuchtet wird.

Hatte die erste Tragödie das Verdienst, die furchtbare religiöse Unduldsamkeit zu beleuchten, welche einst in den Neu-England-Staaten herrschte, so stellt diese zweite den düstern Aberglauben ans Licht, welcher dieselbe wie ein unheimlicher Schatten begleitete. Die landläufigen Phrasen von katholischem Köhlerglauben, Verdummung, Priesterherrschsucht und Jesuitenmoral nehmen sich sehr merkwürdig aus, wenn man sie gegen dieses Schauspiel wirklichen protestantischen Aberglaubens und Betrugs hält, den wirklichen Jesuiten Spee gegen den wirklichen Puritaner Cotton Mather, die Cautio criminalis gegen die unverschleierten und verschleierten Gespenster. Gerechtigkeit zu üben, gehört zur schönsten Aufgabe, die sich der historische Dramatiker wie der Geschichtschreiber stellen kann!

Longfellow hat indes dieses erhabenen Amtes in der vorliegenden Tragödie weit weniger gewaltet, als in der ersten. Schon im Prolog schreibt er all jene schauerlichen Verirrungen auf Rechnung der Zeit, welche doch offenbar nicht allein die Schuld trägt. Parris und seine Complicität mit den „Leidenden", der blutlechzende Richter Stoughton, welcher den Gerichtsvorsitz niederlegte, als man das Land nicht weiter vom Teufel „reinigen" wollte, die Geständnisse des Richters Sewall und der Geschworenen, also gerade die wichtigsten Persönlichkeiten und Momente des geschichtlichen Dramas, sind völlig vernachlässigt. Cotton Mather, die Seele der ganzen Hexenverfolgung, ist in einen humanen Geistlichen verwandelt, der bloß von Aberglauben mißleitet ist, dabei aber beständig zur Mäßigung mahnt und, durch den Tod der unglücklichen Opfer erleuchtet, Mitleid mit ihnen fühlt, und über die unmenschliche Verfolgung in theilnehmende Klagen ausbricht. Das Blutgericht, das die ganze Kolonie von Massachusetts in Noth und Verwirrung stürzte, verengert sich auf den Untergang einer einzigen Farmerfamilie. Der dramatischen Gerechtigkeit wird nur dadurch Genüge geleistet, daß Cotton Mather in einer Art von prophe-

tischer Anwandlung den armen hingerichteten Bauern den Namen von Martyrern verheißt.

Die Exposition führt uns die Indianerin Tituba vor, die im Walde Zauberkräuter sammelt, um sich für ihr Sklavenloos durch Hexerei an ganz Salem zu rächen. Trotz ihres Hasses zeigt sie Cotton Mather, der eben nach Salem will, freundlich den Weg. In Salem orientirt sich Cotton bei dem Richter Hathorne, einem bedeutend gemilderten Abbilde Stoughtons, über die Sachlage: der Richter will gleich mit dem Schwerte dreinschlagen, Cotton hält zurück. Beide überzeugen sich bei der „Leidenden“ Mary Walcot von der Wirklichkeit der dämonischen Erscheinungen. Im zweiten Act zieht sich die Gewitterwolke des schrecklichen Aberglaubens über dem behäbigen und biedern Farmer Giles Corey zusammen — sein Vieh wird plötzlich verhext, Tituba flüstert ihm Selbstmordsgedanken ein, ein anderer Farmer klagt ihn der Brandstiftung an, er ist so aufgeregt, daß er abends gar nicht beten kann. Im dritten und vierten Act folgt Blitz auf Blitz. Corey's Frau, die brave und fromme Martha, wird verschrieen, von zwei Diakonen privatim verhört, verhaftet, dann Corey selbst der Hexerei bezichtigt. Die Confrontation mit der „Leidenden“ und das ganze Gerichtsverfahren wird im vierten Act mit der größten historischen Genauigkeit und Treue geschildert. Der letzte Act zeichnet die vollständige Verlassenheit der beiden Opfer im Gefängnisse, ihr Gottvertrauen, den Muth, mit dem sie, ihrer Unschuld bewußt, zum Tode gehen. An der Leiche Corey's triumphirt der Richter Hathorne, weil er alle Gerechtigkeit erfüllt glaubt, Cotton Mather ruft die Gerechtigkeit der Zukunft zur Rache auf.

Das ist allerdings eine ergreifende und im ganzen gut entworfene Einzelscene des großen wirklichen Dramas. Das Bild der schlichten, braven Bauernfamilie ist mit derselben Wahrheit, Liebe und Zartheit ausgeführt, wie dasjenige in der Goldenen Legende. Es wird in jedem Leser Theilnahme erwecken, wenn er über diesem stillen Glück die furchtbare Macht eigensüchtigen Hasses, giftiger Rache, dämonischen Aberglaubens emporziehen sieht, den

Aberglauben mit dem zweischneidigen Schwert der öffentlichen Richtergewalt bewaffnet. Fern von aller Effecthascherei und Uebertreibung, zeigt der Dichter auch in der Zeichnung Tituba's, in den Visionen der „Leidenden", in der Gerichtsscene ein künstlerisches Maßhalten, wie man es in modernen Stücken zu finden nicht eben gewohnt ist. Gegen die wirkliche Geschichte gehalten, wird das Stück indes wohl jedem etwas matt erscheinen. Welch gewaltige dramatische Motive liegen schon in den geschichtlichen Charakteren, in Parris und Cotton Mather, diesen Zwittern von Aberglauben und Betrug, theologischer Grübelei und praktischer Herzlosigkeit, in der ehernen Unnachgiebigkeit Stoughtons, in der Umdunkelung der Geschworenen, in ihrem Schwanken zwischen Gewissen uud Justizmord, in der Reue Sewalls! Wie viel erschütternder klingt das geschichtliche Vae, vae, vae! dieses reuigen Richters, als die fingirte Klage Cottons an Corey's Leiche! Welches Babylon menschlicher Leidenschaft drängt sich in jene drei Monate des Salemer Blutgerichts zusammen! Sohn gegen Vater, Mutter gegen Tochter, geistliche und weltliche Obrigkeit vom Schwindel des Betrugs erfaßt und vom Dämon des Aberglaubens in alle Unmenschlichkeit hineingetrieben! Alle menschlichen Verhältnisse in ein wirres Chaos gerissen, aus dem die Vorsehung sanft und mild bessere Tage emporführt!

Obwohl durch Vernachlässigung dieser gewaltigen Triebfedern das Zeitbild in Giles Corey etwas abgeblaßt erscheint, machen die Neu-England-Tragödien doch in sehr hohem Grade Anspruch auf den Namen historischer Dramen. Hätte Longfellow noch in einem dritten Drama die Vernichtung der religiösen Duldung in Maryland geschildert, so würde die Trilogie sich zu einem überaus bedeutungsvollen Ganzen gestaltet haben, allerdings nicht zu einem Bilde jener johanneischen Liebe, in welcher er die Religion der letzten Weltepoche erblickte, sondern eher zu einem Bilde des Gegentheils. Einigermaßen vervollständigt freilich schon „Evangeline" das wahre Bild katholischer Liebe und antikatholischer „Toleranz".

13. Auf der Sonnenhöhe des Lebens.

1843—1868.

Das Leben des Dichters floß vom Jahre 1843 an in ungetrübter Stille, häuslichem Glück und vielseitigem Studium sanft dahin. Der kleine Lärm, den seine „Sklavenlieder" in der Presse erregt hatten, legte sich bald wieder. Man fühlte rasch, daß in denselben nicht ein „Politiker in Reimen" sprach, sondern ein edles, über den politischen Parteien stehendes, allen Menschen und darum auch den armen Negern wohlwollendes Dichtergemüth. Schloß er sich auch in seinen politischen Anschauungen seinem wackern Freunde Charles Sumner an, so streifte er in seinen Dichtungen nicht weiter die Politik. Für Sumner und andere bedeutende Männer war es eine wahre Wohlthat, aus dem Staub und Dunst der politischen Arena mitunter in seinen trauten Familienkreis zu flüchten, wo statt der Dollars, der Baumwolle und der ewig wirbelnden Maschine die feinste Bildung der alten Welt herrschte, Dante, Calderon und Göthe zur Alltagslectüre gehörten, provenzalische Troubadours und altschottische Minstrels den Curs der „Papiere" bestimmten, die neueste Tagesliteratur aus England, Deutschland, Skandinavien, Frankreich und Italien sich gemüthlich mit den alten Liederbüchern der Spanier und Portugiesen zusammenfand. Häufige Gäste waren da außer dem liebenswürdigen Hellenisten Felton und dem wackern Sumner auch der geistreiche belletristische Theologe Ralph Waldo Emerson, der Novellist Hawthorne, der Literaturhistoriker Lowell, der Historiker Prescott, der schweizerische Naturhistoriker Agassiz und viele andere bedeutende Männer. Größere Reisen unternahm Longfellow nicht mehr.

Die Südstaaten, Texas, Californien und den fernen Westen hat er nie besucht. Erst mit fünfundfünfzig Jahren machte er einmal den Ausflug an den Niagara-Fall, und sah bei dieser Gelegenheit Toronto, Montreal und den St. Lorenzstrom. Nur New-York und Washington gehören einigermaßen zu seinem nähern Kreise, aber hauptsächlich beschränkte sich derselbe auf Boston, wo er häufig Gesellschaften, Theater und Concerte besuchte, auf die Harvard-Universität, an der er seine Vorlesungen hielt und auf sein liebes Craigie-House, wo er, umgeben von einer freundlichen Familie, studirte und dichtete. Da lebte er durch seine Lectüre halb in der alten, halb in der neuen Welt. Als er die erstere nicht mehr selbst aufsuchte, kam sie zu ihm, Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen; alles, was von berühmten Fremden nach Boston kam, suchte ihn auf, z. B. Thackeray, Kossuth und Bakunin. Arme Polen wandten sich an ihn um Unterstützung, und italienische Bettler waren entzückt, zu ihrem Almosen ein paar freundliche Worte in ihrer Muttersprache von ihm zu hören.

Fünf muntere Kinder, zwei Knaben, Ernst und Karl, und drei Mädchen belebten nach und nach das stattliche Haus, das durch die Erinnerung an Washington und den jetzt darin lebenden Dichter allgemeine Verehrung genoß. Seine drei Mädchen beschreibt er einer jungen Dame, der Tochter eines Freundes, folgendermaßen:

„Die älteste ist ungefähr von Ihrem Alter; aber da das Alter der kleinen Mädchen jedes Jahr sich verändert, so weiß ich nie genau, wie alt sie ist, ich muß immer Mama fragen, die hat ein besseres Gedächtniß als ich. Sie heißt Alice, das vergess' ich nie. Sie ist ein artig Kind und liebt Poesie, fast ebenso sehr wie Sie. Die zweite ist Edith, mit blauen Augen und schönen goldenen Locken, welche ich, um sie zu necken, bisweilen ihr Nanking-Haar nenne. Sie ist ein sehr geschäftiges kleines Frauchen und trägt graue Stiefelchen. Die jüngste ist Allegra; was, wie Sie wissen, lustig heißt; und das ist sie auch, das lustigste kleine Ding, das Sie je gesehen haben — sie singt und lacht im ganzen Haus herum. Das sind meine drei kleinen Mädchen, und Herr

Read hat sie alle auf einem Bild gemalt, das Sie hoffentlich einmal sehen werden. Sie spielen am Meer und graben im Sand und krabbeln auf dem Platz herum den ganzen lieben Tag, und zuweilen gehen sie zu den Indianern, welche ein Lager am Ufer haben, und kaufen sich Körbchen und Bogen und Pfeile. Von den zwei Jungen will ich nichts sagen. Sie sind solche Spectakelmacher, daß es gar nichts nützt, über sie zu reden."

Die Kinder störten ihn anfänglich nicht viel. Er hatte seine Freude an ihnen und fühlte sich selbst im Umgang mit ihnen verjüngt. Sehr lästig fielen ihm dagegen die vielen Besuche von nah und fern, oft von ganz wildfremden, entsetzlich prosaischen Leuten, die ihn nicht wenig in seinen literarischen Arbeiten hemmten. Da konnte ihm ganz verzweifelt zu Muthe werden, und mehr als einmal notiren seine Tagebücher, wie er, um die trostlose Prosa abzuschütteln, hinaus ins Grüne floh und stundenlang in Wiese und Wald herumstreifte, um seine Seele wieder aufzufrischen.

Seine Lehrthätigkeit und die damit verknüpften Studien förderten anfänglich seine poetische Production mehr, als sie dieselbe störten. Im Jahr 1845 bereits vollendete er seine große Blütenlese „The Poets and Poetry of Europe", welche Proben aus etwa vierhundert verschiedenen Dichtern enthielt. Wohl niemand hat aus der Sammlung so viel Belehrung, Anregung und Begeisterung geschöpft, als der Sammler selbst. Er hat dabei Stoffe und Formen der verschiedensten Literatur in sich aufgenommen und sein eigen gemacht. Die Vorarbeit, die Göthe in Herders „Stimmen der Völker" schon bereit fand, um einen Ueberblick auf die Weltliteratur und durch denselben die größte literarische Vielseitigkeit zu gewinnen, diese Vorarbeit hat Longfellow sich selbst geleistet, und er ist dabei nicht, wie Herder, vorwiegend zum Uebersetzer und Prosaiker geworden; er hat aus dem universellen Bildungsstoff Kraft und Schwung gewonnen, um selbst der erste nationale Dichter seiner Heimat zu werden.

Unermüdlich war er dann in seinen Vorlesungen bestrebt, das umfangreiche gebotene Material in seinen einzelnen Theilen ein=

gehender zu verarbeiten, zu erklären und zu beleuchten. Der weite Rahmen, den er in den ersten Jahren gezogen, verengerte sich dabei allgemach; doch kam es ihm wie seinen Schülern zu Gute, daß er ihn für seine eigenen Studien festgehalten und sich nicht in eine engherzige Specialität verloren hatte. Das eine Jahr las er über spanische Literatur, das andere über italienische, dann wieder über deutsche und speciell über Göthe's „Faust". Bei jeder Lesung des „Faust" war er mehr über die Großartigkeit dieser Dichtung erstaunt; doch verdrängte sie in seiner Bewunderung und Vorliebe keineswegs die „Divina Commedia", über die er von allen großen Werken der Weltliteratur am öftesten und liebsten las und die er auch für sich unaufhörlich wieder studirte. „Wunderbarer Dichter!" ruft er (am 5. März 1849) aus, „welch ein Vorrecht, dich jungen Herzen zu erklären!" Doch ging es ihm später, wie es schon vielen Dante-Bewunderern und Dante-Erklärern ergangen ist. Die jungen Herzen stehen nicht immer mit Köpfen in Verbindung, welche dem Verständniß des großen Florentiners gewachsen sind. „Letzte Lection in Dante", so lautet eine andere Tagebuchnotiz (16. Juni 1851); „ich sagte der Klasse, sie hätten die Hölle nun wohl in mehr als einem Sinne ausgestanden; aber sie sollten nicht meinen, daß sie jetzt geradewegs ins Paradies kämen. Der nächste Canto des Gedichtes und des Lebens würde das Purgatorium sein, von dem sie Mittwochs beim Examen einen Vorgeschmack bekommen sollten. Wie froh müssen die meisten sein, daß dieses Drillen nun ein Ende hat!"

„Wie leer von aller poetischen Production", so klagt er am Schluß des Jahres 1853, „und selbst von aller prosaischen Production ist dieses letzte Jahr gewesen! Von 1853 habe ich rein nichts aufzuweisen. Wahrhaftig, nichts als Schularbeit. Die Familie verschlingt die halbe Zeit, und Briefe und Besuche nehmen ein gehöriges Stück hinweg." Er fing an, ernstlich daran zu denken, seine Stelle aufzugeben, und reichte im Frühjahr 1854 wirklich seine Entlassung ein. „Es ist nicht meiner Gesundheit halber", schreibt er an Freiligrath, „denn ich befand mich nie besser

in meinem Leben als jetzt, meine Augen abgerechnet, die bei Kerzenlicht absolut jeden Dienst versagen; aber ich möchte versuchen, ob nicht ein Wechsel und Freiheit von der Routine eine Wirkung hat. Familiensorgen, Kinder, Verwandte, Freunde, Fremde und Schulvorlesungen füllen mir den Tag so vollständig an, daß ich keine Zeit für Poesie mehr habe; und deshalb sind die zwei letzten Jahre sehr unproductiv ausgefallen. Ich bin indes des Erfolges nicht sicher und mache mir auch keine sanguinischen Hoffnungen darüber."

Der Erfolg war ein durchaus günstiger. Noch im Juni 1854, angeregt von der Lesung des finnischen Epos Kalevala, begann Longfellow sein bedeutendstes Werk, das Hiawatha-Lied, und schon im folgenden April war dasselbe zur Reinabschrift bereit, am 10. April 1855 gedruckt und bald so volksthümlich geworden, daß ihm Eduard Everett am 4. Juni 1857 schreiben konnte: „Als ich dieser Tage in St. Louis war, bestieg ich einen prächtigen Personendampfer, der Hiawatha hieß, und hörte von einem andern, den ich aber nicht gesehen, und welcher den Namen Ihrer Heldin, Minnehaha, trägt." Noch drei Jahre früher war Longfellow nicht mit sich im Reinen, ob der Held eigentlich Manabozho oder Hiawatha heißen sollte.

Der Epopöe, an welcher Longfellow mit voller Lust und Liebe arbeitete, folgte bereits 1856 der Plan zu einer neuen Dichtung über die älteste Kolonialzeit, aus welcher im Verlauf der nächsten zwei Jahre „Miles Standish' Brautfahrt" erwuchs, und im Jahre 1860 entstanden, beim Studium der Heimskringla, jene herrlichen fünfzehn Balladen vom König Olaf Tryggvason, welche zu den besten des Dichters gehören. Nebenher entwickelten sich auch schon die Neu-England-Tragödien. Der Dichter stand in diesen Jahren wirklich auf der Höhe seiner Production und seiner Erfolge.

Auch einem so edeln und trefflichen Mann, der sein reiches Talent nie unwürdigen Zielen dienstbar gemacht hatte, sollte indes der allgemeine Antheil aller Sterblichen, Schmerz und Prüfung, nicht erspart bleiben. Kaum war der Festjubel verschollen, den im October 1860 der Besuch des Prinzen von Wales in Boston

und anderen Städten der Union wachgerufen hatte, so dämmerten auch schon die ersten dunkeln Wolken des Secessionskrieges heran. „Der Himmel sieht stürmisch aus, und Zwietracht droht", schrieb Longfellow am 3. December, dem Eröffnungstage des Congresses, „ich hoffe, der Norden wird feststehen und nicht ein Jota seiner Mannheit opfern. Die Secession des Nordens von der Freiheit würde schlimmer sein, als die Secession des Südens von der Union." Die Haltung der Nordstaaten blieb längere Zeit eine schwankende. In Süd-Carolina nahm indes die Gährung zu, und schon am 28. Januar notirt der Dichter: „Sechs Staaten haben, unter Anführung von Süd-Carolina, die Union verlassen." Am 12. April kam die Nachricht, daß Fort Sumter angegriffen worden sei: „Und so beginnt der Krieg! Wer kann das Ende davon absehen?" Bald war alles voll von Krieg und Kriegsgerüchten, von marschirenden Truppen und wallenden Bannern. Auch auf den Kanzeln ward fast nur vom Krieg gepredigt. Der unheimliche Druck des beginnenden Bürgerkrieges lastete schwer auf dem Gemüth des friedlichen, seiner Heimat treu ergebenen Patrioten; aber auch in seiner Eigenschaft als Dichter litt er unter der peinlichen Situation. Einige Aufzeichnungen seines Tagebuches lauten folgendermaßen:

„30. April. Wenn die Zeiten einen solchen Pulverduft haben, verliert alle Literatur ihren Geschmack. Zeitungen sind die einzige Lesung. Sie sind zugleich die Annalen und der Roman des Tages. Des Contrastes halber las ich eines von Calderons Autos Sacramentales. Es hat einen fernen, träumerischen Klang, wie das Geläute der Kirchenglocken in einem kleinen spanischen Dorfe.

1. Mai. Das Wort ‚Mai' ist ein süßduftendes Wort. Es ist eine feingemalte Initiale. Es bedeutet Jugend, Liebe, Lied und alles Schöne des Lebens. Aber was für ein Maitag ist dies! Blaß und freudlos. Und die kleinen Mädchen mit ihrem bloßen Hals und mit den Rosenkränzen um den Kopf machen mich mehr an den Tod, als ans Tanzen denken. Sie sehen aus wie kleine Opferlämmer. Ein trauriger Gedanke für den 1. Mai.

2. Mai. Der Bürgerkrieg dröhnt dumpf heran und sammelt sich (grumbles and growls and gathers), aber die Sturmwolken brechen noch nicht. Sumner kommt heraus zum Thee. Er scheint ziemlich niedergedrückt. Es ist wirklich eine schwüle Atmosphäre — der bevorstehende Gerichtstag einer Nation!

9. Mai. Ein herrlicher Morgen. Ging in die Stadt. Traf Sumner auf der Straße, der stehen blieb, um von Emersons Vortrag über die englischen Dichter vom vorigen Abend zu plaudern. Traf nachher den Lecturer selbst. Am Nachmittag ging ich mit Felton zum Arsenal, um die Studenten sich einüben zu sehen — eine Staatsparade. Da der Major nicht kam, so wurden Felton und ich gebeten, die Revue vorzunehmen! — Das thaten wir, indem wir die Front, vorn und hinten, auf- und abmarschirten.

27. Mai. Tage kommen und gehen, voll Unruhe in der Luft und in den Herzen der Menschen.

29. Mai. Zornige Artikel in den Zeitungen über England. John Bull führt sich nicht gut auf gegenüber dieser Rebellion. Er zieht vor, Civilisation und Barbarei auf eine Linie zu stellen.

— — — — — — — — — — — — —

26. Juni. Die zwei Armeen nähern sich einander und eine Schlacht steht bevor."

Ehe die Kriegsereignisse indes eine entscheidende Wendung nahmen, traf den Dichter unversehens der schwerste und härteste Schlag seines ganzen Lebens. Am 9. Juli saß seine Frau mit zwei der kleinen Mädchen in seiner Bibliothek und wollte eben ein paar Packetchen zusiegeln, als ein Zündhölzchen, das sie unvorsichtiger Weise noch brennend auf den Boden geworfen, ihr leichtes Sommerkleid in Brand steckte. Im plötzlichen Schrecken schürte sie das Feuer, während sie es löschen wollte. In wenigen Minuten stand sie ganz in Flammen und erhielt so furchtbare Brandwunden, daß sie denselben schon am folgenden Morgen erlag. Der unglückliche Gatte, der alsbald auf ihren Hilfeschrei herbeistürzte, vermochte den Flammen erst Einhalt zu gebieten, als es schon zu spät war.

Er zog sich dabei selbst schwere Wunden zu, so daß er nicht einmal dem Begräbniß beiwohnen konnte, das am 12. Juli, am neunzehnten Jahrestag ihrer Hochzeit, stattfand.

Es war ein entsetzlicher Schlag. Der gemüthvolle Dichter, der mit innigster, zärtlichster Liebe an seiner treuen Gattin hing, fühlte sich wie zermalmt, vernichtet. Die freundlichsten Erweise der Theilnahme von nah und fern wurden ihm zu theil, aber sie vermochten nicht den unersetzlichen Verlust zu lindern. Er brachte es nicht übers Herz, davon zu reden. Noch Monate später schrieb er einem weit entfernt wohnenden Bruder: „Ueber das, woran wir beide denken, kann ich nicht schreiben. Gottes Wille geschehe!" Als ihn ein Besucher ermunterte, sein Kreuz geduldig zu tragen, sagte er: „Das Kreuz tragen — ja! Aber wie, wenn man darauf ausgestreckt ist?" — —

Er zog mit seinen Kindern für die nächsten Wochen nach Nohant an die Seeküste, wo er gewöhnlich alle Jahre einen Theil des Sommers zuzubringen pflegte. An Stelle der Mutter beaufsichtigte er selbst die Kleinen, ging mit ihnen spazieren und fuhr mit ihnen aus. Es war ein schöner Herbst. „Das Land herrlich," ruft er aus, „aber ach! wie traurig! ... Draußen alles voll Lieblichkeit, aber drinnen Hunger, Hungersnoth des Herzens!"

„Wie unaussprechlich traurig," notirt er an Weihnachten, „sind alle Feiertage! Aber die lieben kleinen Mädchen haben gestern ihren Weihnachtsbaum gehabt, und eine unsichtbare Gegenwart segnete die Scene."

Einige Tage zuvor erwähnt er einen einsamen Spaziergang unter den Tannen, in hellem Morgensonnenschein und dazu die Verse:

„Known and unknown, human, divine!
Sweet human hand and lips and eye,
Dear heavenly friend, who canst not die;
Mine, mine for ever, ever mine!"

„Bekannt und unbekannt, menschlich und göttlich,
Mit eines Menschen trauter Hand und Aug' und Lippen,
O süßes Himmelslieb, du kannst nicht sterben,
Mein, mein bist du für ewig, ewig mein!"

Der Schmerz war ihm zu tief, zu heilig, als daß er ihn vor andern in Trauerlieder hätte ausschütten mögen. Zu anderweitiger Production fühlte er keine Stimmung. Indem er sich nach einer ernsten Arbeit umsah, die ihn länger beschäftigen könnte, kam er zum Entschluß, die „Divina Commedia", von welcher er schon manches übersetzt hatte, vollständig ins Englische zu übertragen. Dante ward sein Tröster. Fünf volle Jahre arbeitete und feilte er an der Uebersetzung. Das vielfache Studium, welches schwierige Stellen und die nöthigen Anmerkungen erheischten, boten reiche Beschäftigung und Zerstreuung. Der tief religiöse Gehalt der Dichtung aber entsprach seiner ernsten Stimmung, goß Trost in sein wundes Herz und erhob sein Gemüth in die unsichtbare Welt, in welche seine Gattin ihm vorangegangen. In Beatrice fand er sie gleichsam wieder, sie führte ihn täglich in den Wunderdom des erhabenen Weltgedichtes, in welchem sein Geist die köstlichste Nahrung fand, ausruhte, aufathmete und betend sich zu Gott emporschwang.

Im April 1862 entriß ihm der Tod auch einen seiner treuesten Freunde, den Hellenisten Felton. Es war ihm, als wirbelte und sänke die Erde unter seinen Füßen. Seine Trauer überwältigte ihn von neuem. „Es ist schwer," schreibt er an Freiligrath, „solch ein zertrümmertes Leben neu aufzubauen. Es bröckelt zusammen, wie Sand. Aber ich versuch's und bin geduldig; und doch, nachdem ich gesehen, was ich gesehen, wundere ich mich, daß ich noch am Leben bin. Meine Kinder sind alle wohl, und das tröstet mich und macht mir Muth."

„Meine kleinen Mädchen," heißt es in einem andern Briefe, „flattern in meinem Studirzimmer herum so fröhlich wie zwei Vögel. Sie treffen Vorbereitungen, um den Geburtstag einer ihrer Puppen zu feiern, und auf dem Tisch finde ich das bei-

liegende Programm, das ich unterschlage und Ihnen sende, da ich denke, daß es Ihnen Spaß machen wird. Was für eine schöne Welt doch diese Kinderwelt ist! So voll Leben und Phantasie! Ich habe ein ungeheures Vergnügen, indem ich diesem Treiben zusehe, und fühle all die Zärtlichkeit der Worte, die einst von den gesegneten Lippen ertönten: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!‘ Wie kann man nach einem solchen Segen hart gegen ein Kind sein!"

Im Juni 1862 schloß sich Longfellow mit seinen zwei Söhnen einigen Freunden an, die den Niagara besuchen wollten. Obwohl der Ausflug nur zehn Tage dauerte, that er ihm doch sehr wohl. Nach der Rückkehr fand er sich allerdings sehr einsam und verlassen, aber im Herbst raffte er sich auf und fing wieder etwas zu dichten an. Die officielle Erklärung der Sklavenemancipation am 23. September machte ihm eine außerordentliche Freude. Der Krieg war indes damit nicht beseitigt, und im folgenden Jahre war es nahe daran, daß auch der Dichter der nationalen Sache ein schweres Opfer hätte bringen müssen. Sein älterer Sohn Charles war, obwohl noch nicht zwanzig Jahre alt, als Cavallerie-Lieutenant in die Armee am Potomac eingetreten, erkrankte schon früh im Sommer am Fieber, und wurde, nachdem er kaum den activen Dienst wieder hatte antreten können, in der Schlacht am Rapidan gefährlich verwundet. Eine Flintenkugel durchbohrte ihm beide Schultern; er kam nur mit genauer Noth mit dem Leben davon. Ein Telegramm rief am 1. December 1863 den Vater plötzlich nach Washington. Als er dort an der Station auf den Zug wartete, der die Verwundeten bringen sollte, schritt ein militärisch gekleideter Mann auf ihn zu und sagte: „Sind Sie Professor Longfellow? Geben Sie mir Ihre Hand. Ich bin Dr. B. aus Riga. Ich habe ihren ‚Hiawatha‘ ins Russische übersetzt. Als ich in dieses Land kam, verlangte ich nur drei Männer zu sehen — Agassiz, Emerson und Sie. Ich freue mich, Sie hier in dieser Angelegenheit zu sehen. Ich freue mich, zu sehen, daß Sie ein Mann sind. Ich sah einmal Ihr Portrait in einer englischen

Zeitung, und es sah wie ein — aus!" Der Zug brachte den verwundeten Sohn mit fünfzehn anderen Offizieren in einem Gepäckwagen. Die Wunden waren höchst bedenklich; einer der Wundärzte fürchtete plötzliche Lähmung, andere sprachen sich günstiger aus. Nachdem der nöthige Urlaub eingeholt, brachte Longfellow seinen Charles nebst einem andern verwundeten Offizier glücklich nach New-York und von da nach Hause, wo unter freundlicher Pflege die Heilung den erwünschten Fortgang nahm. „Diese Jungen sind doch wacker," sagt Longfellow in einem Briefe, „nicht das leiseste Murren, keine Klage, obwohl die Wunde einen Fuß lang ist. Er gibt vor, es thu' ihm gar nicht weh!"

Unterdessen hatte der Dichter bereits am 6. April die Uebersetzung der ganzen „Divina Commedia" zu einem vorläufigen Abschluß gebracht; es war ihm einmal vierunddreißig Tage hintereinander gelungen, jeden Tag einen Gesang zu übersetzen; aber dann waren wieder vielfache Unterbrechungen erfolgt und er selbst über dieses und jenes wieder unschlüssig geworden. Auf den Rath seines Freundes Charles Norton verschob er die Herausgabe auf das sechste Centenarium von Dante's Geburtstag, das am 25. März 1865 zu Florenz feierlich begangen werden sollte, arbeitete die Uebersetzung theilweise nochmals durch und wandte besonders den erläuternden Anmerkungen noch mehr Zeit und Mühe zu. Auch ein größeres eigenes Werk: die „Wirthshausgeschichten", oder „Tales of a Wayside Inn", gelangte zur Vollendung und konnte im November 1863 der Oeffentlichkeit übergeben werden. Die völlige Ausgabe der Dante-Uebersetzung dagegen zog sich noch bis zu seinem sechzigsten Geburtstag (1867) hinaus, nachdem er indes den ersten Theil zur Dante-Feier fertiggestellt und ein Exemplar davon dem italienischen Gesandten „in Commemorazione del secentesimo anniversario di Dante Alighieri" officiell hatte übergeben lassen.

George Ticknor, ein sehr gediegener Kenner der englischen wie der romanischen Literaturen, war von der Uebersetzung ganz befriedigt:

„Es kann," wie mir scheint, „kein Zweifel sein, Sie haben etwas Erstaunliches geleistet. Ich hätte es zuvor nicht für möglich gehalten und begreife jetzt noch nicht, wie Sie es fertig gebracht haben. Ich folgte, Canto um Canto, Ihrer Führung, mich die ganze Zeit wundernd, ob Sie ausgleiten oder straucheln würden; aber das geschah nicht, so weit ich beobachten konnte, und ich glaubte, wachsam zu sein. Die Bewegung Ihres Verses — ich meine Cadenz und Rhythmus — erklären vielleicht einen guten Theil Ihrer Gewandtheit oder, besser gesagt, verheimlichen dieselbe; obwohl, ich muß gestehen, ich auch nach einiger Erwägung nicht verstehe, wie Sie in einem so verschiedenen Maße uns doch gewissermaßen das Vorhandensein der Terzinen empfinden lassen. Ob Sie sich nicht die Arbeit durch schwierigere und beschränkendere Bedingungen belastet haben, als die freie poetische Bewegung verträgt, welche ein durch und durch englischer Leser verlangt, das muß die Volksstimme, unabhängig von den gelehrten Dante-Freunden, entscheiden. Auf diese Bank von Richtern kann ich mich nie als competent niedersetzen; ich werde beim Lesen ihrer Uebersetzung immer den Ton des Originals im Ohre behalten."

Aehnlich wie König Johann von Sachsen, „Philalethes", hatte auch Longfellow nach reiflicher Ueberlegung auf den Reim Verzicht geleistet, dafür aber sich angestrengt, möglichst genau Zeile für Zeile, Wort für Wort wiederzugeben. Während er an dieser langsamen Geduldarbeit still und friedlich arbeitete, kam im Frühjahr 1865 der große Bürgerkrieg zum blutigen Entscheid. „So endigt die Rebellion der Sklavenbesitzer!" rief er aus, als am 7. April die Nachricht kam, daß General Lee mit seinen Truppen die Waffen gestreckt hätte. Das Attentat auf Präsident Lincoln und Secretär Seward schmerzte ihn tief; da dasselbe jedoch für die politischen Ergebnisse des großen Krieges ohne schädliche Folgen blieb, so athmete er bald wieder auf. Sein Freund Sumner hielt dem ermordeten Präsidenten eine glänzende Lobrede und sah guter Dinge dem weitern Verlauf der Ereignisse entgegen.

„Der Senator (Sumner),“ meldete der Dichter am 11. Juni 1865 seinem Freund George W. Green, „hat heute bei mir dinirt, wie ich hoffe, mit Befriedigung; er schläft wenigstens jetzt in dem großen Armstuhl, ein weißes Taschentuch über seinen Kopf gebreitet. Er hat jetzt zwei Reden im Sinne — eine über die Wichtigkeit des Neger-Stimmrechtes und eine andere über unsere auswärtigen Beziehungen — besonders zu unsern englischen Vettern. Ich für mich habe über die große Wichtigkeit Betrachtungen angestellt, welche es für einen Schriftsteller hat, unbekannt zu bleiben, bis er sein Werk ganz im Reinen hat. Man kann das kaum überschätzen.“

Nachdem der Dichter seine Dante-Uebersetzung vollendet hatte, wandte er sich den bereits 1858 begonnenen Neu-England-Tragödien zu. Er hatte für dieselben eine Menge merkwürdiger und seltener Specialschriften über die ältere Kolonialgeschichte gesammelt und durchstudirt. Doch erlitt die Arbeit so viele Unterbrechungen, daß sie erst 1868 endlich zum Abschluß kam. Longfellow hatte dabei seinen frühern großen Plan im Auge, in einer großen Dichtung „Christus“ die drei Zeitalter des Christenthums darzustellen. Die „Tragödie“ sollte das dritte Zeitalter, das Zeitalter der „Liebe“, bedeuten, und der Prolog bezeichnet „Liebe“ auch einigermaßen als die Moral der beiden Stücke, ohne dieselben jedoch mit der „Goldenen Legende“ oder mit weiteren poetischen Plänen in Verbindung zu bringen.

14. Lyrik. Balladen. Aesthetische Ansichten.

Fehlt es Longfellow an der gewaltigen, das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen aufrüttelnden Leidenschaft, welche dem großen Dramatiker zu Gebote stehen muß, um der Tragik des Menschenlebens und der Völkergeschichte ihre ergreifendsten Seiten abzugewinnen, so ist sein Gemüth dagegen um so reicher an all jenen zarteren Gefühlen, welche die Alten unter dem Namen Ethos zusammenfassen und welche genügen, einen großen Lyriker zu schaffen. Ein solcher ist Longfellow sicherlich. Die Welt der zarteren Gefühle ist so recht sein Königreich, lyrische Sangeslust die eigentliche Seele seiner Werke. Wie dem Jüngling die ihn umgebende Natur als eine große, herrliche Symphonie erschien, die er mitzusingen und mitzuleben versuchte, so ward dem Manne das Menschenleben mit all seinen Freuden und Schmerzen, Hoffnungen und Enttäuschungen, irdischen Kämpfen und himmelanstrebenden Wünschen zum Liede. Man müßte so ziemlich die ganze Liste der edelsten Gefühlstonarten und Liederaccorde aufs neue herzählen, um seinen Sangesreichthum zu beschreiben. Wir wollen indes nur bei dem verweilen, was seine Lyrik mehr in religiöser Hinsicht charakterisirt.

Das ist vor allem seine Naturanschauung. A. von Humboldt würde von ihr sagen müssen, sie sei die „erhaben-eintönige" des hebräischen Monotheismus, d. h. sie ist christlich. Sterne und Blumen, Ocean und Flüsse, Berge und Wälder, aller Zauber des Tropenfrühlings und alle wilde Herrlichkeit des nordischen Wintersturms sind ihm Stufen, um zu Gott emporzusteigen, Liebeszeichen, ihn an die ewige Liebe zu erinnern, Gnadenrufe, um ihn an die

Quelle der ewigen Güte heranzuziehen. Wenn sich auch die Wandlungen und Stimmungen des Gemüths, die Leiden und Freuden des Menschenherzens in ihnen spiegeln, so enthält auch dies Spiegelbild wieder einen Abglanz der ewigen Liebe, welche die Menschheit und die Welt, die sittliche und physische Weltordnung zu einem großen Ganzen zusammenhält. Von der huldreichen Bewilligung, welche „Apollo" durch den launigen Cervantes den Dichtern gab, alle Sterne zu Ehren ihrer Geliebten zu verpuffen, macht Longfellow keinen Gebrauch: es widerstrebt seinem tiefchristlichen Gefühl, auch nur in der Dichtung eine schnell dahinwelkende Schönheit an Stelle des Unsterblichen zum Mittelpunkt seiner Empfindung und des Universums zu machen. Anakreons bacchantische Gefühlswelt liegt ihm ferne. Man vergleiche seine Meerbilder mit denjenigen Byrons oder Heine's, und man wird empfinden, welche Harmonie alle seine Natureindrücke bis in die kleinsten Erscheinungen durchwaltet, wie sein Herz alle die creatürlichen Strahlen zu einem Spiegelbild vereint, während der von Gott losgerissene Titanengeist sie in wilde Phantasmagorien oder in die chaotischen Fluten eines pantheistischen Alls auseinanderreißt. Longfellow ist eine schöne Seele im schönsten Sinne des Worts — und er schämt sich nicht, es zu sein, auch vor der großen Welt, die den Lust- und Qualgesängen geistreicher Ehebrecher Beifall zollt und seine Frömmigkeit voraussichtlich langweilig und melancholisch finden wird.

Erheben sich seine lebensvollen, warmen Natur- und Stimmungsbilder — weit über die trübsinnlichen Regionen des modernen Naturalismus hinaus — zu dem reinsten, edelsten Naturgenuß, so ist seine Poesie der Liebe ausnahmslos keine Poesie eines verblümten oder unverblümten Sensualismus, sondern der tiefsten und keuschesten Familienliebe. Frühe hatte Tod und Leiden seine Seele geläutert, dem Mond sein Serenadensilber und den Rosen ihren wollüstigen Duft abgestreift. Er trug den Schmerz wie ein Christ — und fand als Dichter wie als Mensch reichen Ersatz in der festen Hoffnung eines ewigen Lebens. Wie ein fernes Gebirge, von

immer leuchtenden Morgenstrahlen verklärt, schaut der Gedanke der Ewigkeit in die bunte Welt seiner Poesie hinein. Zu ihr flüchtet er aus dem ewig wechselnden Gebiete irdischen Ringens, Liebens und Strebens. An ihr stärkt er sich und rafft er sich empor zu unerschütterlichem Muthe und heiliger Freude. Die ernsten Gedanken, die sie einflößt, scheute er nicht und wies sie nicht von sich, wie so viele, die sich starke Geister nennen.

„Ich begann ein Gedicht auf eine Uhr,“ so sagt er in seinen Tagebuchnotizen (12. November 1845), „mit den Worten ‚Immer — nimmer!‘ als Refrain. Ich danke sie einer Stelle des alten französischen Missionärs Bridaine, welcher über die Ewigkeit sagt: C'est une pendule dont le balancier dit et redit sans cesse ces deux mots seulement dans le silence des tombeaux: Toujours, jamais! Jamais, toujours! Et pendant ces effroyables révolutions, un réprouvé s'écrie: ‚Quelle heure est-il?‘ et la voix d'un autre misérable lui répond: ‚l'Éternité!‘ — Sie ist eine Uhr, deren Pendel in der Stille des Grabes unaufhörlich nur immer und immer wieder die zwei Worte sagt: Immer, nimmer! Nimmer, immer! Und während dieser schrecklichen Zeiträume ruft ein Verdammter aus: ‚Welche Stunde haben wir?‘ Und die Stimme eines andern Verworfenen erwiedert ihm: ‚Die Ewigkeit!‘“

Er scheute sich nicht, die ernste Mahnung des alten Volksmissionärs zum Liede zu gestalten, und sie so der modernen Welt zu verkündigen, die von dem Glauben an eine Ewigkeit nichts mehr wissen will. Ihm ist die Mahnung aus der Seele gesprochen, und statt dem Pendelschlag der Ewigkeit zu entfliehen, lauscht er ernst und tief ergriffen ihrem Rufe.

Die alte Wanduhr an der Treppe.

Zurück vom Dorfe, ein wenig abseit,
Das Landschloß steht, altmodisch und breit,
Und schlanke Pappeln beschatten das Thor,
Das schwer und geschnörkelt raget hervor,

Und drinnen im Treppenhause der Halle
Die alte Stockuhr begrüßet alle:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

An der Treppenecke sie feierlich steht
Mit den schleichenden Zeigern früh und spät,
In dem festen, massigen Eichenschrein,
Und schaut so ernst wie ein Mönch darein,
Der, sich bekreuzend, in ernster Buße
Jeden begrüßt mit demselben Gruße:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Bei Tage spricht sie leis und sacht,
Doch in der Todtenstille der Nacht,
Da tönt sie schrill wie ein knarrender Schritt,
Und alle Wände hallen es mit;
In den öden Gängen tickt es helle,
Dringt über jede Zimmerschwelle:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

An Tagen des Todes, an Tagen der Freude,
Bei festlichem Jubel, in drückendem Leide,
Wie ewig wechselnd die Zeit sich dreht,
Unveränderlich da sie steht,
Und als sähe sie alles in göttlicher Sicht,
Sie schauerlich ruhig die Worte spricht:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Gar gastlich war's in dem alten Haus,
Viel Freunde gingen da ein und aus,
Es prasselte mächtig der freundliche Herd,
Wo auch der Fremde war lieb und werth,
Doch wie ein Gespenst bei lustigem Mahle
Warnte die Schlaguhr am vollen Pokale:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Da spielten Kinder im stattlichen Raum,
Da träumten Verliebte den seligsten Traum.
O köstliche Stunden! O goldene Zeit,
Wo reich die Liebe, das Herz so weit!
Doch wie ein Geizhals ängstlich sein Geld,
Auch diese Stunden die Hausuhr zählt:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Aus jenem Zimmer in Jugendpracht
Die Braut trat in der bräutlichen Nacht,
Hier unten im Saale schweigend gebannt,
Lag sie als Leiche im weißen Gewand,
Und hielten wir inne im Trauern und Fleh'n,
Da hörten die alte Uhr wir geh'n:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Alle sind längst getrennt und entfloh'n,
Vermählt, vergessen, im Grabe schon;
Und wenn ich mich frage in nagender Pein:
„Wann werden wir wieder beisammen sein?"
Dann hör' ich, wie einst in fröhlichen Tagen,
Die alte Wanduhr deutlich sagen:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Hier unten nimmer, doch immer dort,
Wo Abschied und Leiden auf ewig fort,
Wo Tod und Zeit entflieh'n vor dir;
Für immer dort, doch niemals hier!
Das ruft in wandellosem Heut
Der Pendelschlag der Ewigkeit:
Immer — nimmer,
Nimmer — immer!

Obgleich er sich selbst als Troubadour bei der Lesewelt eingeführt und die Minnesänger Frankreichs, Spaniens und Deutschlands

mit Liebe studirt hatte, ließ er sich von ihrer weltlichen Minnesängerei durchaus nicht fesseln, noch viel weniger bestimmen, das ewig nie ausgesungene Lied von Minne und Sprödigkeit, Leid und Verrath, Qual und Triumph, Mondschein und schönen Augen zum Hauptthema seiner Dichtung zu nehmen. Selbst wenn er entschwundenen und verblühten Jugendträumen seinen Scheidegruß zuwinkt, tritt der Gedanke der Familie veredelnd zwischen diese Träume, und die eheliche Liebe ist ihm ein mystisches Band, das weit über die Grenzen der Erde hinausreicht und Seelen für die Ewigkeit verkettet. Darum liebt er die Geister der verstorbenen Geliebten, bleibt mit ihnen in treuem Umgang, versammelt sie oft und herzlich am heimischen Herde; darum liebt er die Kinder, die hoffnungsreichen Pfänder jener Liebe, aus deren unschuldigem Auge die Liebe Gottes und die Hoffnung ewiger Jugend wiederstrahlt; darum liebt er die Jungfräulichkeit, die ungetrübte Reinheit der Seele, als die einzige Bürgschaft wahrer Liebe und Treue, als eine Mahnung, daß es noch eine höhere, überirdische Brautschaft und Liebe der Seele gibt; darum liebt er die Heiligen der katholischen Kirche, die Madonna mit ihrem Engelsgefolge, den Heiland, der die Kinder segnet, den Liebesjünger, der an Jesu Brust die Geheimnisse der Gottesminne vernimmt. Weil in Gottesminne wurzelnd, hat seine Menschenliebe denn auch einen durchaus universellen Charakter; sein Herz umfängt warm und liebend alle Völker, die ganze Menschheit. In den Liedern des Indianers findet er Goldkörner der Uroffenbarung wieder; in den Psalmen und Evangelien tönt ihm die Rede Gottes an die Menschheit und freudig trägt er ihre Klänge weiter; an den Puritanern ehrt er ihre Gottesfurcht, an der katholischen Kirche ihre thatkräftige Liebe und ihre liebevolle Darstellung des christlichen Gedankens: ohne Scheu, wie ein Freund und Kind, nimmt er ihre reiche Symbolik in seine Lieder auf und singt von ihren ewig schönen Gedanken. Die Lieder der Theilnahme, die er den Negern, den Indianern und Juden weihte, sind nicht von frostigem Humanitätsschwindel, sondern von glaubensvoller Liebe getragen. Bezeichnend für seine

Stellung zum antiken Heidenthum ist es, wenn er in Prometheus nicht den revolutionären, antichristlichen Feuerdieb sieht, sondern den schaffenden Genius, der nur durch tiefes, gewaltiges Leiden das Höchste zu erkämpfen und zu erringen im Stande ist.

„Solches war das Schicksal Dante's,
Den Exil und Schmach berauschten,
So ward Milton und Cervantes,
Da sie Lust mit Schmerzen tauschten,
Priester, die dem Gotte lauschten.

Ist nicht allen auch gegeben
Kraft, durch solche Riesenschmerzen
Zu des Himmels Burg zu streben
Und mit Feuer zu beleben
Immerdar der Menschen Herzen:

Alle Sänger, die noch glühend
Ehren jene hehren Sagen,
Schwingen ihre Fackel sprühend,
Da sie, durch das Nachtreich ziehend,
Kühn voran die Botschaft tragen."

Das Vorurtheil, daß die christliche Weltanschauung weibisch, unmännlich, sentimental mache, und daß man nothwendig ein „starker" Geist sein müsse, um ein Mann zu sein, widerlegt sich klar genug in diesen und ähnlichen Äußerungen des kräftigsten poetischen Schwungs, deren wir eine ganze Reihe anführen könnten. Mit der ganzen Kraft einer angelsächsischen Mannesseele hängt der Dichter an seinem Amerika und dessen nationaler Freiheit. Sein „Schiffsbau" ist eines der schönsten Kunstdenkmale, welche die „Union" verherrlichen, gewaltig wie Wogenrauschen und kräftig wie des Seemanns Parole im Sturm. Aber von allem republikanischen Rodomontiren und Bramarbasiren verlotterter Revolutionshelden ist er so frei, wie es eben nur ein wahrer Freund der Freiheit sein kann. Mit den Männern ein Mann, weiß er mit

den Kindern Kind zu sein, und seine Kindlichkeit wie seine Manneskraft hat nichts Gemachtes, sie strömt aus vollem, reichem Herzen:

„O kommt zu mir, ihr Kinder,
Und flüstert ins Ohr mir ein,
Was Vögel und Winde singen
In eurem Sonnenschein!

Denn was ist all die Weisheit,
Die aus den Büchern spricht,
Verglichen mit eurer Liebkosung,
Eurem strahlenden Angesicht?

Was sind da alle Balladen,
Die je ein Sänger bot?
Ihr seid lebend'ge Gedichte,
Und alles and're ist todt!"

Von ähnlichem Geiste, wie die Lyrik, sind auch Longfellows Balladen und kleinere epische Gedichte getragen, wie z. B., um wenigstens einige der hauptsächlichsten zu nennen: „Das gepanzerte Skelett", „Der Untergang des Hesperus", „Walther von der Vogelweide", „Der Dorfschmied", „Nürnberg", „Der Gouverneur der fünf Häfen" (Wellingtons Tod), „Das Geisterschiff", „Des Kaisers Vogelnest", „Oliver Basselin", „Die Entdecker des Nordcaps", „Victor Galbraith", „Sandalphon", „Der blinde Bartimäus", „Excelsior", „Der Glockenthurm von Brügge", „Der normännische Baron", „Der indianische Jäger", „Kambalu", „Getödtet an der Furth". Weitaus die meisten haben einen ausgeprägt romantischen Charakter; sehr viele nähern sich in Ton und Haltung den Balladen Uhlands, zu dem sich Longfellow schon früh mächtig hingezogen fühlte und von dem er einige Balladen, wie das „Schloß am Meer" und „Das Glück von Edenhall", trefflich übersetzt hat. Andere schließen sich mehr an altschottische und altenglische Vorbilder an, wieder andere an spanische, dänische und schwedische.

Je reicher die Mannigfaltigkeit der in diesen Balladen und Erzählungen wie in Longfellows Lyrik behandelten Stoffe, Motive und Formen ist, desto mehr muß die Einheit des ernst-religiösen Geistes auffallen, der sie im großen Ganzen beherrscht. Diese Richtung, welche Longfellow auch in seinen größeren Werken festhält, hat aber ihren Grund nicht bloß in unbestimmter Neigung des Gemüthes, sondern in praktisch klaren, wenn auch nicht philosophisch formulirten Grundsätzen, die da und dort in seinen poetischen Werken deutlich genug hervortreten. Sie stehen vorab, was die Stellung der Kunst zur Religion betrifft, in unverkennbarem Gegensatz zu einer dem Christenthum abgewandten Aesthetik.

Sein erster und leitender Grundsatz in dieser Hinsicht ist, daß die Poesie (wie die Kunst überhaupt) eine Gabe Gottes ist, und nicht zum Zweck hat, den Menschen bloß zu unterhalten und zu belustigen, sondern durch Darstellung des Schönen sittlich zu heben und zu veredeln. Dieser Gedanke findet seinen Ausdruck in folgendem Gedicht:

Die Sänger.

Mit Liedern voll von Weh und Lust
Sandt' Gott zur Welt die Sänger aus,
Zu rühren aller Menschen Brust,
Zu leiten sie zum Vaterhaus.

Jung war der erste, voller Glut,
Wie Gold floß seines Sanges Flut,
Am Bach ging er, am Waldessaum
Und sang in Liedern unsern Traum.

Auf off'nem Markt, in vollem Bart
Der zweite sang, vom Volk umstarrt,
Sein Lied so tief, so mächtig rauscht',
Daß jeglich Ohr entzückt ihm lauscht'.

Der dritte sang, ein würd'ger Greis,
In alten Domen, Gott zum Preis;
Der Reue Strom dazu so voll
Aus gold'nem Orgelmunde quoll.

Die Menge, so gehört die drei,
Stritt, wessen Lied das beste sei;
In jedem Herz ihr Liederschall
Fand gar verschied'nen Wiederhall.

Da sprach der Meister: „Es ist gut
In seiner Art, wie's jeder thut.
Ich hab' den drei'n ihr Lied vertraut:
Daß es erfreut, stärkt und erbaut."

Das ist des großen Dreiklangs Macht,
Und wessen Herz ist wohl bedacht,
Dem wird kein Mißton in den drei'n,
Die vollste Harmonie nur sein.

Der andere Grundsatz, der nothwendig aus dem ersten folgt, ist, daß die Kunst, sobald sie der Sünde dient, ihrem wahren Zwecke entfremdet und entweiht wird. „Ich fürchte," so läßt der Dichter seinen Flemming im „Hyperion" sagen, „daß die Seele des Menschen in den Städten hochmüthig wird; man muß sie bisweilen gleich jenem assyrischen (?) Monarchen hinaus aufs grüne Feld schicken, um Gras zu essen, um sich in Regenschauer und Wintersturm zu wecken und zu läutern. Ueberdies ist die Seele in den Städten in Gefahr, sich der Genußsucht in die Arme zu werfen und ihren hohen Beruf zu vergessen. Es gab Seelen, die waren dem Himmel geweiht von Jugend auf und von guten Engeln behütet, wie süße, verschlossene Gärten voll heiliger Gedanken und Gebete und guter Vorsätze, in denen fromme Wünsche wohnten gleich gottgeweihten Jungfrauen und in denen jede Vorstellung ein Heiligenbild war; und doch, in großen Städten, im bunten Treiben des Lebens sind sie durch die verrätherische Lockung der Gelegenheit, durch den trüben Schwall der Leidenschaft in Unreinheit und Sünde gerathen. Sie gleichen jenen Klöstern am Rheinstrom, welche sich in Wirthshäuser verwandelt haben, aus deren Räumen die einstigen frommen Bewohner längst vertrieben sind, in deren Kreuzgängen der Fuß des Fremden die ehrwürdigen Bilder der dort begrabenen Seligen

verwischt hat, die nicht mehr von heiligen Sängen wiederhallen, sondern von wildem, wüstem Lärm." Man könnte den Geist der Unreinheit, der einen so großen Theil der modernen Poesie verwüstet hat, kaum feiner und schlagender brandmarken, als Longfellow es hier gethan hat.

Ein dritter, weittragender Grundsatz, dem Longfellow huldigt, betrifft die Unterordnung der Kunst unter die sittlichen Forderungen des Christenthums und überhaupt unter die christliche Idee. Das classische Hellas und Rom wie die Göttersage der nordischen Germanen ist ihm eine untergegangene Welt, und zwar eine Welt, die nicht zu betrauern, nicht zurückzuwünschen ist. Das „neue Land des Gesanges" soll ein christliches sein; von einer Vergötterung des griechischen Olymps ist bei ihm keine Spur. In dem Gedichte „Tegnér's Drapa" schildert er schwunghaft den Untergang der nordischen Götter Baldur und Hödur; dann fügt er bei:

„So vergeh'n die alten Götter!
Aber aus dem Meer der Zeit
Taucht ein neues Land des Sanges,
Schöner als das alte.
Ueber seine grünen Matten
Wandeln singend die jungen Barden dahin.

Bauet es wieder,
O ihr Barden,
Schöner als zuvor!
Ihr Väter des neuen Stammes,
Nährt euch am Morgenthau,
Singt den neuen Sang der Liebe!

Das Gesetz der Gewalt ist erloschen!
Das Gesetz der Liebe gilt!
Thor, der Donnerer,
Wird nimmer diese Erde lenken,
Nimmer drohend
Zum Kampfe fordern den milden Christus.

Singt nicht mehr,
Ihr Barden des Nordens,
Von Vikingern und Jarlen!
Von den Tagen der Vorzeit
Bewahrt die Freiheit nur,
Nicht die blutige That."

Begegnet Longfellow sonst in seiner Liebe zur nordischen Poesie den Barden aus Klopstocks Schule und den Dichtern des Hainbundes, so hat die christliche Idee sowohl als das an den Alten gebildete Kunstgefühl diese Neigung bei ihm bedeutend geläutert, ja dieselbe erscheint nur als ein Theil jenes poetischen Universalismus, den er mit den deutschen Romantikern gemein hat. Von dem Protestantismus, den er in seiner Jugend mit auf den Weg bekommen, hatte er das Negative bereits als Jüngling ziemlich verloren, das Positive, d. h. den Glauben an Gott, Christus und Evangelium, behalten und sein Hauptaugenmerk dem Kunstschönen zugewandt, soweit dasselbe mit seinen religiösen Idealen zusammenhing. Diese Ideale gehörten einer zweifachen Ordnung an, die einen dem Bereiche der natürlichen Religion und Ethik, die anderen der geoffenbarten Christusreligion, der Religion der übernatürlichen Wahrheit und Liebe. Besonders in letzterer Richtung hin erschlossen ihm seine Studien in Europa eine ganze Welt, mit der sich die amerikanische Literatur bis anhin so gut wie nichts zu schaffen gemacht hatte. Mit dem Eifer eines Columbus segelte er in diese beiden Welten hinein und ward naturgemäß zuerst Uebersetzer, zwar nicht in jenem großen, literaturhistorisch tief eingreifenden Maßstab, wie Gottfried von Herder und August Wilhelm von Schlegel, aber auch nicht in dem unbedeutenden Grade eines geschäftsmäßigen Uebersetzers oder Dilettanten. Wie einer, der das Sittlich-Schöne in den „Stimmen aller Völker" zu erlauschen verlangt, warf er seine Fangnetze in alle Literaturen aus, übersetzte aus dem Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, Französischen, Provenzalischen, Angelsächsischen, Dänischen, Schwedischen und Deutschen, und hielt sich innerhalb dieser Literaturen wieder nicht an einzelne

Dichter, sondern holte sich aus den verschiedensten Dichtern das heraus, was mit seinen religiösen Idealen am meisten im Einklang stand. Die umfangreichsten dieser Uebersetzungen sind außer der Todtenklage Jorge Manrique's auf seinen Vater (aus dem Spanischen) „Das blinde Mädchen von Castel-Cuillé" (aus dem Provenzalischen des Jasmin) und „Die Kinder des Nachtmahls" (aus dem Schwedischen des Bischofs Tegnér), also nur eines aus protestantischer Atmosphäre, und zwar aus einer protestantischen Atmosphäre, in welcher sich mit dem lutherischen Abendmahl und patriarchalischer Einfachheit der Sitten der christliche Lebensgedanke länger und vollständiger erhalten hat, als in den meisten andern protestantischen Ländern. Tritt in den Uebersetzungen aus dem Deutschen (wobei Uhland und Mosen am meisten begünstigt sind) mehr die Liebe zum Romantischen und ein stiller, religiöser Ernst hervor („Die Todten" von Klopstock; „Das stille Land" von Salis; die „Woge" von Tiedge u. s. w.), so verrathen die übrigen Uebersetzungen aus Lope de Vega, Aldana und namentlich Dante, wie der Dichter das, was er am meisten suchte, eine künstlerische Behandlung des christlichen Gedankens, die Poesie des Christenthums, am reichsten und vollsten in den katholischen Literaturen fand.

Auch als Lehrer wirkte er in ähnlichem Sinne. Es war ihm nicht darum zu thun, in den Köpfen seiner Schüler einen unabsehbaren Schatz kritischer Gelehrsamkeit aufzuspeichern, sondern sie in christlichem Sinne echt humanistisch zu bilden. „So will ich denn diese Vorlesungen schließen", sprach er am Schlusse eines Cursus, der die italienische Literatur zum Gegenstande hatte; „beim Beginne boten sich zwei Methoden dar: diejenige der Kritik und Analyse, und jene der Geschichte. Ich wählte die letztere, weil sie für Sie und mich am geeignetsten war. Ich habe Ihnen das Thor zu diesem großen Friedhof, diesem Gottesacker der italienischen Dichter geöffnet. Ich habe Ihnen seine Hauptmonumente gezeigt, Ihnen die Namen, Daten und Inschriften gelesen. Vielleicht hätte ich weniger zu loben und mehr zu tadeln gefunden, wenn ich das gesucht hätte; denn in der Poesie wie in der Religion

sind ‚viele berufen, wenige auserwählt‘. Aber ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen diese absprecherische Kritik, die lieber nach Fehlern, als nach Vorzügen forscht. Und überdies habe ich eine starke Vorliebe für die Italiener. Ich liebe den Himmel über ihrem Haupt und den Boden unter ihrem Fuß.“

Welchen Einfluß der vertraute Umgang mit der katholischen Poesie auf seine eigene dichterische Entwicklung ausübte, wird dem Leser aus dem früher Gesagten schon genugsam ersichtlich sein. Er bestimmte aber auch seine Anschauung über die Aufgabe der amerikanischen Literatur im allgemeinen und befreite ihn vollständig von jener Schwindelwuth des Yankee-Geistes, welcher auf intellectuellem Gebiete wie auf materiellem Sturm laufen wollte, um in ein paar Jahrzehnten, wenn nicht Jahren, eine Literatur zu schaffen, so grandios „wie der Niagarafall, die großen Seen und die Alleghany-Berge“, so wild und urnatürlich „wie eine donnernd über die Prairie dahertobende Büffelheerde“; so national, daß sie nichts mehr mit dem Englischen gemein hätte. Dieser verrückten Idee einer amerikanischen Nationalliteratur stellte Longfellow schon im „Kavanagh“ folgende Bemerkungen entgegen, welche ihn als feinfühligen und tiefblickenden Kritiker kennzeichnen.

„Die Literatur ist eher ein Bild der geistigen Welt als der physischen, nicht wahr? eher der innern, als der äußern. Berge, Seen und Flüsse (d. h. die ganze äußere Natur) sind schließlich nur ihre Scenerie und Decoration, nicht ihre Substanz und Wesenheit.

„Das Nationale ist gut innerhalb gewisser Grenzen, aber das Universale ist besser. Was das Beste in den großen Dichtern aller Länder ist, ist nicht das Nationale, sondern das Universale. Sie wurzeln im heimischen Boden, aber ihre Aeste wogen in der unpatriotischen Luft, welche zu allen Menschen in derselben Sprache redet, und ihre Blätter strahlen von demselben uneinschränkbaren Licht, das alle Länder durchstrahlt. Laßt uns alle Fenster öffnen; laßt uns Licht und Luft von allen Seiten hereinlassen, damit wir frei nach allen vier Himmelsgegenden schauen mögen und nicht immer in derselben Richtung.

„Jeder lächelt, wenn er das isländische Sprichwort hört: ‚Island ist das beste Land, das die Sonne bescheint.‘ Laßt uns na=

türlich sein, und wir werden national genug sein. Ueberdies kann unsere Literatur nur insoweit strict national sein, als unser Charakter und unsere Denkart von der anderer Länder verschieden sind. Da wir nun gar sehr den Engländern gleichen — ja thatsächlich nur Engländer unter einem verschiedenen Himmelsstrich sind — so kann ich nicht einsehen, wie unsere Literatur von der ihrigen sehr verschieden sein soll. Hin gen Westen von Hand zu Hand reichen wir die brennende Fackel; aber sie ward angezündet an den alten, heimatlichen Feuerherden Englands (but it was lighted at the old domestic firesides of England).

„Die amerikanische Literatur ist keine Nachahmung, wohl aber eine Fortsetzung der englischen. Und dies ist keine engherzige, sondern eine weitblickende Auffassung. Keine Literatur ist abgeschlossen, bevor die Sprache, in der sie geschrieben, todt ist. Wir dürfen wohl stolz auf unsere Aufgabe und unsere Lage sein. Laßt uns sehen, ob wir etwas unserer Vorväter Würdiges leisten können.

„Eine Nationalliteratur ist nicht das Gewächs eines Tages. Jahrhunderte müssen ihren Thau und Sonnenschein dazu liefern. Die unserige ist langsam aber sicher im Wachsen begriffen, sie treibt Wurzeln nach unten und Zweige nach oben, wie es natürlich ist; ich möchte nicht, daß sie um dessentwillen, was manche Leute Originalität nennen, es umgekehrt machen und Wurzeln nach oben schlagen sollte. Und was den Wunsch betrifft, daß sie recht wild und urwüchsig werden möchte, so sage ich nur, daß alle Literatur (wie überhaupt alle Kunst) das Ergebniß der Cultur und geistigen Verfeinerung ist.

„Wenn das Genie Ausdruck finden soll, muß es Kunst anwenden; denn Kunst ist der äußere Ausdruck unserer Gedanken.

„Wie das Blut aller Völker sich mit dem unsern mischt, so werden ihre Ideen und Empfindungen sich schließlich in unserer Literatur mischen. Wir werden aus den Deutschen Tiefe der Empfindung schöpfen, aus den Spaniern Leidenschaft, aus den Franzosen Lebhaftigkeit, und das alles mehr und mehr mit unserer kräftigen englischen Denkart verschmelzen. Und dies wird uns die so sehr zu wünschende Universalität verleihen" (Kavanagh c. XX).

Aehnlich spricht er sich auch in seinen Tagebüchern aus:

„Man spricht heute viel von Nationalliteratur. Hat das einen Sinn? Eine solche Literatur ist der Ausdruck des Nationalcharakters. Wir haben oder werden eine zusammengesetzte haben, welche französische, spanische, irische, englische, schottische und deutsche Eigenart verbindet. Wer am meisten hiervon besitzt, der ist unser wahrhaft nationaler Schriftsteller. In anderen Worten: wer am universellsten ist, der ist auch am nationalsten" (6. Januar 1847).

Longfellow begnügte sich aber nicht, der nordamerikanischen Nationalliteratur diese ebenso wahren als tiefen Grundlagen einer gesunden und naturgemäßen Entwicklung vorzuzeichnen; er legte selbst Hand ans Werk und setzte die ganze Fülle seines Talentes dafür ein. Mit feinem Geschmack gewählt, waren seine Uebersetzungen dazu angethan, theils im Gegensatz zu ungekämmter Naturpoesie den Geschmack für die schönere Form echter Kunstpoesie zu wecken, theils im Gegensatz zum abgedroschenen Materialismus des Tages das amerikanische Geistesleben mit dem idealen Reichthum des Auslandes, besonders der katholischen romanischen Völker zu durchdringen. Er selbst gewann in dieser Doppelschule das Geheimniß der Form und die reichste Fülle der Ideen. Seine Poesie steht wirklich mit den Hauptliteraturen Europas in der engsten Beziehung; „Miles Standish", „Evangeline" und die „Goldene Legende" bieten in Form und Anlage vielfache Anklänge an Göthe, „Hiawatha" an Kalevala, die „Wirthshausgeschichten" an Chaucer, aber es sind nur Anklänge; alles, was er geschaut und erlauscht, sammelt sich zum Kranze um seinen heimischen Herd, dessen Liebe er nicht verläugnet und an nichts Ausländisches wegschenkt. In und durch sein Familienheiligthum hängt er mit seinem Gotte und mit der Menschheit zusammen. In dem unerschöpflich reichen Sprachschatz, den er aus dem ihm lieben heimatlichen England überkommen, findet er zugleich das Mittel, das Fremde lebendig an sich zu ziehen und aus seiner kräftigen Individualität und Nationalität heraus mit der Poesie der ganzen Welt in liebevolle Gemeinschaft zu treten.

15. Das unversöhnte Doppelbild der katholischen Kirche. Religiöser Universalismus. Die Wirthshausgeschichten. Dante.

1862—1867.

Einerseits durch die Literatur zum poetischen Universalismus hingedrängt, andererseits durch sein tiefreligiöses Gefühl und die ihm heilige Familienüberlieferung an die christliche Religion gefesselt, mußte der Dichter naturgemäß auf jene Form des Christenthums aufmerksam werden, welche die Einheit mit der Allgemeinheit, das Christliche mit dem Menschlichen lebendig verbindet, die Natur durch die Gnade heiligt und die Gnade mit der Natur versöhnt, das Naturschöne zum Spiegel unerschaffener Schönheit emporhebt, die unsichtbare Welt in den Kreis des Sichtbaren herniederzieht, den menschgewordenen Gott allen Völkern aller Zeiten in sichtbaren Zeichen verkündigt. Allüberall begegnete sie ihm, diese eine wahre Kirche Christi mit ihrer Katholicität und Einheit, mit ihrer unversieglichen Schönheit und Poesie. An Englands heimischen Herden, im ewigen Rom, an den Ufern des Guadalquivir, in den Kathedralen des Rheins, in den Missionszelten der Felsengebirge, im skandinavischen Norden — überall, überall fand er sie wieder. Sie war die Mutter seiner Lieblingsdichter, sie hatte jene Architektur geschaffen, die, ein symbolischer Abstrahl der christlichen Weltordnung, ihn von allen Kunstgebilden am meisten anzog. Sie hatte das Weib, das im Alterthum nur Sklavin, Spielball der Leidenschaft gewesen, herausgerissen aus der Sündflut antiker Cultur und es umgeschaffen zur keuschen Jungfrau, zur treuen Gattin und Mutter nach dem Bilde der Madonna. Sie hatte das Joch der Sklaverei gebrochen, die Familie zum

Heiligthum verklärt, die Nationen zu einer Gottesfamilie verbunden. Das schöne, friedliche Bildungswerk, das sie vor Jahrhunderten an den Stämmen Europa's vollzogen, hatte sie mit unverdrossener Geduld fortgesetzt an den Indianerstämmen Amerika's. Ward sie Barbaren zur demüthigen Magd und Dienerin, so ward sie den feinstgebildeten Nationen zur Lehrerin und Führerin. Sie lehrte die Völker beten, sie lehrte auch die Kunst beten. Sie milderte die Leiden des Lebens, indem sie Leiden und Kreuz als das königliche Geschmeide ihres Heilandes verkündete. Jeder Tugend gab sie thatkräftige Motive und jeder religiösen Wahrheit gab sie künstlerische Gestalt. Hier war das Menschliche und Göttliche in jener Harmonie beisammen, nach welcher des Dichters Herz verlangte.

Das ist das Bild der katholischen Kirche, welches sich aus Longfellows Dichtungen ergibt, wenn man die einzelnen zerstreuten Züge sammelt, ihrer objectiven Einheit auch nur etwas nachgeht und nicht menschlichen Zufälligkeiten dasjenige zuschreibt, was sich geschichtlich als Wirkung jener großen hierarchischen Gestaltung des Christenthums ausweist. Dem Katholiken, der am Mutterherzen der Kirche aufgewachsen, von Jugend auf in die tieferen Quellen ihrer ästhetischen Schönheit gedrungen ist, genügen jene einzelnen Züge schon, um in ihnen das lichte Geschmeide der wahren Braut Christi zu erkennen. Die trübe Atmosphäre menschlicher Leidenschaft, menschlicher Mißbräuche, menschlicher Schwäche und Sünde, welche jene makellose Lichtgestalt auf ihrem Pfade durch die Jahrhunderte als unzertrennlicher Schatten begleitet, schreckt ihn nicht und stößt ihn nicht und macht ihn nicht in seinem Glauben irre, weil er weiß, daß die Kirche zugleich eine göttliche und menschliche Anstalt ist, daß Gott ihr Lehramt von Irrthum, aber nicht ihre Hirten von der allgemeinen Schwäche und Sündlichkeit der Menschen befreit hat, daß Gott der heldenmüthigsten Tugend und dem großherzigsten Streben und der edelsten Liebe nicht den vollen Spielraum geben konnte, ohne der Freiheit und mit ihr auch dem Mißbrauch der Freiheit eine

mächtige Spannweite zu eröffnen. Er weiß, daß die Heiligkeit seiner Kirche als Kirche, d. h. die Heiligkeit ihres Stifters, ihrer Lehre, ihrer Institutionen, ihres Zweckes, ihres ganzen innern Wesens, sich trotz des Verderbnisses ganzer Völker und ganzer Epochen, trotz der Unwürdigkeit mancher ihrer Hirten und Primaten dennoch unter göttlichem Schutz in unversehrter Reinheit erhalten hat.

Für den ohne seine Schuld außerhalb der Kirche Stehenden wird dieser menschliche Schatten der göttlich-gestifteten Kirche, durch die Verleumdungen der böswilligen Häresie und des Unglaubens zum ungeheuerlichsten Monstrum ausgemalt, stets eine Schwierigkeit bleiben, manche vielleicht unerschütterlich in ihrem schuldlos irrigen Glauben erhalten, anderen eine gottgesandte Prüfung sein, um ihr redliches Streben nach der geoffenbarten Wahrheit zu erproben. Was immer für einen Zweck die Vorsehung im einzelnen Falle anstreben mag, jener Schatten ist nun einmal da und er läßt sich nicht durch die Kunst hinwegzaubern, noch durch die Wissenschaft hinwegdisputiren. Er ist da, und wir brauchen nicht zu staunen, daß er auch in Longfellows Werken das Lichtbild der Kirche begleitet, seine Wirkung hemmt und stört und es zeitweilig verschwinden läßt.

Betrachten wir dies Schattenbild näher, wie es sich in Longfellows Werken zeigt, so liegt ihm unverkennbar der im tiefsten Wesen des Protestantismus wurzelnde philosophische Irrthum zu Grunde, daß die Wahrheit in religiösen Dingen mehr als eine, daß sie darum nicht ausschließlich, nicht autoritativ verpflichtend sein könne, daß sie folglich absolut frei sei. Zu diesem philosophischen Irrthum gesellt sich der theologische, daß das Christenthum factisch der Menschheit nicht auf dem Wege verbindlicher Lehrautorität überliefert, nicht in einer universellen, sichtbaren Heilsanstalt verkörpert, sondern nur als eine Summe praktischer Weisheit dem Verstande und Gefühle des Einzelnen überliefert sei, und daß sein Schwerpunkt nicht in positiven Dogmen, sondern lediglich in praktischen Grundsätzen, hauptsächlich in der Liebe be-

ruhe. Auf diese letztere wird solches Gewicht gelegt, daß dagegen die wichtigsten Grundlehren des Christenthums, sogar jene, auf welche die christliche Liebe sich am meisten stützt, gar nicht mehr in Anschlag kommen. Dieser Anschauungsweise gegenüber stellt sich nun die katholische Kirche zunächst als eine Feindin der Freiheit dar: sie tritt autoritativ als Lehrerin auf, um den menschlichen Verstand im Namen ihres Stifters für die göttlich geoffenbarte Wahrheit gefangen zu nehmen. Bei allem Eifer, aller Selbsthingebung, aller himmelanstrebenden Gesinnung, allem menschlichen Mitgefühl, all den endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit, die ihre Geschichte nach Longfellow aufweist, bergen die „Dogmen jenes erhabenen Glaubens, dessen Thürme in so krystallhellem Lichte erglänzen", „tiefe, dunkle, schauerliche Kerker". Trotz all jener endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit ist sie aber nicht nur eine Feindin der Freiheit, sondern zugleich eine Feindin der Liebe selbst, indem sie ihre Lehre für ausschließlich wahr erklärt, den Irrthum verurtheilt und diejenigen, welche freiwillig, böswillig und verstockt sich gegen ihre Lehre erheben, von ihrer Gemeinschaft ausschließt. Sie ist endlich eine Feindin des Christenthums selbst, indem sie an Stelle der praktischen Liebe ihre Dogmen, d. h. wie Longfellow sie auffaßt, eine ganze Kette unnützer Speculationen, Begriffe und Lehrsätze gesetzt hat, den Geist des Christenthums, der ein wesentlich freier ist, durch eine sichtbare, hierarchische Verfassung einschränkt und sich mit andern, von ihr abgezweigten christlichen Gemeinschaften absolut nicht zu einer großen, freien, schrankenlosen, priesterlosen Geisteskirche — dem einen, wahren Christenthum — verbinden will. Um diese dunkle Gestalt, die geborene Feindin der Freiheit, der Liebe und des wahren geistigen Christenthums, flattert scheu die Fledermaus der Inquisition; herrschsüchtige Prälaten, unwissende Cleriker, hochmüthige Theologen, Pharisäer und Schriftgelehrte bilden ihr trauriges Gefolge.

Das ist das Schattenbild der katholischen Kirche, wie es sich aus Longfellows Werken zusammenstellen läßt. Er selbst hat es,

seinem liebevollen Herzen folgend, nirgends so schroff und scharf gezeichnet, sondern meist nur stückweise einzelnen Theilen des Lichtbildes zur Seite gegeben. In einigen Werken, wie in „Evangeline" und „Hiawatha", hat er es gänzlich vergessen, um rein und ungetrübt das Lichtbild walten zu lassen, in anderen, wie im „Spanischen Studenten" und der „Goldenen Legende", wird es von diesem überstrahlt. Selbst wo er es am schärfsten formulirt, mildert es sich unter einem romantischen, katholisirenden Rahmen. Wir meinen hier die Tales of a Wayside Inn (Geschichten eines Wirthshauses an der Landstraße), eine Dichtung, welche sich auf den ersten Blick als ein einheitliches, größeres Werk ankündigt, aber sich bei näherer Betrachtung noch mehr als ihr Vorbild, Chaucers Canterbury Tales, in einen Kranz kleinerer poetischer Erzählungen auflöst. Gibt bei Chaucer die gemeinschaftliche Wallfahrt nach Canterbury den nicht vorherrschend erbaulichen Charakteren der Pilger und ihrer Geschichten unterwegs einen seltsam contrastirenden Hintergrund, der die „Neige" des Mittelalters nach ihren Licht- und Schattenseiten hervorhebt, so fällt bei dem von Longfellow gewählten Verbindungspunkt nicht nur der poetische Charakter, sondern auch der culturhistorische Reiz so ziemlich weg. Das prosaische Wirthshaus in Sudbury-Town, in dem eine Anzahl moderner Herren bis in die Nacht hinein miteinander poculiren und einander Geschichten erzählen, ist nun einmal herzlich prosaisch, und die Charaktere der Gesellschaft verhalten sich zu denjenigen Chaucers, wie ein moderner Modeanzug zu mittelalterlichen Kostümen, oder ein Bahnhofrestaurant zu einer Herberge aus den Zeiten Chaucers und Petrarca's. Die Reisenden, welche im Rothen Roß zu Sudbury zusammentreffen, sind: ein Student, der mit italienischer und deutscher Literatur bekannt ist, ein spanischer Jude, ein Sicilianer, ein scandinavischer Musiker, ein amerikanischer Theologe, ein Dichter. Der Wirth, der präsidirt, ist ein alter, gemüthlicher Yankee. Da das irische und das deutsche Element fehlen, die herrschenden Stände der Neuzeit gar nicht vertreten sind, so ist diese Gesellschaft weder nach der nationalen noch

nach der socialen Seite hin ein Abriß der amerikanischen Gesellschaft, sondern eine ganz zufällig zusammengewürfelte Wirthshaus-Compagnie; nur sind sämmtliche Mitglieder, den nüchtern prosaischen Landlord abgerechnet, etwas schöngeistig angeweht. So liegt der Hauptwerth der Dichtung in den einzelnen Märchen, Sagen und Geschichten, und unter diesen ist das romantische Element vorherrschend.

Der „Wirth zum Rothen Roß" erzählt den mitternächtlichen Ritt Paul Revere's, eine militärische Anekdote aus den Freiheitskriegen. Der Student versificirt die Geschichte vom Falken des Ser Federigo aus Boccaccio's Decameron: wie nämlich der edle Ser Federigo, von der hochfahrenden Monna Giovanna verschmäht, als einfacher Gärtner sein Glück fand, Monna dagegen ihres Gatten bald beraubt ward und Krankheit ihr auch ihr einziges Kind zu entreißen drohte; wie der kranke Knabe Federigo's Falken sah und für sich zu haben wünschte, und die gedemüthigte Monna, um ihm diese letzte Freude zu verschaffen, zu Federigo ging und um den Falken bat, wie aber Federigo, bevor die Bitte gestellt ward, den Falken schlachtete, um seinen Gästen etwas bieten zu können; wie der Knabe starb und Monna gebessert Federigo's Frau ward und ihn zum reichen Mann machte. Auf diese im lebhaftesten Colorit ausgeführte Erzählung läßt ein spanischer Jude die Talmud-Legende vom Rabbi Ben Levi folgen, dem es vergönnt war, ins Paradies zu schauen, der bei dieser Gelegenheit dem Todesengel sein Schwert abschwatzte und es ihm nur unter dem eidlichen Versprechen zurückgab, fürder unsichtbar unter den Menschen zu walten. Dann kommt ein Sicilianer mit der Legende von Robert, König von Sicilien, der die Stelle des Magnificat: Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles, als rebellische Worte verhöhnte, zur Strafe dafür eine Zeitlang des Thrones beraubt ward und dem Engel, der ihn ersetzte, als Hofnarr dienen mußte, bis sein Stolz zusammenbrach und er dem Engel auf die Frage: „Bist du der König?" zur Antwort gab: „Du weißt es am besten." Eine tiefe, echt mittelalterliche Frömmigkeit, die weit

mehr in die Hallen eines Klosters als ins Wirthshaus paßte, durchhaucht diese schöne Legende. Dem Sicilianer sucht es in dieser edeln Art noch der blauäugige normännische Musikant zuvorzuthun, der in zweiundzwanzig Balladen des verschiedensten Metrums die Saga des Königs Olaf Tryggvason, den Kampf des nordischen Heidenthums gegen das Christenthum und den Sieg des letztern zum Besten gibt. Durch alle Bilder scandinavischer Herrlichkeit und gewaltigen Seekampfs, durch alle Accorde normännischer Leidenschaft und edlerer christlicher Gefühle rauschen diese kräftigen Sänge. Im ersten fordert der Donnerer Thor das Christenthum zum Kampf auf Tod und Leben:

„Macht herrscht auf Erden noch,
Herrschte, wird herrschen da;
Sanftmuth ist Schwäche,
Gewalt siegt auf Erden;
Hin durch das Erdenrund
Gilt noch der Thorstag!

Du bist ein Gott auch,
O Galiläer!
Doch mit der einen Hand
Ruf' ich heraus dich —
Schwert oder Kreuz gilt's —
Stell' dich zum Kampfe!"

Im letzten entwickelt der hl. Johannes der Evangelist der betenden Aebtissin Astrid in einer Vision, daß das Christenthum nicht durch Gewalt über die Gewalt des Heidenthums triumphire, sondern durch Kreuz, Geduld und Liebe.

„Im Kloster zu Drontheim,
Allein in der Zelle,
Kniet' Astrid, die Nonne,
Um Mitternacht flehend
Und betend und rufend
Zur Jungfrau und Mutter.

Sie hört' in der Stille
Eines Redenden Stimme,
Draußen im Dunkel,
Im Rauschen des Nachtwinds,
Bald lauter, bald näher,
Bald schwach in der Ferne.

Der Ruf eines Fremden
Schien es, da sie lauschte,
Der Antwort ertheilte
Und inständig flehte;
Ein Schrei aus der Ferne,
Ihr nicht unterscheidbar;

Der Ruf des Johannes,
Des Jüngers der Liebe,
Der wandernd noch harrt auf
Des Meisters Erscheinen,
Allein in der Sturmnacht,
Ohn' Obdach und Freunde:

‚Sei's! Sie soll gelten,
Die zornige Ford'rung,
Die Ford'rung zum Kampfe.
Sei's! Es soll gelten!
Doch nicht mit den Waffen
Des Kriegs, die du schwingest!'

‚Kreuz gegen Harnisch,
Lieb' gegen Bosheit,
Fried' gegen Kampfruf!
Leiden ist mächtig.
Er, der da sieget,
Hat Macht in den Völkern!

— — — — — — — — —

‚Stärker als Stahl
Ist das Schwert des Geistes,
Rascher als Pfeile

Der Lichtstrahl der Wahrheit,
Größer als Zornwuth
Die Lieb', und sie sieget!

,Du bist ein Schatten,
Ein Nebelgebilde,
Gebilde der Nacht nur
Und herbstlichen Regens,
Wild und gestaltlos —
Es tagt — und du schwindest!

,Nah' ist der Tag schon,
Die Nacht ist nicht sternlos;
Liebe ist ewig!
Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht;
Christus ist ewig!'"

So herrlich diese Worte des harrenden Johannes den tiefsten Siegesgedanken des Christenthums zum Ausdruck bringen, so ist die Auffassung derselben doch von dem ganz schiefen Gedanken angekränkelt, schon zu den Zeiten des Königs Olaf Tryggvason sei der Menschheit das wahre Christenthum völlig abhanden gekommen, und habe der Apostel der Liebe noch volle acht Jahrhunderte warten müssen, bis endlich Channing wieder sein Evangelium verkündet habe. Noch stärker tritt der unitarische Toleranzgedanke in der Geschichte des Theologen hervor, eines Theologen der Big Church aus Channings Schule, der, von den mittelalterlichen Glaubenskämpfen des Christenthums froh aufathmend, sich glücklich preist, in so lichtheller Zeit geboren zu sein, und dann in folgende Apologie seines aufgeklärten latitudinarischen, alle Glaubensformen brüderlich umfassenden Geisteschristenthums ausbricht:

„Ich stehe draußen in der Vorhalle (der Kirche), ich höre der Glocken melodischen Klang; ich höre die Orgel drinnen rauschen, ich höre das Gebet, das drinnen wie Funken einer niederwärts

gehaltenen Fackel knistert, ich höre die Predigt über die Sünde mit den Drohungen vom letzten Gericht, und das alles, im Fluge durch die Luft hin übersetzt, erreicht mich nur wie das Gebet unseres lieben Herrn oder wie die Bergpredigt!

„Muß es denn Calvin sein und nicht Christus? Müssen es athanasische Credos sein, oder Weihwasser, Gebetbücher und Rosenkränze? Müssen ringende Seelen sich mit den Concilsdecreten des Tridentinums zufrieden geben? Und kann es für diese genügen, daß die christliche Kirche das Festjahr mit Immergrün und Palmenzweigen umkränzt und die Luft mit Litaneien erfüllt? [1]

„Ich weiß, daß jener Pharisäer dort Gott dankt, daß er nicht ist, wie ich; in meine Demuth gehüllt, stehe ich einsam da und klopfe an meine Brust und flehe um menschliches Erbarmen.

„Nicht zu einer Kirche allein, sondern zu sieben sprach die prophetische Stimme vom Himmel; und zu jeder drang die Verheißung, in verschiedener Form, doch im Wesen dieselbe; für ihn, der da siegt, ist der ‚neue Name, auf den Stein gegraben, das weiße Gewand, der Thron — und ihm will ich den Morgenstern geben‘.

„O für wie viele war der Glaube keine Evidenz unsichtbarer Dinge, sondern nur ein dunkler Schatten, der das Credo der Phantasiasten erneuert, für welche kein Mann der Schmerzen starb, für welche die göttliche Tragödie nur ein Symbol und ein Zeichen war und Christus nur ein gekreuzigtes Phantom!

„Für andere lebt ein göttlicheres Credo in dem Leben, das sie führen. Der Schritt ihrer lieblichen Füße heiligt das Pflaster der Straße, und all ihre Blicke und Worte wiederholen des alten

---

[1] Diese Worte sind eine poetische Uebersetzung von Channings Worten: „Das Christenthum kann ebenso wenig als Licht und Wind in Sklavenketten gelegt oder in bestimmte Grenzen eingeschlossen werden. Es ist zu stark, um sich von den elenden Händen der Menschen knebeln zu lassen. Das Christenthum ist eher ein Geist, als eine feste Doctrin, es ist der Geist ewiger Liebe.“ Channing, Complete Works, 394.

Fullers weisen und süßen Spruch, daß der Heilige Geist nicht als Geier, sondern als Taube erschien."

Nach dieser aufgeklärten Einleitung erzählt der Theologe in tiefstem Pathos eine Schauergeschichte von der spanischen Inquisition: wie nämlich zu den Zeiten Ferdinands und Isabellens ein verwittweter Hidalgo seine zwei bildschönen Töchter, den einzigen Trost seines Alters, nach langer, halb gutgemeinter, halb heimtückischer Spionage über dem Verbrechen der Häresie beschlich, sie sodann bei dem Großinquisitor Torquemada als Ketzerinnen verklagte und auf Ermunterung des letztern sich seiner Vaterliebe so vollständig entäußerte, daß er selbst das Holz zu ihrer Hinrichtung herbeitrug. Es ist, wie gesagt, der tolerante Theologe, der, wahrscheinlich aus Toleranz und Zöllnerdemuth, dies Schauerstücklein erzählt. Der Dichter kehrt zu Freundlicherem zurück und erzählt eine artige, gemüthliche Allegorie. Die Einwohner von Killingworth, d. h. die Philister, beschließen den Tod aller Singvögel und führen ihr Decret aus, so warm auch der Dorfschulmeister sich der geflügelten Sänger annimmt. Im nächsten Jahr wimmelt alles von Ungeziefer und die Vögel müssen wieder von Staatswegen eingeführt werden. Es ist Friedrichs II. von Preußen bekannte Spatzen-Historie — allerliebst neckisch und melodisch behandelt. In ihrem fröhlichen Contrast zu dem Adagio lamentoso der Torquemada-Geschichte bricht sie dieser so ziemlich den Stachel ab.

Jene Torquemada-Geschichte ist wohl der schwärzeste Schatten, den Longfellow dem Lichtbild der katholischen Kirche, zu Gunsten eines aufgeklärteren Christenthums, zur Seite gestellt hat. In dem gemüthlich-humoristischen Rahmen verliert sie viel von ihrem pathetischen Schrecken und läßt die schöne Legende des Sicilianers und den herrlichen, aus der Heimskringla gewobenen Balladenkranz nur um so heller und liebenswürdiger hervortreten.

Eine wissenschaftliche Aussöhnung zwischen jenem Lichtbilde der katholischen Kirche und ihrem Schattenbilde scheint Longfellow eben nie ernstlich versucht zu haben. Die speculative Natur der Frage, seine vorherrschende Gefühlsrichtung, das Vorbild der protestan-

tischen deutschen Romantiker, die sich ja auch mit der ästhetischen Außenseite der Kirche begnügten, der Zauber, den Channings aufgeklärtes Gefühlschristenthum mit seinem beredten Appell an Freiheit, Liebe und Religiosität in Amerika ausübte, protestantische, auch von der Aufklärung nicht gehobene Vorurtheile mochten ihn von einer solchen Untersuchung abschrecken, und so nahm sein religiöser Universalismus, von der wahren universalen Kirche abgelenkt, eine Richtung, die zwischen dem Gefühlschristenthum der protestantischen Romantiker und dem modernen Humanitätschristenthum in der Mitte steht, das Christenthum ästhetisch festhält, dabei aber dem Irrthum und Unglauben die freieste Toleranz gewährt.

Dieser schlechtverstandenen Duldung unerachtet, ist jedoch bei ihm keine Spur von jener „Aufklärung", die gegen alles Christliche und Katholische wuthschäumend ankämpft; keine Spur von jenem trostlosen Rationalismus, der alles Wunderbare, Geheimnißvolle und Göttliche aus der Welt schaffen will; keine Spur von jenem Geiste, der die katholische Kirche als seinen geschworenen Gegner befehdet. Schweben sein Christus, seine Madonna, seine Engel, seine Heiligen, seine Dome, seine engelgleichen christlichen Charaktere, seine liebevollen Priester, seine im Leiden unbesiegten Heldenseelen, seine opferfähigen, jungfräulichen Gestalten, seine christliche Familie, sein Paradies, sein Christenthum, wie von einer großen Weihrauchwolke umfluthet, mehr im Reiche des schönen Gefühls als in demjenigen rationell-gläubiger Ueberzeugung, so hat er sie doch nicht zerstört, diese schöne Welt; nein, er liebt sie, er begeistert sich für sie, sie ist der große geistige Mittelpunkt seiner Dichtung, und in ihrer Darstellung zeigt sich ein entschiedener Fortschritt. Im „Spanischen Studenten" erscheinen Gebet, Heiligenverehrung, kurz, Frömmigkeit im katholischen Sinne, als die Grundlage eines reinen, sittlichen Charakters; in der „Evangeline" ringt sich diese selbe sittliche Macht als ein wahres Engelsbild triumphirend über alle Leiden des Lebens empor; in der „Goldenen Legende" wird sie zur Ueberwinderin der Sünde, zum rettenden Werkzeug in der Hand des Erlösers, zum heiligen Nachbild jener Opferliebe,

welche der Gekreuzigte am Kreuze lehrt. Geduld, Demuth, Reinheit, Selbstentäußerung, wahre Gottes- und Menschenliebe blühen am Stamme des Kreuzes, unter dem Schutze der Madonna, vom Thau des Gebetes befruchtet, vom Lichte des katholischen Dogmas erleuchtet und bewegt. Wie in der „Goldenen Legende" die protestantische Rechtfertigungslehre im Princip völlig verlassen ist, indem menschliche Kräfte unter dem Einfluß der Gnade zur Rettung der Menschenseele mitwirken müssen, so tritt darin die katholische Auffassung der Heilsökonomie in ihrer ganzen Lebensfülle an ihre Stelle. Die Vorbilder der Heiligen verketten den Menschen mit dem Urbild der Heiligkeit. Die Mutter Gottes steht als Fürbitterin zwischen dem Sünder und der göttlichen Majestät des ewigen Mittlers. Engel und Teufel, eine ganze unsichtbare Geisterwelt, ringen um die Menschenseele, die, im Körper weilend, einer sichtbaren Gottesstadt angehört, durch sichtbare Sacramente sich heiligt und durch das sichtbare, weil Mensch gewordene Wort mit dem unsichtbaren Gotte zusammenhängt. Im „Hiawathalied" erweitert sich die Perspective des göttlichen Heilsplanes auch über die Völker, die in der Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen. Der christliche Gedanke, bis jetzt hauptsächlich an dem Ideale christlicher Weiblichkeit zur Darstellung gebracht, durchleuchtet nun die Schicksale eines ganzen Volkes, die Mythen des Heidenthums, die Geschichte der Menschheit; der katholische Glaubensbote wird zu seinem Repräsentanten, die Berufung der Völker zum Horizont der Weltanschauung. Weiter konnte Longfellow nicht gehen, ohne katholisch zu werden.

Hielt er hier inne, um aus dem Gebiete des Religiösen und Romantischen auf das des Nationalen überzugehen, so leuchtet auch in diesen Epen und Dramen ein christlich religiöser Ernst hervor. Was er an den Pilgervätern am meisten ehrt, das ist ihr unerschütterlicher Glaube an die Grundlage des Christenthums und das Gottvertrauen, welches sie daraus schöpften; was er an ihnen befehdet, ist der unchristliche Fanatismus, mit dem sie diejenigen verfolgten, welche dieselben Grundlagen des Christenthums an-

erkannten, aber dem Privatdünkel des Sectengeistes sich nicht unterwerfen wollten. Kühn riß er den Heiligen des Puritanismus den Heiligenschein herunter, mit dem der Fanatismus sie umgeben, aber nicht um für den Unglauben Raum zu schaffen, sondern für Glauben, Hoffnung und Liebe. Und nachdem er dieses Werk geleistet, da trat er wieder vollständig zurück auf das Gebiet des Christlich-Romantischen, indem er sich einem der größten katholischen Dichter, nämlich Dante, zuwandte und seine Divina Commedia metrisch übertrug.

Es liegt nicht im Interesse unserer Leser, daß wir diese Uebersetzung mit derjenigen Cary's und anderen Dante-Uebersetzungen näher vergleichen. Worauf wir aber besonders Gewicht legen dürfen, ist der Inhalt und Charakter jenes Weltgedichtes. Dies Gedicht ist nämlich die großartigste poetische Verkörperung, welche die katholische Glaubenslehre je gefunden; es ist ein Abriß der gesammten mittelalterlichen Philosophie und Theologie, jenes wissenschaftlichen Lehrgebäudes, das heute als abgelebte „Scholastik" ebenso oft verlacht und verspottet wird, als Dante noch immer Freunde und Bewunderer findet. Denn die Blüte seiner Poesie in ihrer lebensfrischen Farbenpracht springt jedermann in die Augen, ihre tiefe, gewaltige Wurzel erheischt jenes ernste, gediegene Studium, das die Neuzeit nur allzusehr scheut. Aber wie der oberflächliche Beobachter in der merkwürdigen Dichtung nur ein Spiel riesiger Phantasie erblicken mag, wie einzelne herausgerissene Stellen es möglich machen, den glaubensvollen Sohn der Kirche zu einem kirchenfeindlichen Vorläufer der Revolution zu stempeln, so sind es weder solche abgerissene und hämisch interpretirte Stellen, noch die imposante, unermeßlich reiche Bilderschrift seiner schöpferischen Phantasie, welche Dante ein halbes Jahrtausend lang im Leben seines Volkes erhalten und ihn zum Dichter aller Nationen gemacht haben. Etwas Tieferes nur konnte eine solche Wirksamkeit begründen, und das war Dante's religiös-sittlicher Gehalt, seine Theologie, sein wahrhaft gigantisches Umfassen des christlichen Gedankens. Fromm, schlicht, demüthig wie ein Kind, hat dieser universale Ge-

nius, dieser Feuergeist auf dem Felde der Politik, dieser Schöpfer seiner Sprache, dieser eherne Mann der That, Phantasie, Verstand und Willen der christlichen Offenbarung unterworfen, sie umfangen mit jenem scharfen Adlerblicke mittelalterlicher Philosophie, sie umfaßt mit jener Glut mittelalterlicher Gottesliebe und Frömmigkeit. Scio, cui credidi! Sein Glaube ruht nicht auf bloßem Gefühl, sondern auf unwiderleglichen, unumstößlichen Beweisen, und diese Beweisgründe, in philosophischer Erkenntniß wurzelnd, söhnen Wissen und Glauben aus, geben dem Glauben das gottgesetzte, natürliche Fundament, geben dem Wissen die vollste Bürgschaft, seine vernunftgemäße Unterwerfung mit übernatürlicher Gewißheit und reicherer, vollerer Erkenntniß belohnt zu sehen, heben den Verstand in das Reich des Uebernatürlichen empor und eröffnen ihm den Blick in die Geheimnisse Gottes [1].

Erleuchtet von solchem felsenfesten Glauben, durchglüht von solcher vernunftgemäßer, übernatürlicher Hoffnung und Liebe, schreitet der gewaltige Seher durch die Schrecken der Hölle, durch die Leiden des Läuterungsortes, durch die Herrlichkeiten des Paradieses, schildert den Weltplan der natürlichen Schöpfung im Lichte der übernatürlichen Heilsordnung, den fortschreitenden Bau der irdischen Gottesstadt im Lichte der Vollendung, das sündige Treiben der Welt in der Beleuchtung des Weltgerichtes, das Leiden dieser Erde in den Strahlen ewiger Verklärung, das ganze Schauspiel der Weltgeschichte in dem Lichtglanz des unwandelbaren Gottes. Schöpfung, Gnade, Sündenfall, Erlösung, Menschwerdung, Kirche, Gnadenspendung, Kampf des freien Willens gegen die Gnade, übernatürliche Tugend, Gelübde, Papstthum, Verbreitung des Christenthums, natürliche und übernatürliche Vorsehung, Gericht, Hölle, Fegfeuer, Himmel, kurz die großen Dogmen des Christenthums — das sind die Angelpunkte seines Gedichtes. Die Reise durch die Ewigkeit ist nur der Faden, der jene Bilder verknüpft; der unabsehbare,

---

[1] Vgl. Div. Com. Paradiso. XXIV. 130 ff. XXV. 67. 88 ff. XXXVI. 5. 55 ff.

lyrische und epische Schmuck des Gedichtes ist nur ein Kranz, der das eine große Gemälde der ewigen Gottesstadt umfängt. Auf diese ist unverwandt der Blick gerichtet. Ihre Vollendung im Jenseits ragt leuchtend, belehrend, richtend in das Diesseits hinein und löst dessen anscheinend wirre Verwicklung; ihre Gestalt im Diesseits schaut glaubend, hoffend, liebend ins Jenseits aus, um die Ewigkeit zu verstehen und an sich zu ziehen. Zwischen der Gottesstadt auf Erden und der ewigen Gottesstadt steht der Gottmensch, der beide als König verbindet, Natur und Gnade eint, Gottheit und Menschheit aussöhnt, in der Gottheit selbst Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zum ewigen Friedenskusse vereinigt. Sichtbar, wie das ewige Wort durch die Menschwerdung geworden, ist seine Braut, die Gottesstadt auf Erden; sichtbar in ihrem Primat, sichtbar in ihrem Lehramt, sichtbar in ihrer hierarchischen Gliederung, sichtbar in ihren Sacramenten, sichtbar in ihren Werken, sichtbar in der Schmach wie in der Glorie, die sie mit ihrem Heiland theilt. Der ewige Rathschluß Gottes ist zum Schauspiel der Menschheit geworden, aber nicht im Sinne eines bloßen Schauspiels, einer bloßen Allegorie, eines phantastischen oder philosophischen Traumes. Es ist Wahrheit und Wirklichkeit, es ist wesenhafte Thatsache, es ist ein Schauspiel, das wir mitzuspielen gezwungen sind, das ewiges Wohl oder Wehe für uns in seinem Schoße trägt, je nachdem wir dem Ruf der Gnade folgen oder widerstreben.

So ist denn Longfellows Dante-Uebersetzung wegen der Natur des Gegenstandes weit mehr als eine bloße Uebersetzung, sie ist nach der religiösen Seite hin eine Ergänzung seiner eigenen Dichtung, die schönste, die er hätte finden können. Was dem religiösen Charakter seiner Dichtung fehlt, ist philosophische Klarheit, dogmatische Bestimmtheit, Versöhnung von Wissen und Glauben, Gewißheit, Verbindung der Schönheiten des Christenthums zu einem großen, lebendigen, sichtbaren Ganzen. Das alles ist bei Dante im höchsten Grade vorhanden und Longfellow hat es selbst durchgefühlt, wenn er das Werk des Florentiners in den folgenden Sonetten verherrlichte:

Divina Commedia.

I.

Oft sah am Thore alter Domeshallen
Den Werkmann ich weglegen seine Last,
Ausruhend von des Tages Staub und Hast,
Sich kreuzend, in die heil'gen Räume wallen,

Und knieend seine Paternoster lallen,
Der stillen Einsamkeit glücksel'ger Gast;
Nur dumpf, von fern, in ihre süße Rast
Der Straße wilde, wirre Stimmen schallen.

So tret' ich ein wohl hier von Tag zu Tage,
Leg' meine Bürde hin am Münsterthore,
Und blicke knieend, betend auf zum Chore.

Der wirre Lärm der Zeit und ihre Klage
Erstirbt wie dumpfes Murmeln ferner Lieder,
Und auf mich schaut die Ewigkeit hernieder.

II.

Seltsame Bilder, die den Thurm behüten!
Dies Statuenvolk, in dessen Aermelfalten
Der Vogel baut! Dem Eingangsthor, dem kalten,
Die Frühlingslauben eines Walds entsprühten;

Das Münster scheint ein großes Kreuz von Blüten!
Doch Teufelsdrachen grimmig Wache halten
Um Christi Leib dort zwischen Diebsgestalten,
Und drunter sieht man den Verräther bieten.

O welcher Todeskampf von Geist und Herz,
Welch Himmelsjubel, mit Verzweiflung ringend,
Welch Zartsinn, heil'ger Zorn, gerechter Schmerz,

Welch Leidensabgrund, Leib und Seel' durchdringend,
Dem dies Gedicht des Weltalls sich entrang,
Des Mittelalters höchster Wundersang!

III.

Ich trete ein — und schau' im Dämmerlicht
Der Schiffe dich, o Sänger ew'ger Peinen!
Gewaltig eilt dein Schritt voraus dem meinen,
Mich drückt der ungewohnten Luft Gewicht.

Drängt auch der Todten zahllos Volk sich dicht,
Es gibt dir Raum. Die Todtenkerzen scheinen.
Wie Raben in Ravenna's Pinienhainen
Von Grab zu Grab das Echo fliehend spricht.

Und aus dem Beichtstuhl hör' gespenstisch schweben
Ich die Tragödien längst vergess'ner Leben,
Und aus den Krypten rauschet Trauerkunde,

Und dann vom Himmel, wie aus Engelsmunde,
Klingt's: „Wär' wie Scharlach eurer Sünden Weh" — —
Und endigt mild: „sie werden weiß wie Schnee!"

IV.

Ich heb' das Auge. Alle Fenster strahlen
Von Heil'gen, die die Erde einst verhöhnt,
Die jetzt mit Ruhm das Licht der Glorie krönt,
Und in der off'nen Himmelsrose malen

Sich Christi Siege. Unzählbare Zahlen
Von Engeln jubeln, daß die Welt versöhnt.
Von Beatrice's Mund kein Tadel tönt,
Ihr Lächeln macht vergessen alle Qualen.

Dann rauscht die Orgel! In der Sprache Roms
Erbraust ein Friedenslied von sel'gen Chören,
Der ew'gen Lieb', dem Heil'gen Geist zu Ehren,

Und von den Thürmen des gewalt'gen Doms
Verkündet Glockenklang der ganzen Welt,
Daß sich die Hostie hebt im Gotteszelt.

V.

O Stern, der du dem Morgen ziehst voran,
Des Lichtes Bote, welches glanzbeschwingt
Vom dunkeln Apennin herniederdringt,
Du kündigst uns den Tag der Freiheit an.

Von deinem Lied hallt Stadt und Ocean,
In Berg und Wald es mächtig wiederklingt,
Bis daß dein Sang, den ganz Italien singt,
Uns lockt dahin auf traut geword'ner Bahn.

Schon ist dein Ruf von allen Höh'n gedrungen,
Durch alle Länder brausend hingeklungen,
Wie Sturmwind zu den Völkern aller Zungen.

Von tausend Pilgern, welche Romwärts gehen,
In seiner Sprache hört es jeder wehen,
Und viele staunen — viele zweifelnd stehen.

Ganz so groß, harmonisch, glaubensfest, hoffnungsgewiß, liebesselig, ein großartiges Seitenstück zur Summa des Aquinaten, wie zu den Domen des Mittelalters, steht Alighieri's Gedicht der kleinen, in sich zerrissenen, haltlosen, hoffnungsarmen, liebeleeren Aufklärung des modernen Geistes gegenüber. Longfellow aber hat der wahren Bildung keinen geringen Vorschub geleistet, indem er dies Weltgedicht durch eine classische Uebersetzung gewissermaßen seinen Werken einverleibte, seine eigene Harfe niederlegte, um ein Herold der größten christlichen Dichtung zu werden.

Sein nächstes größeres Werk, die „Göttliche Tragödie", schließt sich derselben nicht nur anspielend dem Titel nach an, sondern weit schöner dem Inhalte nach. Mit Dante und Virgil hat der Dichter die Hölle durchwandert, Statius hat ihn den Fegfeuerberg hinangeführt, Beatrice leitet ihn hin durch die lichten Räume des Paradieses, Sanct Bernhard stellt ihn der seligsten Jungfrau vor, durch ihre Fürbitte wird es ihm gewährt, einen Blick in die

Geheimnisse des dreieinigen Gottes zu werfen. Aber da schwindelt dem Auge, die menschliche Sprache ist unfähig, das Erschaute zu melden, der Menschengeist selbst vermag den Gedanken des Unerforschlichen nicht zu fassen. Dante's Vision erlischt in dem demüthigen Geständniß der menschlichen Schwäche. Doch der Unsichtbare ist Mensch geworden, der Unerforschliche hat auf Erden gewandelt, erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbarlich. Ihrem lichten Bilde wendet sich jetzt der Dichter zu.

16. Letzte Fahrt nach Europa. — Die göttliche Tragödie.

1868—1871.

Keinem amerikanischen Dichter war es bis dahin gelungen, sich in der alten Welt so einheimisch zu machen, wie Longfellow. Was er ihr an Einflüssen und Anregungen dankte, das gab er ihr in seinen Werken reichlich wieder zurück und knüpfte dadurch neue Bande der Gemeinsamkeit. In England wurde er ebenso volksthümlich, als der dortige Poeta laureatus Tennyson, und das führte nicht nur keine unangenehme Rivalität herbei, sondern nur einen freundschaftlich-brüderlichen Wetteifer. „Wir Engländer und Amerikaner", schrieb ihm Tennyson zum Neujahr 1867, „sollten alle Brüder sein, wie niemand sonst unter den Nationen es sein kann; und einige unter uns, komme da, was da wolle, werden es immer sein, das hoff' ich zuversichtlich." Aber auch in Deutschland und Frankreich fand Longfellow viele Freunde und Bewunderer. Seine Werke wurden der Reihe nach ins Deutsche übersetzt, und die „Revue des deux Mondes" widmete ihm lange Artikel voll des Lobes. Das Vorwiegen materieller Interessen im großen amerikanischen Leben mußte seinen ideal angelegten Geist immer und immer wieder nach den alten Heimatländern der neuen Geistesbildung drängen, und er selbst vielleicht empfinden, was ihm Freund Hawthorne einmal aus Liverpool schrieb: „Für die sittliche Bildung eines Amerikaners ist es gut, in England zu leben, unter einem einfacheren und natürlicheren Volke, als wir sind." Es ist mehr als begreiflich, daß er dann und wann eine Art von Poetenheimweh nach Europa empfand. Doch vergingen nach seiner dritten

Europa-Fahrt vierundzwanzig volle Jahre, bis er die Heimat seiner literarischen Studien wiedersah. Zum Reise-Entschluß kam er erst im Sommer 1868, als sein eben verheirateter Sohn seine Hochzeitsreise dahin machen wollte. Er schloß sich nun an und nahm seine drei noch jungen Töchter mit. Einige Verwandte vermehrten die Gesellschaft zu einer ganzen Karawane.

Für den Dichter ward die Reise eine Art Triumphzug. Nach einem höchst angenehmen Aufenthalt und schönen Ausflügen an den englischen „Seen" wurde ihm in Carlisle ein feierlicher Empfang zu theil. Die Universität Cambridge veranstaltete eine Festlichkeit, um ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte zu überreichen. Die angesehensten Zeitungen hießen ihn auf britischem Boden willkommen, widmeten ihm ganze Artikel und brachten ihm ihre Huldigung. In London drängten sich Besuche, Einladungen, Artigkeiten aller Art. Gladstone, Sir Henry Holland, der Herzog von Argyll, Lord John Russel baten ihn zu Gast. Bulwer und Aubrey de Vere machten ihm ihre Besuche. Die Königin selbst ließ ihn zu sich entbieten und gewährte ihm ohne das lästige Hofceremoniell eine freundliche Audienz im Schlosse von Windsor. Da Tennyson, der Poeta laureatus, nicht in London war, suchte ihn Longfellow auf der Insel Wight auf und blieb zwei Tage bei ihm.

Den Sommer brachte die Reisegesellschaft in der Schweiz zu, den Herbst in Paris, wo sich Longfellow besonders mit dem Schriftsteller Marmier befreundete, den Winter aber in Italien, und zwar erst ein paar Wochen in Florenz, die übrige Zeit in Rom. Sie hatten in Rom eine Wohnung, welche das herrlichste Panorama der ganzen Stadt bot; doch den Zauber des früheren Aufenthaltes übte sie auf den Dichter nicht mehr aus. „Bei all dem", schreibt er, „finde ich Rom niederdrückend. Es ist eine unbeschreibliche Mischung von Tod und Leben, überraschender als man's beschreiben kann — eine belagerte Stadt, von der öffentlichen Meinung und den neuen Ideen bombardirt; noch dem Ansturm trotzend, ihre Alarmglocken läutend und auf altem Fuße

lebend. Sie ist noch ganz unverändert, seit Sie und ich vor vierzig Jahren hier waren. Ich bemerkte das dieser Tage dem Cardinal Antonelli; er nahm eine Prise Tabak und sagte: ‚Ja, Gott sei Dank!'" — „Gehen wir zur Prosa über," sagt er darauf in demselben Brief; „Prosa zerstört unsere Illusionen. Aber als Kind meines Jahrhunderts ziehe ich unsere amerikanische Prosa unendlich dieser Art europäischer Poesie vor. Und wie das römische Ritornell singt:

Se il Papa mi donasse Campidoglio
E mi dicesse: ‚lascia andar sta figlia' (America),
Quella che amava prima, quella voglio."

Um eine Audienz bei Pius IX. suchte er nicht nach; dagegen kam er nicht nur in Verkehr mit Cardinal Antonelli, sondern auch mit Msgr. Nardi, Erzbischof Manning und mit den Dominikanern von San Clemente.

„Gestern", so meldet er Greene am 9. Februar, „speiste ich bei den Dominikanermönchen in ihrem Kloster zu San Clemente. Erzbischof Manning war da und der Vorsteher des heiligen Officiums, dessen Namen ich mich nicht entsinne. Wir hatten ein fröhliches Mahl und guten Wein, und alle Speisen italienisch, um nicht zu sagen italianissimo. Nach Tisch kamen wir in ein kleines Kaffeezimmer, wo der Inquisitor versuchte, Feuer zu machen, aber mit geringem Erfolg. Da rief einer: ‚Ach, Padre! die Zeiten sind vorüber, wo die Inquisitoren Feuer anmachen können!' und es gab ein großes Gelächter, in welches der erwähnte Pater selbst ganz herzlich mit einstimmte."

Im Frühjahr reiste Longfellow weiter nach Neapel, besuchte Monte Cassino, Amalfi, Pästum und Sorrent, und verweilte mit viel Ehrfurcht und Liebe bei den Erinnerungen des hl. Thomas von Aquin und des hl. Benedikt. Dann erfolgte die Rückreise über Venedig, Innsbruck, München, Dresden, Paris, London und Edinburgh. Bei einem kurzen Aufenthalt in Oxford ertheilte ihm auch diese Universität das Ehrendiplom eines Doctors und zwar

des canonischen Rechts. Nach anderthalbjähriger Fahrt traf die Reisegesellschaft im December 1869 wieder zu Hause ein, und das Stillleben des Dichters fand nun weiter keine Unterbrechung mehr.

Der Freundeskreis, welcher seine Thätigkeit so traut belebt hatte, schmolz langsam zusammen. Felton starb im Frühjahr 1862, Hawthorne im Mai 1864. Agassiz fühlte seine Kräfte schwinden. „Ich kann nicht arbeiten", sagte er eines Tages zu Longfellow, und fing zu weinen an; der Dichter hatte Mühe, ihn mit dem Gedanken zu trösten, daß das Alter zwar nicht die rasche Arbeitskraft der Jugend hat, aber dafür mehr Klarheit und Reife. Nachdem sich Agassiz noch einmal erholt und seine letzte große Untersuchungsreise gemacht, starb er im December 1873. Charles Sumner folgte ihm das Jahr darauf. Lowell reiste nach Spanien und dann nach England und kam mit Longfellow nicht mehr zusammen.

Der lange Aufenthalt in Europa hatte indes nicht bloß Gesundheit und Kräfte des Dichters gestärkt, sondern ihm auch mannigfache Anregung gewährt. Gleich nach seiner Rückkehr begann er erst eine zweite Reihe der „Wirthshausgeschichten", eine leichtere, angenehmere Arbeit, bei der er frühere Ideen, Stoffe, Lesefrüchte zwanglos und gemüthlich aneinander reihen konnte. Im Frühjahr 1870 unternahm er dann einige Uebersetzungen aus fremden Sprachen, um seiner Chrestomathie „Poets and Poetry of Europe" einen Nachtrag folgen zu lassen. Endlich aber, gegen den Spätherbst hin, nahm er seinen alten Plan wieder auf, die „Goldene Legende" und die „Neu-England-Tragödien" als Theile einer Christus-Trilogie neu herauszugeben und den noch fehlenden ersten Theil, die „Göttliche Tragödie", hinzuzudichten. Im Anfang des Jahres 1871 warf er sich mit voller Kraft und Begeisterung auf diesen Stoff und vollendete die erste Ausarbeitung noch im Laufe des Januar, verwandte dann aber noch viele Monate auf sorgfältigere Feile und Correctur und gab die Dichtung erst im December heraus.

Die Flammenbrände der Pariser Commune hatten vor nur kurzem der Welt die Herrlichkeit des „neuen Glaubens" ange-

kündigt, und David Strauß bereitete eben seinen letzten Sturmangriff auf den „alten Glauben" vor, als Longfellow vor der aufgeklärten wie unaufgeklärten Welt mit einer Dichtung erschien, die uns in Ansehung der herrschenden Zeitrichtung und des gewählten Stoffs als die merkwürdigste aller bisherigen erscheint. Es ist dieser Stoff nämlich jener, der von jeher den Mittel- und Höhepunkt aller christlichen Poesie gebildet hat, den die Propheten des Alten Bundes in ihren Riesenaccorden weissagend verkündeten, dem der erste Sang der Katakomben galt, den Gregor von Nazianz dem christlich gewordenen Hellas in Homers und Hesiods Formen vortrug, den Caëdmon und Otfried den germanischen Völkern des Nordens als Bardenlieder sangen, der in der feierlichen Liturgie der Kirche seinen ewig lebendigen und daher monumental-unveränderlichen Ausdruck erhielt, im Passionsspiel zum fruchtbaren Keim des christlichen Dramas ward, im spanischen Autos den schönsten Himmelsfrühling religiöser Poesie entfaltete: das Leben und Leiden des Erlösers, der Versöhnungstod auf Golgatha. Während die Renaissance das classische Alterthum vergötterte, fand dieser erhabene Stoff seinen Sänger an Vida; während die englische Revolution die Keime neuer Staatsumwälzungen ausstreute, rettete ihn Miltons Hand aus den Trümmern des religiösen Schiffbruchs; während der Unglaube der Encyklopädisten das Kreuz aus dem Herzen aller Menschen auszurotten suchte, weihte Klopstock seinem Heiland Talent und Leben. Auch in die wirren Aufklärungslieder und die apostatische Classicität des 19. Jahrhunderts hinein sollte, neben den noch immer wie auf einer Riesenharfe dahinrauschenden Hymnen, Psalmen, Improperien und Lamentationen der katholischen Charwoche, dieser unvergängliche Sang, diese „Legende der Jahrhunderte" in neuen, liebevollen, gläubigen Klängen erschallen, und wir freuen uns, zu sagen, daß der Sänger ein Protestant ist. Denn in der katholischen Kirche wird und kann jenes Lied nie ausklingen; im Protestantismus aber tönt es gar oft nur mehr wie der ferne Klang einer im Tageslärm verhallenden Glocke.

Bei der herrschenden Zeitrichtung war die Wahl eines solchen Stoffes seitens eines gefeierten Dichters wahrhaft eine Mannesthat. Er mußte gefaßt sein, am Abend seines Lebens mit dem Kreuz auch die Schmach des Kreuzes auf sich zu nehmen. Und dessen war er sich auch wohl bewußt. Der „Introitus“ ist nur ein tiefempfundener Anschluß an die Gefühle des Propheten, der, von seinen Zeitgenossen mißkannt und verspottet, die Welt in blindem Taumel den Gerichten Gottes entgegeneilen sieht, aber darum nicht abläßt von der Wahrheit, sondern sie nur mit um so opferfreudigerer Liebe zu umfassen strebt: „Ego autem gaudebo et exultabo in Deo Jesu meo“ — „Ich aber werde mich freuen und frohlocken in Gott meinem Heiland.“ Er kennt das Loos des Propheten, in welchem er annähernd dasjenige der religiösen Poesie und sein eigenes verkörpert sieht, aber er möchte es nicht mit dem glänzenden Loose derer vertauschen, welche die vergängliche Welt mit den Kränzen ihrer Unsterblichkeit überschüttet.

Der Engel.

Ach! wie schrecklich groß
Ist des Propheten, des Sehers Loos!
Immerdar, immerdar
Wird es sein, wie es war.
Das Jahrhundert, in dem sie leben,
Wird ihnen nie vergeben
Das ewig dauernde Licht,
Das strahlend ihre Stirn umflicht,
Und daß voll Herrlichkeit
Sie vorauseilten der säumenden Zeit!

Der Prophet.

O sag' mir, du weißt es,
Weshalb, durch welche Gnade
Ward ich, der Niedrigste, der Aermste,
Zu solcher Sendung auserkoren,
Zu so hohem Amt?

Der Engel.

Weil ein Kämpfer du bist,
Und weil von Jugend auf
Dein demüth'ges, leidensvolles Leben
Ein Ringkampf war,
Ein Streit für die Wahrheit;
Nicht wardst du müde, nicht matt,
Noch hast in deinem Ruhmesglanz
Du dich abgewandt von den Armen,
Nein, mit That und Wort und Feder
Deinen Brüdern gedient,
Darum wardst du erhoben!

Die Pilgerfahrt des Sehers naht ihrem Ende. Von ferne zeigt ihm der Engel schon die aufdämmernde Gottesstadt. In das Ahnen der eigenen Auflösung mischen sich die Bilder des Weltuntergangs und des letzten Gerichtes. Angesichts der über die Völker hereinbrechenden Katastrophen schreibt er seine letzte Vision auf: es ist das Leiden und Sterben seines Erlösers.

Das Gedicht selbst theilt das öffentliche Leben des Erlösers, von dem ersten Auftreten des Täufers an bis zu der Erscheinung des Auferstandenen am See Genesareth, in 33 kurze dramatische Scenen, welche (der wirklichen Geschichte nicht ganz entsprechend) nach drei Osterfesten gruppirt sind. Jede dieser Scenen ist für sich ein abgerundetes Ganzes, ein Abschnitt aus den Evangelien, bisweilen durch Rücksicht auf die parallelen Evangelisten ergänzt, bisweilen sogar nach der Erzählung des einen Evangelisten noch vereinfacht, immer aber in frommer Betrachtung, gewissermaßen betend durchdacht und dann in schlichtem Stil, mit sanften Farben hingemalt, weit mehr eine liebliche, altdeutsche Miniatur, als ein großes, historisches Gemälde. Sind einzelne nicht viel mehr als eine einfache Dramatisirung der evangelischen Geschichte, so sind andere hinwieder, wie z. B. die Monologe der hl. Magdalena, des Pilatus, des Judas und des Barabbas, weitere poetische Ausführungen der in der Geschichte liegenden pathetischen Motive,

ähnlich wie im Oberammergauer Passionsspiel, doch einfacher, schlichter und mit weit größerer Kunst behandelt. Mit der Feinheit und dem Takt eines echten Künstlers hat Longfellow hinwieder mehrere Erzählungen der biblischen Geschichte, die entweder durch inneren psychologischen Bezug oder äußeren Zusammenhang einigermaßen verkettet sind, zu einem Ganzen verwoben, so daß die eine als Nebenhandlung der Haupthandlung als Folie dient, oder auch als dramatisches Motiv dieselbe belebt, ohne daß jedoch dem heiligen Texte Gewalt angethan wird.

Der Thurm von Magdala.

Maria Magdalena.

Freundlos, vergessen, schwer enttäuscht, verloren
Sitz' ich in diesem stillen Thurm und schaue
Hernieder auf den See und auf die Hügel,
Die in der Sonne glüh'n, und wie im Traumbild
Entrollt vor mir sich die Vergangenheit.
Da kommen sie zu mir, Kaufherrn und Fürsten,
Kaufherrn von Tyrus, Fürsten von Damaskus,
Sie geh'n — verschwinden — und sie sind nicht mehr;
Nur ihre Schätze bleiben und Juwelen,
Ihr Gold, ihr Räucherwerk, ihr Ueberdruß.
Ich hasse sie, und ihr Andenken selbst
Ist mir wie der Gedanke an Nahrung dem,
Der sich an süßen Feigen übersättigt.
Wie? wenn im Jenseits, in dem langen Jenseits
Endloser Qualen oder Lust in Qualen
Es meine Strafe wär', zu sein mit ihnen,
Die in der Sünde grau und alt geworden,
Und stets zu hören: Du bracht'st uns hierher;
So sei denn unser, wie in alten Tagen?

Ich schau' auf das Gewand, das mich umhüllt;
Die Seide, diese Stickerei'n, sie scheinen
Mir wie die Laken eines Leichentuchs.
Ich schau' die Ringe, dicht besetzt mit Perlen,

Mit Amethyst und Jaspis und Smaragd —
Wie glühe Kohlen brennen sie ins Fleisch!
Die Schlange an dem Gürtel wird lebendig!
Fort, fort, du Viper! Fort mit euch, ihr Kränze,
Die ihr mit eurem Hauch zurück mir ruft
Den Sündentaumel, der einst hier gewohnt. —
Erst gestern — und doch kommt es schon mir vor
Wie Längstvergang'nes, wie ein Feierlied,
Das einst vor Jahren durch die Straßen klang —
Erst gestern, da von diesem Thurm ich blickte
Hin über die Oliven und den Nußbaum,
Hin auf den See, und auf die weißen Schiffe,
Woher sie steuerten, wohin, wer drin war,
Da hielt ein Fischerboot am Landungsplatz,
Unter den Oleandern, und das Volk
Kam draus herauf und zog am Thurm vorüber,
Hart unter mir. An ihrer Spitze ging
Ein Mann, ganz königlich, in Weiß gekleidet,
Er hob sein Auge und er sah mich an.
Auf einmal schien die ganze Luft erfüllt
Von einer Zaubermacht, die von ihm ausging
Und mich umfloß mit einer Atmosphäre
Von Licht und Liebe. Wie bezaubert stand ich,
Und als ich zu mir kam — da war er fort.
Ich sagte mir: Vielleicht ist's nur ein Traum.
Doch von der Stunde zogen die Dämonen,
Die sieben, die in diesem Leibe wohnten,
Dem schönen, wie die Menschen meinten, fort.

Heut' Morgen, als der Dämmerung erster Strahl
Den Libanon mit Herrlichkeit umfloß,
Das Thal noch dunkelte, da sah ich einen —
War er ein Engel, war's ein sel'ger Geist? —
Den See durchzieh'n mit flatterndem Gewande.
Das Antlitz sah ich nicht, doch unterschied ich
Gestalt und Haltung — ich erkannt' ihn wieder,
Der mich geheilt. Und auf des Windes Flügel

Drang mir ein Wort zu Ohr, das schien zu sagen:
„Sei guten Muths! Ich bin's! Hast nicht zu fürchten!"
Und aus dem Dunkel drang ganz leis die Antwort:
„Wenn du es bist, so laß zu dir mich kommen,
Ueber die Flut." Die Stimme sagte: „Komme!"
Darauf erscholl ein lauter Schrei: „Herr, hilf mir!"
Wie eines Sinkenden. Und drauf die Stimme:
„Kleingläubiger! O warum zweifelst du?"
Drauf sah ich nichts mehr. Ruhig ward der Wind;
Groß ob den Hügeln stieg die Sonne auf,
Und hurtig floh'n die Morgennebel weg
In ihre Felsenhöhlen. O, ich muß ihn finden —
Ich muß ihm folgen — immer mit ihm sein!

Du Alabaster, dessen Wand umfängt
Viel Blumenseelen, zarten Balsamhauch
Und Wohlgeruch Arabiens, und die Geister
Süßduft'gen Krauts, ätherische Naturen,
Von Licht und Thau genährt, nicht ganz unwürdig,
Den heil'gen Fuß zu netzen, dessen Schritt
Auch jede Schwelle heiligt, die er kreuzt;
Komm, laß uns auszieh'n auf die Pilgerschaft —
Du und ich einzig. Laß uns nach ihm suchen,
Bis wir ihn finden, laß uns unsre Seelen
Vor ihm ergießen, bis uns nichts mehr bleibt,
Als Trümmer des Gefäßes, das uns einschloß!

Aehnlich ist in der Scene „In den Kornfeldern" die Bekanntschaft Christi mit Nathanael mit dem Aehrenpflücken der Jünger verbunden; jene erhält hierdurch eine anmuthige Localisirung, dieses verwandelt sich in einen ungezwungenen Dialog, dem sich die Anklage der Jünger durch die Pharisäer und ihre Vertheidigung durch Christus lebendig anreiht, während der Zorn der beschämten Pharisäer die Einzelscene mit dem großen Gesammtdrama verbindet. Wieder in andern Scenen sind mit Beibehaltung der biblischen Rede und Handlung einzelne Momente derselben Zeit, Ort, Charakter, Affecte, Vorbereitung der Affecte, auch wohl Rede

und Handlung selbst poetisch ausgeführt, doch im ganzen mit großer Zurückhaltung und einer weit mehr lyrischen als rhetorischen Ausschmückung.

Der blinde Bartimäus.

Bartimäus.

Werd' mir nicht ungeduldig, Chilion! 's ist so schön,
Zu sitzen hier im Schatten dieser Mauern,
Unter den Palmen, und der Bienen Summen
Zu hören und den Lärm, der geht und kommt,
Der Karawanen Klingeln auf dem Weg
Von Sidon oder Damaskus. Dies ist stets noch
Die Stadt der Palmen, und doch sind die Mauern
Die alten Mauern nicht, wo die zwei Späher
Rahab verbarg und sie vom Fenster aus
An Stricken niederließ, als zu das Thor war
Und alles dunkel. Diese Mauern stürzten,
Als Josua's Heer aufschrie, und die Posaunen
Der Priester laut erdröhnten.

Chilion.

Wann war das?

Bartimäus.

Mein liebes Jerichorösschen, ich weiß nicht;
Vor Hunderten von Jahren. Und dort drüben,
Jenseits des Stroms, fuhr der Prophet Elias,
Vom Wirbelwind getragen, auf zum Himmel,
Im Feuerwagen mit den Feuerrossen.
Dort ist das Feld von Moab; und dahinter
Steigt bläulich der Berg Abarim empor
Mit seinen Gipfeln Nebo, Pisgah und dem Peor,
Wo Moses starb, der Gott geschaut und der dann
Begraben ward im Thal, und niemand kennt
Bis auf den heut'gen Tag die Grabesstelle.

Chilion.

O könntest du die Plätze schau'n, wie ich sie schaue.

Bartimäus.

Ich hab' nicht einen Strahl des Lichts geschaut,
Seit du geboren wardst; sah nie dein Antlitz,
Und doch mir ist, ich säh's; und eines Tages
Seh' ich's vielleicht. Denn ein Prophet ist hier
Aus Galiläa, der Messias, Davids Sohn.
Der heilt die Blinden; könnt' ich ihn nur treffen.
Ich hör' Geräusch von vielen Schritten nah'n
Und Stimmen, wie das Brausen einer Menge.
Was siehst du? Sprich!

Chilion.

Ein junger Mann, in Weiß
Gekleidet, kommt durch's Thor und eine Menge
Von Volks geleitet ihn.

Bartimäus.

Wär's der Prophet!
O Nachbarn, sagt, wer wandelt dort vorbei?

Einer aus der Menge.

Jesus von Nazareth!

Bartimäus (ruft).

O du Sohn Davids!
Erbarm' dich mein!

Viele in der Menge.

Sei ruhig, Bartimäus!
Und störe uns den Meister nicht.

Bartimäus (ruft lauter).

Sohn Davids!
Erbarm' dich meiner!

Einer aus der Menge.

Sieh, der Meister hält.
Sei guten Muths! Erhebe dich — er ruft dich!

Bartimäus (wirft den Mantel weg).

Chilion! O Nachbarn, führt mich hin!

Christus.

Was willst du,
Daß ich dir thun soll?

Bartimäus.

Guter Herr, das Licht —
Das Licht des Auges!

Christus.

Wohl! Da nimm es wieder!
Dein Glaube macht dich heil!

Die Menge.

Schau', er sieht wieder!

(Christus geht voran. Die Menge sammelt sich um Bartimäus.)

Bartimäus.

Ich sehe wieder. Doch mir ist ganz wirr.
Wie Traumgestalten kehrt zu mir zurück,
Was ich gekannt einst. Seh' den lichten Himmel
Ob mir, die Bäume und die Mauern dieser Stadt,
Das alte Thor, das so oft wiederhallte,
Wenn tastend ich hier ging; und euch, o Nachbarn,
Ich kenn' euch nur nach euren lieben Stimmen.
O was die Welt doch schön ist! Und wie groß!
Ein einz'ger Blick trägt mich schon meilenweit.
Wo bist du, Chilion?

Chilion.

Vater, ich bin hier!

Bartimäus.

Laß mich dein Antlitz schauen, liebes Kind!
Denn bis dahin sah dich nur meine Hand!
Wie schön du bist! O hätt' ich dich gekannt!
Du hast ihr Aug' — wir seh'n sie einstens wieder!
O Gott des Abraham, Elion, Adonai!
Der du selbst Vater bist, verzeihe mir,
Wenn einen Augenblick ich dein vergaß
Ob irdischer Gedanken und Gefühle,
Dein und der Anbetung, die ich dir schulde;
Durch deine Macht allein mein dunkles Auge
Ward aufgethan, zu schauen in dein Licht!

In der „Hochzeit zu Kana" sind passende Stellen des Hohenliedes als Brautgesänge herbeigezogen, und durch Einführung des Esseners Manahem nicht nur dem freundlich socialen Charakter Christi eine verstärkende, schroff ascetische Gegenfigur zur Seite gestellt, sondern auch dem alttestamentlichen Brautlied die mystische Erklärung beigegeben. Während z. B. die Reden des Paranymphus und Architriclinius ganz kurz das Wunder vergegenwärtigen, erschaut der prophetische Essener zum voraus schon die Verlobung des Messias mit der Kirche in seiner Dornenkrönung und Kreuzigung und sagt für sich:

„Verwundert schaut auf mich der Herr des Festes,
Als wollt' er fragen: Was thust du hier, Alter,
Bei frohen Gästen? — Und du, der Gesalbte!
Was thust du hier? Ich schau' ein Schmerzensbild,
Gehüllt in Purpur und gekrönt mit Dornen,
Ich seh' ein Kreuz aufragen in der Nacht,
Und hör' den Schmerzensschrei, der wiederhallen
Wird ewig, ewig durch die ganze Welt!"

Dieser Essener ist auch für den übrigen Verlauf der Handlung beibehalten und dient nicht nur dazu, das Zeitbild der Synagoge, der Römerherrschaft, der Sadducäer, der Pharisäer, des gesammten religiös-politischen Lebens als nicht unbedeutender Factor

zu vervollständigen, sondern auch gelegentlich das Amt des griechischen Chores zu versehen, und bedeutsame Reflexionen, welche den handelnden Personen nicht passen würden, in geeigneter Weise mit der Handlung zu verschmelzen. Er vertritt als Seher insbesondere den prophetischen Gedanken des leidenden Messias. Er hat den Kreuzestod schauend vor sich und sieht ihn, während Christus heilend, lehrend, wohlthuend Judäa durchpilgert, immer näher rücken, bis er endlich unterm Kreuz zugleich die Vollendung des Opfers und sein Fortwirken durch alle Jahrhunderte verkünden kann. Als Anhänger des Johannes ist er eine durchaus geeignete Persönlichkeit, dessen Kerkerleiden im Schlosse Machärus zur Anschauung zu bringen, ihn beim Bankett des Herodes zu vertreten und seinen Martyrtod in ergreifender Weise mit der Handlung zu verflechten, ohne daß die blutige That selbst in den Rahmen der Handlung gezogen ist. Diese drei Scenen, welche das Martyrthum des hl. Johannes behandeln, sind mit wahrhaft sophokleischer Feinheit und Maßhaltung angelegt, während Manahems Fluch auf den Prophetenmörder Herodes und sein blutbeflecktes Schloß die erhabene Kraft der Propheten athmet. Die Römerherrschaft ist im Monologe des Pontius Pilatus, die jüdische Revolution in dem des Barrabas kurz, aber bezeichnend und umfassend dargestellt; die Zeichnung des Pharisäerthums zieht sich natürlich durch die ganze Reihe der Scenen, gelangt aber vorzüglich in einem Tempelgespräch zwischen Christus und Gamaliel nach dem letzten Pascha zu kräftiger und wahrer Entfaltung. Noch kraftvoller ist die Sanhedrin-Sitzung im Palaste des Kaiphas, in welcher der erste Rath des Kaiphas, den er den Juden gab, wie das erste nächtliche Verhör und die Plenarsitzung am folgenden Tage zu einer Scene zusammengedrängt wurde. Vollständige poetische Fiction ist nur eine der 33 Scenen, nämlich ein Dialog zwischen Simon Magus und Helene von Tyrus. Er hängt äußerlich dadurch mit der Haupthandlung zusammen, daß Simon, theils vom Rufe Christi, theils vom eigenen Neide gelockt, den Herrn aufsucht, aber von den dämonischen Einflüssen der eigenen

Zauberei verhindert wird, ihn zu finden; erst am Kreuze trifft er ihn und hält sich nun für den Sieger, während der Auferstandene in stiller Glorie sein Weltreich vorbereitet. Innerlich ist diese Fiction überaus treffend mit der Handlung verknüpft; sie stellt dem Reiche Christi eine vom Heidenthum, Pharisäismus und Sadducäismus ganz verschiedene Zeitrichtung gegenüber, den Unglauben nämlich, der bereits zum Spiritismus gediehen ist und in Gemeinschaft mit Wollust und schwindelhafter Naturphilosophie durch Trug und Lug die Offenbarung des menschgewordenen Gottes befehdet. Zusammengesetzt aus Hexerei und persischen Mythen, Ueberresten platonischer Philosophie und materialistischem Köhlerglauben, himmelstürmendem Stolz und crasser Sinnlichkeit, bereitet Simon jenen Gnosticismus vor, mit welchem die Religion Christi gleich nach seiner Auferstehung den Kampf beginnen sollte.

Die drei Kreuze.

Manahem, der Essener.

Drei Kreuze ragen in die Mittagsnacht,
Drei Leiber, krümmend sich in Todesqual,
Erglänzen aus dem wunderbaren Dunkel,
Zwei Diebe, knirschend, und in ihrer Mitte
Der leidende Messias, Josephs Sohn,
Nein, Davids Sohn, der siegende Messias,
Den Dornenkranz auf dem entehrten Haupt!
Des milden Arztes Hand durchbohrt von Nägeln,
Die Füße, die die Welt rastlos durchwandert,
Ans Kreuz geschlagen, blutend — ewig ruhend!
Die treuen drei Marien, überwältigt
Von diesem großen Schmerz, knieen, beten, weinen!
O Joseph Kaiphas, du großer Hoherpriester,
Kannst du für diese Blutthat Rede steh'n?

Die Schriftgelehrten und Aeltesten.

Der in drei Tagen du zerstörst den Tempel
Und wieder aufbaust, hilf dir selbst, und bist du
Jehova's Sohn, so steig' herab vom Kreuz.

Die Oberpriester.

Den andern half er, sich kann er nicht helfen!
Christus, der König Israels, er steige nieder,
Daß wir es seh'n und glauben.

Die Schriftgelehrten und Aeltesten.

Auf Gott hofft' er,
Der möge ihn befreien, wenn er will.
Dann glauben wir.

Christus.

Verzeih' ihnen, Vater
Sie wissen nicht, was sie thun.

Der verstockte Schächer.

Bist du Christus
Hilf dir und uns!

Der reuige Schächer.

Gedenke meiner, Herr!
Wenn du eingehest in dein Königreich.

Christus.

Noch heut' bist du mit mir im Paradiese.

Manahem.

Golgotha! Golgotha! O qualvoll Dunkel!
O das erhob'ne Kreuz, es wird für immer
Die Nacht durchschimmern und den Schmerz besiegen
Durch das Gedächtniß dieser Siegesstunde!

Simon Magus.

So find' ich endlich, Nazaräer, dich!
Du bist für mich nicht länger ein Phantom.
Das ist das Ende eines, der sich nannte
Den Gottessohn! Das ist das Schicksal derer,
Die neue Lehren predigen. Nicht was er that,

Doch was er sprach, das brachte ihn hierher.
Ich rede keinem Großen Uebles nach.
Ich triumphire jetzo, Nazaräer!

Der junge Synagogenvorsteher.

Das ist das Ende dessen, der mir sagte:
Verkaufe, was du hast, und gib's den Armen!
Das ist der Himmelsschatz, den er versprach!

Christus.

Eloi, Eloi, lamma sabacthani!

Ein Soldat (das Hyssoprohr zurechtrichtend).

Er rufet nach Elias.

Ein anderer.

Laß es gut sein!
Wir wollen sehen, ob Elias kommt!

Christus.

Ich dürste.

Ein Soldat.

Gib den Wermuth ihm!

Christus (mit einem lauten Schrei das Haupt neigend).

Es ist vollbracht! —

Die gewaltigen dramatischen Motive, welche das Leiden Christi zum ergreifendsten aller tragischen Stoffe machen und sein ganzes übriges Leben in den Kreis dieser Tragik hineinziehen, konnten natürlich bei einer Zerstückelung in so viele selbständige Einzelscenen nur in sehr geringem Grade zur Verwendung kommen. Das lag auch nicht in des Dichters Absicht; er hat es nicht einmal darauf angelegt, den Knoten, welchen der Haß der Juden gegen Christus allmählich schürzt und den seine Liebe unlösbar macht, als verkettendes Element stark durchschimmern zu lassen; ein aufführbares, wirksames Passionsspiel war schon vollends außer-

halb seiner Absicht. Und dennoch bildet seine Christiade ein ungemein harmonisches, tragisches Ganzes. Die Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit des Menschensohnes, dieser schönste Spiegel der ewigen, göttlichen Liebe, ist mit einer Fra Angelo's würdigen Andacht dargestellt. Bild um Bild enthüllt sie schöner und voller, immer fähiger und mächtiger, das widerstrebende Menschenherz an sich zu ziehen; und doch, immer wilder, schrecklicher, in allen Tonarten der Leidenschaft bäumt sich dieses in seiner Verderbtheit wider den gottgesandten Arzt empor, ruft alle Mächte der Erde auf zum Bunde und ruht und rastet nicht, bis es an der ewigen Liebe zum Mörder geworden. Aber im Augenblicke der furchtbaren Katastrophe bricht das Licht der Gottheit durch den immer mehr sich verklärenden Schleier der Menschheit, und das besiegte Menschenherz beugt sich mit Petrus vor dem Auferstandenen:

„Ja, ich will folgen dir, mein Herr und Meister,
Will folgen dir durch Fasten und Versuchung,
Durch deinen Todeskampf und blut'gen Schweiß,
Durch Kreuz und Leiden, ja sogar zum Tode!"

Diese ascetisch-dogmatische Seite der Passion hat Longfellow mit unvergleichlicher Kunst zum einheitlichen Ausdruck gebracht. Der schmerzensreiche Rosenkranz ist zum schönsten Gedicht geworden, zu einem Kunstwerk, dessen Gehalt der moderne Geist wohl verwerfen mag, dem er aber den zartesten Kunstsinn und die Meisterschaft in Form und Sprache nicht wird absprechen können. Doch das Gedicht ist auch ein Glaubensbekenntniß.

Petrus: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater,
Johannes: Schöpfer Himmels und der Erde;
Jacobus: Und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn;
Andreas: Der empfangen ist vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau;
Philippus: Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben;

Thomas: Am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten;
Bartholomäus: Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters;
Matthäus: Von wannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.
Jacobus Alphäi: Ich glaube an den Heiligen Geist; eine heilige, katholische Kirche;
Simon Zelotes: Gemeinschaft der Heiligen; Ablaß der Sünden;
Judas: Auferstehung des Fleisches;
Matthias: Und ein ewiges Leben. Amen.

Das ist der Epilog. Er hat keinen weitern Zusatz. Es ist die ehrwürdige Glaubensformel, welche die katholische Kirche unbesieglich durch neunzehn Jahrhunderte hindurch trug, gekleidet in das Gewand altchristlicher Legende. Es ist das Glaubensbekenntniß des Christenthums als dogmatische Definition des Apostelconcils, das Christenthum als Vermächtniß des Heilandes an das Lehramt seiner Kirche. Unzweifelhaft hat der Dichter dies letztere Moment nicht gerade betonen wollen. Aber etwas wollte er doch sagen. Und was? Was die Apostel glaubten, das glaube auch ich, und was die Apostel liebten, das liebe auch ich, und was ich Petrus an den Heiland reden lasse, das denke und spreche auch ich — und ich scheue mich nicht, die heiligen Urkunden des Glaubens, die Christus uns hinterlassen, zu bekennen vor dieser modernen Welt, in der Feinheit ihrer Sprache, in der Eleganz, die sie liebt, in der Formschönheit, die sie zu achten vorgibt — und möchte mein Glaube und meine Liebe nur in tausend Herzen wiederhallen!

17. Judas Makkabäus. Die schöne Legende. Christus.

1871. 1872.

Mit der „Göttlichen Tragödie" ist die Reihe der größeren Werke Longfellows abgeschlossen. Obwohl er es selbst fühlen mochte, daß die „Neu-England-Tragödien" die Stellung des Christenthums in der neuern Geschichte nur sehr einseitig berührten, daß zwischen den einzelnen Theilen seiner Christus-Trilogie noch jeweilen eine ganze Welt lag: so machte er doch keinen weitern Versuch, die Fortsetzung des Lebens Christi in demjenigen seines mystischen Leibes, der Kirche, noch weiter zu verfolgen. Die Katakombenzeit, wie das Zeitalter der Kirchenväter, die Bekehrung der germanischen Nationen wie die Riesenkämpfe des spätern Mittelalters, der Bund der Kirche mit der mittelalterlichen Kunst, wie ihr Antheil am Wiederaufleben hellenisch-römischer Bildung, der Sieg der Kirche über die Glaubensspaltung und über die große europäische Revolution, ihr Vordringen in die neue Welt und ihre großartige Organisation mitten unter den nach allen Richtungen zerbröckelnden Secten Amerika's — — das alles lag außerhalb der Grenzen, welche der Dichter seiner Auffassung des Christenthums gezogen hatte. Er war jetzt fünfundsechzig Jahre alt und hätte noch Frische und Productivität genug besessen, um den Rahmen seines Weltgedichtes größer und weiter zu ziehen; allein er hatte sich zu tief in die unitarischen Ideen Channings hineingelebt. Der engere Freundeskreis, dem er angehörte, wie das große Publikum, das ihn bewundernd umdrängte, stand der katholischen Kirche fremd, wenn nicht theilweise feindlich gegenüber. So sehr ihn Dante ansprach und begeisterte, so vermochte er sich doch nicht zu der

Ueberzeugung durchzuringen, daß seiner christlichen Weltanschauung feste, ewig giltige Wahrheit zu Grunde lag. Dennoch zog es ihn auch die übrigen Jahre seines Lebens immer und immer wieder in diese Regionen hin; seine Dichtung blieb nicht nur, wie bisher, vorwiegend ernst und religiös, sondern auch durch und durch christlich und freundlich den katholischen Ideen zugewandt.

Die „Göttliche Tragödie" war kaum vollendet, als Longfellow noch im December 1871 schon ein kleines Drama „Judas Makkabäus" in Angriff nahm. Er schrieb es in elf Tagen nieder und sammelte dann gleich Noten für ein zweites, „Michael Angelo", wofür er Vasari und Grimms Leben des großen Malers las. In sechzehn Tagen war auch dieses geschrieben, doch änderte er später noch mehrfach daran, strich zuletzt mehrere Scenen, darunter jene, welche den Tod des Malers schilderte und der Dichtung ihren Abschluß gab. Er ließ sie als „Fragment" zurück. Den „Judas Makkabäus" dagegen gab er zugleich mit einer zweiten Folge der „Wirthshausgeschichten" und mit einer „Handvoll Uebersetzungen" im Frühjahr 1872 als „Three books of Song" heraus.

„Judas Makkabäus" trägt den Charakter seines Entstehens einigermaßen an sich. Es ist mehr eine leicht hingeworfene dramatische Skizze, als ein tiefdurchdachtes, aus mächtigem künstlerischem Ringen hervorgegangenes Werk. Der stolze Tyrann Antiochus, die sieben makkabäischen Brüder, der schlachtengewaltige Held Judas und seine kühnen Genossen waren dem Dichter von Jugend auf geläufige, bekannte Gestalten. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen, hatte er aber durch seine Bekanntschaft mit der Bibel Liebe und Verehrung für sie nicht eingebüßt. In dem Tempel von Jerusalem sah er etwas mehr als bloß ein jüdisches National-Heiligthum, und in den Waffenthaten der Makkabäer etwas mehr als eine politisch-patriotische Schilderhebung. Es weht eine wahre und tiefe Begeisterung in dem kleinen Stück, die Begeisterung eines Christen, der an den übernatürlich göttlichen Charakter des Alten Bundes glaubt und in seinen Schicksalen jene des Neuen Bundes vorgebildet findet. Anstatt in die predigthafte Rhetorik alter Patri-

archaden zu verfallen, hält sich der Dichter aber fast nur zu kurz. Er skizzirt die Handlung bloß summarisch in einigen Hauptmomenten, doch mit jener Kraft, Lebendigkeit und Poesie, welche den Balladendichter verräth. Das Stück beginnt mit einem Zwiegespräch zwischen dem für hellenische Bildung schwärmenden Antiochus und dem abgefallenen Hohenpriester Jason.

Antiochus.

O Antiochia, Antiochia, meine Stadt!
Des Ostens Perle! Meine Freud' und Wonne!
Das Heiratsgut Kleopatra's, der Schwester,
Als sie dem Ptolomeus reicht' die Hand,
Jetzt wieder mein und neu von mir erhoben!
Ich liebe dich, ich muß dich wieder schau'n
Mit deinen Spielen, deinen Tänzerinnen,
O Stadt der Lust! Muß im Orontes baden,
Dein Fluß und meiner! — Jason, mein Hoherpriester,
Ich habe dich erwählt, und du bist mein —
Sahst Antiochia du jemals, die Schöne?

Jason.

Nie, mächt'ger Herr!

Antiochus.

Dann hast du nicht gesehen
Das Wunder dieser Welt. Die Davidsstadt
Ist im Vergleich mit ihr ein elend Dorf
Und ihre Bürger im Vergleich mit Griechen
Sind rohe Bauern.

Jason.

Ja, sie sind Barbaren
Und roh.

Antiochus.

Sie müssen wahre Bildung erst erhalten.
Sie müssen Götter haben, mehr als einen,
Und Göttinnen dazu. —

Jason.

Sie sollen sie bekommen.

Antiochus.

Rennbahnen müssen sie bekommen, Spiele, Bäder,
Schauspiele, Götterfeste und vor allem
Die Dionysien.

Jason.

Sicher, alles dies!

Antiochus.

Beim Herakles! Ich möcht' die Juden seh'n,
Bekränzt mit Epheu, fellumflattert, toll,
Mit Thyrsusstäben, unter Paukenschall
Und Flötenklang durch alle Straßen rasen
Der alten ernsten Stadt. Hah, hah! Ein Spaß ist's,
Nur dran zu denken. — Warum lachst du nicht?

Jason.

Ich lache innerlich.

So ist in ein paar Zügen der hellenistische Culturtyrann gezeichnet, der dem auserwählten Volke Gottes seine eigene Liederlichkeit aufzwingen will. Unverkennbar hat der Dichter dabei jenen modernen Hellenismus mit im Auge gehabt, der nicht nur hochmüthig auf die christliche Bildung gläubiger Protestanten und Katholiken herabzublicken pflegt, sondern mit Hohn und Gewalt sich den Völkern aufzudrängen versucht.

Der zweite Act schildert dann in fein künstlerischem Dialoge das Martyrium der sieben Brüder, der dritte die hebräische Schilderhebung, der vierte den Sieg der Hebräer und die Tempelweihe, der fünfte endlich den furchtbaren Tod des Tyrannen. Wie diese Anlage dramatisch sehr gut gedacht ist, so besitzen einzelne Stellen nicht geringe dramatische Kraft und scenische Schönheit, so der Schluß des vierten Actes, wo Judas Makkabäus den gefangenen

Hohenpriester Jason statt zum Tode zum Exil verurtheilt, und dieser in einem Monologe die Weihe des zweiten Tempels schildert.

Judas.

Auf diesen Tag, den fünfundzwanzigsten
Des Monats Kasleu, ward der Tempel hier
Entweiht von Fremden — von Antiochus
Und von dir, seinem Sklaven. Heute soll
Er sein gereinigt. Du, der zur Entweihung
Dich gabst als Werkzeug hin, du darfst nicht sein
Ein Zeuge dieses heil'gen Gottesdienstes;
Denn nichts bleibt rein in deiner Gegenwart.
Das Volk hat den Kallisthenes getödtet,
Der in den Tempel warf den Feuerbrand.
Wenn sie dich finden, werden sie dich morden
Ganz unfehlbar. Ich will dein Leben schonen,
Um länger dich zu strafen. Du sollst wandern
In fremde Zelte. Du, der du so viele
Aus ihrer Heimat triebst, du sollst verderben
Auf fremdem Grund. Du, der du unbegraben
So viele ließest, sollst hier keinen finden,
Der dich betrauert, keine Leichenfeier,
Kein Grab bei deinen Vätern — fort von hier!

(Musik, Festzug von Priestern und Volk mit Zithern, Cimbeln und Harfen. Judas Makkabäus an ihrer Spitze zieht nach dem innern Tempelhof.)

Jason (allein).

Durch's schöne Tempelthor seh' ich sie schreiten
Mit Palmen, grünen Zweigen, Blätterschmuck
Zum innern Hof! Ach! Wär' ich auch dabei!
Ich sollt' es sein, ich sollt' mit ihnen ziehen.
Allein in böser Stunde, wie sie jeden trifft —
In einer schwachen Stunde fiel ich ab
Vom alten Glauben, faßte nicht den neuen,
Nur einen äußern Schein davon und Anstrich.
Ich kann den neuen Glauben mein nicht nennen,

Bin nicht dafür gemacht; er hat nicht Wurzeln
In meiner Brust. Ich bin nicht Jud', nicht Grieche,
Ich schwanke zwischen beiden, Renegat
An diesen heute, morgen an den andern,
Und glaube weder Gott noch Menschen mehr.
Doch welch geheimnißvoller Zauber hält
Mich hier, welch Wunder fesselt meine Schritte,
Daß ich muß schau'n, wie ein neugierig Kind,
Die Stätte, wo die Priester neu errichten
Den heiligen Altar? Aus Steinen schlagen
Den Funken sie und zünden an die Lampen
Des mächt'gen Leuchters, zieh'n den Vorhang
Und setzen Schaubrodlaibe auf den Tisch.
Der Weihrauch dampft, sein wohlbekannter Duft
Dringt her zu mir und trägt zu alten Zeiten
Zurück mich. Unter ihnen seh' ich mich,
Wie damals, und der alte Aberglaube
Beschleicht mein Herz. — Ach, Kinderphantasien! —
Horch! den Gesang mit Zithern und mit Cymbeln,
Das ganze Volk fällt auf sein Antlitz nieder
Und betet an im Staube! — Fort von hier,
Zum Osten, um Antiochus zu treffen
Auf seiner Heimfahrt, mit Triumph gekrönt.
Ach! heute gäb' ich gerne alles hin,
Um einen Freund zu seh'n, ein Wort zu hören,
Das einen Funken nur von Trost mir brächte!

Unter der „Handvoll Uebersetzungen" befinden sich ein paar Stücke nach Prosa=Uebersetzungen aus dem Tartarischen und Armenischen, zwei Gedichte von Malherbe, eines von Reboul, dem Bäcker von Nimes, ein Sonett Filicaja's auf Italien, „Wanderers Abendlied" von Göthe, „Reue" von Platen und ein Spruch der hl. Theresia.

In den „Wirthshausgeschichten" sind, wie früher, sieben poetische Erzählungen aneinander gereiht: „Die Glocke von Atri", „Kambalu", „Der Schuster von Hagenau", „Die Ballade von Carmilhan", „Lady Wentworth", „Die schöne Legende" und „Der

Baron von St. Castine". Der frühere Rahmen und die Charakteristik der erzählenden Personen ist festgehalten; die Form wechselt zwischen abgerundeten Balladenstrophen und freien Reimversen nach Art alter Reimchroniken, der Ton ist überaus gemüthlich. Der Dichter hat es diesmal nicht bloß vermieden, in den Erzählungen religiöse Differenzen anklingen zu lassen, sondern gibt sogar für die frühere Schauergeschichte „Torquemada" einigen Ersatz. Nachdem der „Theologe" nämlich die Erzählung des „Poeten" von der Erhebung der armen Martha Hilton zur Lady Wentworth gelobt, fährt er fort:

„Nicht weniger süß, nicht weniger frisch
Sind manche Legenden, die ich weiß,
Von Mönchen geschrieben in alter Zeit,
Die streng und ernst ihr Fleisch kasteit,
Damit die Seele fromm und rein
Sich besser könnte Gottes freu'n;
Eine von diesen alten Geschichten —
Die schönste vielleicht — die fällt mir ein,
Die will ich mit eurem Verlaub berichten;
Ich hoffe damit zu machen auch gut
Die Schauertragödie voll Feuer und Blut,
So schwarz und stark wie spanischer Wein,
Die gestern ich schilderte. Aber ich mein',
Ich hätte sie besser euch nicht erzählt,
Denn ich ward arg dafür gequält.
Denn Torquemada mit schrecklichen Mienen
Ist mir zur Strafe im Traume erschienen
Und starrte mich an von der dunkeln Wand
Wie ein mächtiger Leuchtthurm am Meeresstrand."

Und nun beginnt der Theologe seine Erzählung im schlichten Ton einer Reimchronik:

Die schöne Legende.

„Wärst du geblieben, so wär' ich entfloh'n!"
So sprach die schöne Vision.

In der Zelle ganz allein,
Knieend auf der Flur von Stein,
Klagt ein Mönch in tiefer Reue
An sich seiner Ungetreue,
Fleht um größ're Selbstentsagung
In Versuchung, Leidertragung.
Mittag wies der Sonnenschein,
Und der Mönch war ganz allein.

Plötzlich wie von Blitzesstrahlen
Schimmernd sich die Wände malen,
Alles außen, alles drinnen
In der Zelle arm und klein,
Und er sieht aus Himmelshöhen
Den Erlöser vor sich stehen,
Angethan mit lichten Linnen
Und umflammt von Glorienschein.

Nicht wie er am Kreuz gehangen,
Nicht in angsterfülltem Bangen,
Blutend nicht an Fuß und Hand
Vor dem Mönch sein Meister stand;
Nein, wie er in süßer Huld
Galiläa einst durcheilte,
Lahme, Blinde, Krüppel heilte,
Alle lehrte voll Geduld.

Selig, jubelnd, wonnetrunken
Sich bekreuzend vor der Brust,
In Anbetung ganz versunken
Kniet der Mönch voll Himmelslust:
„Herr, der Du in Himmelshallen
Thronst, wie mag es Dir gefallen,"
Seufzt er, „zu gedenken mein?
Du, den nicht die Himmel fassen,
Willst zu mir Dich niederlassen,
Meiner Zelle Gast zu sein?" — —

Da, zu dem Verzückten nieder
Plötzlich klingt die Glocke gellend

Hoch vom Thurm, stets lauter schwellend
Hin durch Hof und Corridor,
Immer wieder — immer wieder,
Wie er's hörte nie zuvor.

Es war just der Stundenschlag,
Wo bei hellem wie trübem Tag,
Winterfrost und Sonnenhitze
Blinde, Krüppel, Kranke, Lahme
Alle Straßenbettler kamen
Zu des Klosterthores Sitze,
Wo die Lieb' in ihrer Noth
Allen Brod und Hilfe bot.
Sie zu pflegen, war das Amt
Dessen, der von Wonn' entflammt
Noch auf seinen Knieen lag,
Selbstvergessen, lichtumgeben
Sah vor sich den Heiland schweben.

Angst und Bangigkeit und Zaudern
Mischt sich jetzt mit heil'gem Schaudern.
Soll er bleiben? soll er geh'n,
Lassen seine Armen steh'n
Hungrig an der Klosterschwelle,
Bis entschwebt die Himmelshelle?
Soll den hehren Gast er meiden,
Solchen Jubel, solche Freuden?
Für verthiertes Volk in Fetzen
Hin sich an die Pforte setzen?
Wird die Vision zerfließen,
Oder neu sich ihm erschließen?

Leisen, aber klaren Schalles
Hört er da — es klang nicht fern —
Bis in seines Herzens Kern:
„Thue deine Pflicht, und alles
Ueberlaß getrost dem Herrn!"

Und entschlossen hebt er sich,
Grüßt mit sehnsuchtsvollen Blicken,

Grüßt mit tiefehrfürcht'gem Nicken
Seinen Heiland minniglich,
Schreitet fest und froh hinunter,
Seines Amts zu warten munter.

An dem Thor die Armen harren,
Schauen durch die Eisensparren
Mit der Bangigkeit im Blick,
Nur in jener Aug' zu sehen,
Die in Noth und Mißgeschick
Vor verschloss'nen Thüren stehen,
An Verachtung und an Noth
Längst gewöhnt und an das Brod,
Das zum Tod mehr hilft als Leben.
Aber heut' die Pforten schweben
Auf, sie wissen selbst nicht wie,
Gleich des Paradieses Thor,
Und gleich einem Sacramente
Kommt des Brods gewohnte Spende
Heut' den Sehnsuchtsvollen vor.
Und der Mönch fuhr fort zu beten,
Voller Liebe, voll Erbarmen
Denkend obdachloser Armen,
Wie sie sind verschmäht, geschlagen,
Was sie leiden, was sie tragen,
Was sie schweigen, was sie sagen,
Und die inn're Stimm' hub an:
„Was du dem Geringsten thatest —
Wenn du meine Lieb' berathest —
Sohn, das hast du mir gethan."

Mir! Doch wär' die Vision
Ihm im Bettlerkleid erschienen,
In der Armuth trüben Mienen,
Hätt' er dann auch Trost erfahren?
Oder rauh sie lassen fahren
Mit Verachtung, kaltem Hohn? — —
Also fragt sich sein Gewissen,

Zweifelnd hin und her gerissen,
Als mit eilbeschwingtem Tritt
Er zurück zur Zelle schritt,
Und das stille Kloster ganz
Glomm in süßem Himmelsglanz.

Starrend hielt er an der Schwelle
Seiner trauten, kleinen Zelle —
Denn da schwebt in Strahlenhelle
Die Erscheinung wie zuvor,
Als die Glocke plötzlich gellend
Hoch vom Thurm, stets lauter schwellend,
Ihn berief zum Klosterthor.
Ja! Die ganze lange Stunde
Treu der Herr geblieben war.
O wie ward ihm alles klar!
Und sein Herz glüht wunderbar,
Da mit gnadenreichem Munde
Zu ihm sprach die Vision:
„Wärst du geblieben, so wär' ich entfloh'n!"

Es ist zu bedauern, daß Longfellow das Glaubensleben des Mittelalters nicht weiter im Sinn und Geist dieser Legende studirt hat. Einen gewissen Anlauf dazu nahm er, als er die drei Theile seiner Christus-Trilogie durch kurze „Interludien" verbinden und mit einem „Finale" abschließen wollte, um das Ganze dann im Herbst 1872 unter dem Titel „Christus" herauszugeben. Zwischen die „Göttliche Tragödie" und die „Goldene Legende" rückte er als Zwischenspiel den Monolog eines Abtes Joachim im Kloster Flora in Calabrien ein. Es ist Nacht. Der Abt hat die Bücher vor sich, die er geschrieben: eine Erklärung der „Apokalypse", eine „Harmonie des Alten und Neuen Bundes" und einen „Zehnsaitigen Psalter". Sie umfassen zusammen das „Ewige Evangelium", zu dem sich der Abt bekennt und das er in längerer Betrachtung entwickelt:

Klar und offen ist's mir,
Und ich sag' es offen und frei:

In jedem Geheimniß sind drei,
Drei Personen in der Dreifaltigkeit,
Drei Weltalter in dem Laufe der Zeit,
Und der Heiligen Schriften sind ebenfalls drei,
Der Furcht, der Weisheit, der Liebe;
Denn in der Furcht fängt die Weisheit an,
In Liebe vollendet sie ihre Bahn,
Und Liebe ist der Seele höchstes Streben,
Ihr Ziel und Ringen und volles Leben,
Da findet die volle Freiheit sie,
Die nur der Himmel kann geben.

Im ersten Weltalter der Dämmerung
Und Morgenröthe geschichtlicher Zeit,
Regierte der Vater, und sprach von Antlitz
Zu Antlitz mit den ersten Geschlechtern.
Dann sandte er Engel als Boten aus,
Die saßen im Zelte der Patriarchen.
Und donnernd erscholl der Propheten Ruf,
In Blitz und Gewitter erschien der Herr,
In Sturm und Wolken kam er gegangen,
In Flut und Flammen — es zittert die Erde!
Und Furcht Gottes heißt sein Buch,
Drum sind die Blätter des Pentateuchs
Voll von den Schrecken seines Namens.

Dann herrschte der Sohn. Es bot sein Bund
Frieden allen, die guten Willens;
Mit ihm begann des Gesetzes Reich,
Die Weisheit war er und das Wort,
Und er sandte seine dienenden Engel
Ohne Schrecken und ohne Zittern,
Zu suchen die Seelen verirrt und verwirrt,
Versucht, verloren, vom Sturm verschlagen,
Ihnen Heil, Wahrheit und Trost zu bringen.
Die feurigen Zungen des Pfingstfests waren
Sein Zeichen, sie sollten die Botschaft künden
In jeder Art von Menschenwort

Von Continent zu Continent.
Er ist das Gotteslicht, das strahlt
Durch tausend Jahre ungemindert
Hin durch das Dunkel uns're Tage,
Und mit himmlischer Glut berührt
Die Spitzen unserer Klöster und Kirchen,
Sein Buch ist das Neue Testament.

Diese Zeitalter sind nun vorüber,
Und das dritte beginnt seinen Lauf.
Das frohe Kommen des Heiligen Geistes,
Das Reich der Gnade, das Reich der Liebe
Glüht schon an hohen Bergesfirnen
Und tagt am fernen Meeresstrand.
Weiß ist bereits das ganze Land
Von Klostermauern, als ob über Nacht
Ein Schnee gefallen auf Hügel und Höhen!
Schon klimmen die Menschen von Straßen und Märkten,
Aus der Städte Sorgen und niederm Gewühl
Empor die gottgeweihten Stufen
Mit müdem Fuß und blutendem Herz;
Und sie lassen die Welt und ihre Wonnen,
Ihre Leidenschaften, Kämpfe und Qualen
Gegen Beschauung und gegen Gebet
In stiller, friedlicher Klosterzelle.

Ewiger Segen ruhe auf dir,
Auf deinem Namen, Sanct Benedikt!
Gründer der Klöster des Abendlandes,
Der du gebaut auf Monte Cassin,
Im Lande der Arbeit, dein Adlernest!
Mög' ich niemals werden erfunden
Untreu dem Glauben und göttlicher Furcht,
Da ich geschrieben auf manchen Seiten
Das Evangelium künftiger Zeit,
Der ewigen Botschaft einstige Kunde.
O möcht' ich im Leben gleichen dir,
Und sterben so, wie du gestorben;

Möcht' auch ich einst im Chore schweben,
Betend die Arme ausgestreckt,
Ihm gleich, der für uns hing am Kreuze!

Mein Werk ist gethan. Ich steh' fest
In Glaube, Hoffnung, Liebe.
Ich habe geschrieben, was ich sah,
Was gewesen und was sein wird,
Des Rechten bewußt, das Unrecht nicht scheuend.
Denn ich steh' im Bund mit der Liebe,
Was ich hasse, ist nur der Haß;
Denn Haß ist Tod, und Liebe ist Leben,
Ein Friede, ein Glanz aus höherer Welt;
Haß aber ein nie endender Streit,
Rauch, Dunkel aus der Hölle Schlünden,
Wo unreine Schlangen brüten und zischen!
Liebe ist der Heilige Geist im Herzen,
Haß ist die unverzeihliche Sünde!
Wer anders lehrt als so,
Verräth seinen Meister mit einem Kuß!

Trotz der frommen Ehrfurcht, mit welcher der Dichter hier die Grundlehren des Christenthums anklingen läßt, trotz der sichtlichen Liebe, womit er den hl. Benedikt und das Ordensleben erwähnt, ist das Bild, das er von dem Glaubensleben des Mittelalters geben wollte, in den wesentlichsten Punkten ganz verzeichnet. Von einem neuen, noch zu erwartenden Evangelium hat das Mittelalter nichts gewußt; es war fest überzeugt, schon jetzt die ganze und volle Offenbarung zu besitzen. Gottes- und Menschenliebe bis zum selbstlosen Heroismus hat das Mittelalter gelehrt und geübt, aber Nachsicht gegen religiösen Irrthum ist ihm durchaus fremd gewesen. Als unverzeihliche Sünde galt ihm nicht ein vager Haß, sondern die bestimmte, ausgesprochene Lästerung des Heiligen Geistes. Abt Joachim steht darum nur mit einem Fuß im Mittelalter, halb und halb ist er bei Channing und Emerson in der Schule gewesen. Nichtsdestoweniger ist der Monolog als eine freundliche Huldigung an die Kirche des Mittelalters zu betrachten.

Wie der Dichter aber dem Katholicismus seine Huldigung nicht versagen zu können glaubte, so hielt er es auch für nöthig, dem Protestantismus einen Ausdruck der Anerkennung darzubringen, und so setzte er zwischen die „Goldene Legende“ und die „Neu-England-Tragödien“ einen ähnlichen Monolog, und zwar „Luther auf der Wartburg“, worin die traditionelle Auffassung des „Reformators“ als Glaubenshelden, Befreiers und Wiederherstellers der Familie zum Ausdruck gebracht wird. Nur legt Longfellow dabei eine ausgesprochene Vorliebe für den sanfteren Philipp Melanchthon an den Tag und läßt Luther gegen den Schluß hin an einen scharfen Ausfall gegen Erasmus die Worte knüpfen:

„Philipp Melanchthon! Du allein
Bist glaubensvoll unter den Glaubenslosen;
Dich grüße ich, dich allein!
Schau' die Chronik von uns drei'n:
Res et verba Philippus,
Res sine verbis Lutherus,
Erasmus verba sine re!

Mein Philipp, betest du für mich?
Hoch über alle irdischen Sorgen
Erhoben zur höchsten Luftregion,
Zwischen den Vögeln, die Tag und Nacht
Auf den Aesten der größten Bäume
Singen ihre Laudes und Litaneien,
Preisend Gott aus aller Kraft,
Schreibe ich, mein Philipp, an dich!

Mein Philipp! Du weißt es am besten,
Was alles vorgeht in dieser Brust;
Die innern Todeskämpfe,
Den innnern Tod, die innere Hölle,
Und dann die göttliche Neugeburt,
Die sicherlich auf jene folgt,
Wie dem Winter folget der Lenz.
Mein Philipp, in nächtlicher Stunde sing'

Dies Lied des Herrn, das ich dir sende,
Bis wechselnd uns're Stimmen sich einen
Zur glorreichen Antiphon,
Zum Siegeschoral!"

Luther hat bekanntlich auf „Laudes" und „Litaneien" nicht viel gehalten. Ob er den milden Philippus für besser hielt, als sich selbst, das ist nach seinem ganzen Verfahren ziemlich zweifelhaft. Inwiefern deshalb diese Stelle und der Monolog überhaupt dem historischen Charakter Luthers entspricht, bleibe seinen Verehrern selbst zum Entscheide überlassen. Aber das ist sicher: zu der „Goldenen Legende" paßt dieser Monolog nicht, und noch weniger paßt er dazu, die „Neu-England-Tragödien" einzuführen. Denn statt der Freiheit und Liebe, die sein Luther verheißt, finden wir in diesen nur tyrannischen Haß und Glaubenszwang. Longfellow selbst fühlte, daß diese zwei Tragödien nur sehr negativ den Geist des dritten Zeitalters, des Evangeliums der Liebe, ausdrückten. Er trug sich mit dem Plane, eine neue dazu zu schreiben, in welcher die „Mährischen Nonnen" eine Hauptrolle spielen sollten. Der Plan scheiterte indes, und wie Lessing einst im Streit mit dem Hauptpastor Göze, nahm Longfellow seine Zuflucht zum hl. Johannes, dem Prediger der Liebe. Das Finale des ganzen „Christus" ist wieder ein Monolog: Sanct Johannes über die Erdoberfläche dahinwandelnd. Seine Vorstellung hat sich im Geiste des Dichters mit jener des ewigen Juden verschmolzen, welcher, Zeuge der gesammten Weltentwicklung, allein noch als Repräsentant der wahren Christuslehre übrig ist und im Kampfe der streitenden Religionen allein noch für die Liebe einsteht:

Von allem Pomp und eitler Pracht,
Von stolzen Wahnes Uebermacht,
Von falscher Führer Lehrbegriff,
Von all dem engen Regelkram,
Den jeder aus der Schule nahm,
Und der Sophisten Trug und Kniff
Verwirrt in ihres Suchens Gier,

Verwirrt von dem verworr'nen Schrei:
Sieh da die Kirche! Sieh sie hier!
Eilt müd' am Ziel die Menschheit vorbei,
Durch Kampf und Hitze, Staub und Grus,
Mit leerem Herz und blut'gem Fuß
Den rauhen Weg, den sie gekommen,
Bis sie im Spruch des Meisters ruht,
Der heut' noch bleibet wahr und gut:
Der bloße Name kann nichts frommen:
Selig, wer Gottes Willen thut!

Als Schluß eines Gedichtes, welches „Christus" überschrieben ist und die ganze Erscheinung des Christenthums darstellen sollte, kann ein solches „Johannes-Evangelium" unmöglich befriedigen. Es ist nichts weiter, als der vollständige Bankerott an aller Theologie. Wozu, fragt man sich unwillkürlich, die Jahrtausende lange Vorbereitung auf Christus, dann das Leben und Leiden Christi, die „göttliche Tragödie", der opfermuthige Glaube des Mittelalters, die religiösen Kämpfe und Leiden der gesammten neuern Zeit, wenn das das letzte Wort sein soll? Fromm, redlich und christlich hat aber unzweifelhaft der Dichter auch dies letzte Wort gemeint. Er hielt es für unmöglich, daß die Menschheit sich je wieder, wie im Mittelalter, einer verbindlichen Glaubensautorität unterwerfen könnte, und nun blieb ihm allerdings nichts mehr vom ganzen Christenthum, als dieser wohlmeinende Anschluß an Christi Wort im allgemeinen, der Wunsch, Gottes Willen zu thun, Gott zu lieben und um seinetwillen seine Pflichten zu erfüllen.

18. Die dritte Reihe der Wirthshausgeschichten. — Morituri salutamus. — Die Maske der Pandora.

1873. 1874.

Nachdem die Christus-Trilogie ihren wenigstens äußerlichen Abschluß gefunden hatte, versammelte Longfellow zum drittenmal seine fröhliche Gesellschaft in dem Wirthshaus von Sudbury. Es war, wie bei der ersten Reihenfolge der Erzählungen, eine bloße Fiction. Bei Sudbury hatte zwar ein solches Wirthshaus „Zum rothen Roß" gestanden, das über hundert Jahre lang fleißig von den nach Boston Reisenden besucht wurde. Ein paar Bekannte Longfellows, der Theologie-Professor Treadwell, der Dante-Uebersetzer Parsons und der italienische Flüchtling Luigi Monti, hatten sich da wohl noch in früherer Zeit zusammengefunden. Aber als Longfellow 1863 seine ersten „Wirthshausgeschichten" schrieb, war das Wirthshaus schon zum Privathaus umgewandelt, und er dichtete nun zu den einstigen Gästen nach seiner Laune noch einige hinzu, mit Anspielung auf andere Bekannte, wie den spanischen Juden Israel Edrehi, den Studenten Henry Ware Wales und den norwegischen Musiker Ole Bull, der sich längere Zeit zu Boston aufhielt und mit dem Dichter befreundete.

Bei dieser dritten Zusammenkunft läßt er den Juden vom Todesengel Azrael erzählen, den Poeten von Karl dem Großen, Eginhard und Emma, den Theologen ein schlichtes Familienidyll „Elizabeth" vom Delaware, den Sicilianer eine etwas derb-komische Mönchsgeschichte: „Der Mönch von Casal Maggiore". Dann folgt der Jude mit einer zweiten Erzählung aus dem Leben Skanderbegs, der Musiker mit einer skandinavischen Ballade: „Der Geist

der Mutter", und endlich der Wirth mit dem heiteren Lied von Sir Christopher:

> Es war Sir Christophorus Gardiner,
> Ritter vom heiligen Grabe,
> Der kam von England über das Meer,
> Der kam durchs Land daherstolzirt,
> Als hätt' es bis jetzt kein Wappen geführt,
> Von ihm erst erhalten den Adel.

Mit köstlichem Humor wird dann geschildert, wie dieser fromme Edelmann, ein rechter Bruder Liederlich aus den Zeiten Karls II. Stuart, eine „Cousine" mit goldenen Haaren heiratet, dann aber von zwei Frauen in England als Ehemann requirirt und von den gestrengen Puritanern als greulicher Papist in die alte Welt zurückbefördert wird. Sie läßt ebenso wenig wie die Geschichte des „Mönches von Casal Maggiore" bezweifeln, daß Longfellow eine reiche humoristische Ader zu Gebote stand; aber die Grundrichtung seines Geistes war eine ernste, und er vergönnte sich den Scherz nur ausnahmsweise dann und wann, um von ernster Beschäftigung auszurasten.

In der nächsten poetischen Sammlung, welche im Jahre 1875 unter dem Titel „The Masque of Pandora and other poesies" erschien, waltet wieder entschieden der Ernst vor.

Ein wahrhaft classischer Sonettenkranz bezeugt aber nicht nur die schon früher erprobte Meisterschaft der Form, sondern auch dieselbe ideale Auffassung der Kunst und dasselbe tiefreligiöse Naturgefühl, das sich in den früheren Dichtungen ausspricht. In den „Zugvögeln", einer Reihe kleinerer epischer und lyrischer Gedichte, tritt deutlich der romantische Pilger und Troubadour von ehedem hervor. Zum Greis geworden, läßt er noch einmal am Herdfeuer (Travels by the fireside) die Tage jener fröhlichen Pilgerschaft an sich vorüberziehen. Klänge aus den spanischen Cancioneros rufen Madrid und El Pardillo wieder ins Gedächtniß. Froh träumend versetzt er sich zurück an den Comersee und in den para=

diesischen Garten von Amalfi. Nicht nur der Schatten Belisars erhebt sich bei jenen Erinnerungen vom Grabe, auch die heiligen, ehrwürdigen Gestalten Benedikts von Nursia, Thomas' von Aquin, Franz' von Assisi ziehen noch einmal an seinem Geiste vorüber.

Monte Cassino.

Terra di Lavoro.

Du schönes Thal, in dessen Wiesgeländen
Der Garigliano hinschwebt ohne Laut,
Einst Liris, reich an Rohrgebüsch und Binsen,
Antikem Sang als stiller Freund vertraut!

Du Land der Arbeit und du Land der Ruhe,
Wo alte Städte blitzend auf der Au
Jedweden Hügels ragen, jede Bergeskuppe
Ist ein Etrusker- oder Römerbau.

Hier ist Alagna, wo in Schimpf und Schande
Papst Bonifaz verstoßen ward vom Thron:
Sciarra Colonna! Jenes Tages Unheil,
War's bloß des Papstes und nicht auch dein Lohn?

— — — — — — — — — — — — —

Hier ist Aquin, die Stadt der alten Volsker,
Des Juvenal Vaterstadt. Sein düst'res Licht
Glüht dumpf ob seiner Heimat, wie der Lichtglanz,
Der über Städten falb die Nacht durchbricht.

Verdoppelt ward der Glanz. In seinen Straßen
Der Schule Engel einst als Schulknab' spielt',
Und träumte von den Träumen schon, die später
Gelehrten Rufs manch' Folioband enthielt.

Und hier, der Wolke gleich, die mächtig ragend
Hält Rast auf Felsenhöh'n in ihrem Lauf,
Thürmt hehr und herrlich seine Gottesmauern
Monte Cassin zum lichten Himmel auf.

O wohl erinner' ich mich, wie ich den Felspfad
Zu Fuß erklomm, der hinführt an das Thor.
Hoch oben klang der Vesperton der Glocken,
Drunten im Dunkel sich die Stadt verlor.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Sterben lag der Tag; mit schwachen Händen
Umarmt' er das Gebirg; der Nacht Gewand
Umfing das Thal; dem Schwert gleich in der Scheide
Barg in der Flur der Strom sich und verschwand.

So still wie Schlummer war die ganze Stätte,
So voller Ruh', und jedes Trittes Schall
War aus den tiefen und verborg'nen Schachten
Entschwund'ner Zeiten mir ein Wiederhall.

Denn schon vor mehr als dreizehnhundert Jahren
Floh Benedictus aus den Thoren Roms,
Und suchte, fern der Weltstadt Lust und Qualen,
Gott in der Oede dieses Bergesdoms.

Hier baut' sein Kloster er und seine Regel:
Gebet und Arbeit! Arbeit wird Gebet;
Zur Tuba wird die Feder; seine Schule
In finst'rer Nacht als heller Leuchtthurm steht.

Die Predigt des hl. Franciscus.

Hoch in die Luft die Lerche sich schwang,
Ein geflügelt' Gebet, ein Pfeil von Gesang,
Als ob eine Seele, erlöst von Pein,
Flög' in den lieben Himmel ein.

Franciscus lauscht' ihr. Es war ihm
Ein Sinnbild wohl der Seraphim,
Der aufwärts strebenden Feuersflut,
Des Lichtes, der Wärme, der Herzensglut.

Von Moor und See und dunkler Haid'
Die Vögelein, Gottes Bettelleut',
Rund um Assisi's Klosterthor
Sprachen in Schaaren um Speise vor.

„O Brüder Vögel!" Franciscus sprach,
„Da bettelt um Brod ihr jeden Tag.
Doch heute nicht mit Brod allein
Sollt ihr gespeist und entlassen sein!

„Mit Manna sollt' ihr, ihr Vögelein,
Mit himmlischen Worten gespeiset sein,
Nicht meinen, ob's auch so scheinen mag,
Nicht meinen, ob auch ich sie sag'.

„Ihr solltet singen doppelt gern
Das Loblied uns'res großen Herrn.
Er gibt euch weicher Federn Geschmeid,
Die rothe Kapuze, das braune Kleid.

„Schwingen zum Flug auch gibt er euch,
Zu athmen in wonniger Lüfte Reich.
Er will euch überall Vater sein,
Derweil ihr lebt in den Tag hinein!"

Und flatternd, zwitschernd, mit Sing und Sang
Die geflügelte Schaar sich aufwärts schwang.
Ihr Lied ertönte allerwärts;
Friede war's in Franciscus' Herz.

Er wußt' nicht, ob dem Bruderbund
Die Homilie ward richtig kund.
Er wußte nur, zu Einem Ohr
Drang voll der Worte Sinn empor.

Versetzen uns diese Klänge zurück in die Wanderungen von „Outre-Mer", so lenken uns andere wieder an den Familienherd, der uns durch die „Fußstapfen von Engeln" und andere Lieder so anziehend und heimisch geworden. So „Das Zimmer, in dem

es umgeht“ (The haunted chamber), „Der Knabe, der sich Schlösser baut“ (The castle-builder), „Das Aufhängen des Krahnens“ (The hanging of the crane), eine Art von Carmen saeculare auf die angelsächsische Familie in allen ihren Phasen von den Sponsalien bis zur goldenen Hochzeit. Doch über dem Familienkreis wie über den Naturanschauungen des Dichters lagern bereits die winterlichen Wolken des Greisenalters. „Hast du dich geändert, oder ich?“ ruft er dem treudunkeln Wald und dem sonnenhellen Meer zu, und in der Begegnung mit alten Freunden mischt sich der Freude des Wiedersehens Trauer und Wehmuth bei:

„Wir grüßen so herzlich einander
Im alten Freundeston,
Und wir denken, obgleich wir's nicht sagen:
Wie alt, wie grau ist er schon!

Wir sprechen von fröhlicher Weihnacht
Und manchem neuen Jahr,
Und jeder denkt im stillen,
Wie anders es früher war.

Wir sprechen von unserer Freunde
Lieb', Reden, Freuden und Noth,
Bis die Todten uns werden lebendig
Und die Lebendigen todt.

Es werden Geister und Gäste
Gleich düster, gespenstisch und blaß,
Und ein Hauch von Trauer und Wehmuth
Umflort den fröhlichsten Spaß.“

Noch ernster klingt ein Gedicht, das der einstige Schüler von Bowdoin-College seinen Schulgenossen von 1825 widmet. *Morituri salutamus!* (Ein Gruß vor dem Tode) lautet die Festparole. Ein halb Jahrhundert ist an der mächtigen Uhr der Zeit vorbei. Nicht einmal die Hälfte der lieben Jugendfreunde ist mehr am Leben. Unverhohlen gesteht er den Ueberlebenden,

daß ihm unheimlich wird auf dem wirren, ruhelosen Geldjahrmarkt seines Vaterlandes, wo ein Schwindelglück das andere, wie von einem finstern Dämon getrieben, zu Grabe jagt. Wie er als Jüngling das Banner mit dem Spruch Excelsior so muthig schwang, so begnügt er sich jetzt nicht, die Freunde an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern, er verurtheilt in einer erhabenen Parabel die Dollarjagd und den materialistischen Geist der Zeit, und fordert die Freunde auf, sich bessere Reichthümer zu sammeln, Schätze, die dem Tode Stand halten — geistige Schätze.

„Im mittelalterlichen Rom, ich kann nicht sagen
Genau wo, stand erhob'nen Arms ein Bild,
Am Zeigefinger trug der Ring ein Schild
Von Gold und drauf den Spruch: ‚Hier mußt du schlagen!'
Oft sah auf Bild und Spruch die Menge hin,
Doch keiner rieth des Spruches dunkeln Sinn,
Bis einst ein Doctor um die Mittagsstunde
Gesenkten Auges dran vorüberzog
Und innehielt und umsah in der Runde,
Und wo des Fingers Schatten fiel, erwog.
Er kam dann Mitternachts und grub und fand
Ein Treppenhaus tief unten in dem Sand,
Er stieg hinab, die Halle wölbt' sich weit,
Ein Edelstein flammt' leuchtend von der Mauer;
Mit Pfeil und Bogen, wie zum Schuß bereit,
Stand tief im Grund ein Erzbild auf der Lauer,
Das Haupt von einem Diadem umkränzt,
Darauf geheimnißvoll die Warnung glänzt':
‚Was ich bin, bin ich! Meinem Pfeil entflieht
Nichts, auch das Licht nicht, das dort strahlend glüht.'

Und in der Halle stand ein gold'ner Tisch,
Gedeckt mit Gold, besetzt mit gold'nen Schalen,
Mit goldenem Besteck und Goldpokalen,
Von Gold war Brod und Fleisch, Gemüs und Fisch;
Und stolze Ritter saßen rings herum,
In Erz gehüllt, doch traurig, starr und stumm,

Und schöne Damen, reich geschmückt und fein,
Doch waren Stein sie und ihr Herz war Stein.
Von Leuten starrt' die Halle allerwärts,
Doch steinern aller Antlitz war und Herz.

Wohl sprachlos, staunend, zitternd sah der Mann
Sich eine Weile all die Wunder an.
Dann faßt der Geiz ihn und er griff vermessen
Nach einem Goldbesteck und Goldpokal.
Da sprangen auf sie, die da stumm gesessen,
Und wirr Getöse brauste durch den Saal,
Und Rache schrie'n sie, und der Schütze schoß
Und traf den Edelstein, sein Licht zerfloß,
Und Nacht ward's oben, unten, in der Runde,
Entseelt und starr der Doctor lag am Grunde.

Und also deutet, der uns hat berichtet
Die Wundermäre, was mit ihr gemeint:
Die Statue ist des Menschen alter Feind,
Des Finger lockend stets auf Gold gerichtet;
Die Treppe abwärts ist die böse Lust,
Die zieht aus Gottes Luft die Menschenbrust.
Tod ist der Schütze, das Juwel das Leben,
Besteck und Becher irdisches Bestreben,
Und mit den Frau'n und Rittern sind gemeint
Alle jene, deren Herz der Geiz versteint;
Der Doctor ist der Künstler, der als Thor
So Geist als Herz an eitles Gold verlor.
Künstler und Welt! Welch' Zwiespalt ihres Strebens,
Welch' Mißklang in der Harmonie des Lebens!
Dort Luft des Wissens, still zufried'ner Sinn,
Der Ideale ewig heit'rer Schein;
Und hier der Markt — das Rennen nach Gewinn,
Dies eitle Streben, endend nur in Pein!"

Auch das gesellschaftliche Ende dieses irdischen, gottentfremdeten Treibens ist dem Dichter nicht entgangen. Er hört an den Hallen der modernen Crösusse das Wuth- und Verzweiflungsgeschrei der socialen Revolution herandröhnen.

Die Herausforderung.

Ich las einst eine Geschichte,
Ich weiß nicht, wo ich sie fand,
In Chroniken oder Legenden
Aus Spaniens Heldenland.

Gefallen vor Zamora
Lag König Sanchez todt.
Sein Heer auf weiter Eb'ne
Dem Feinde Trotz noch bot.

Don Diego von Ordoñez
Ritt vor die Reihen all,
Und forderte laut zum Kampfe
Die Wächter auf dem Wall.

Das ganze Volk Zamora's,
Das Kind im Mutterleib,
Er fordert' als Verräther
Sie zürnend, Mann und Weib.

Die Lebenden in den Häusern,
Die Todten in dem Grab,
Und das Wasser ihrer Quellen,
Wein, Oel und Gut und Hab'.

Doch ein viel größ'res Schlachtheer
Belagernd uns umringt,
Ein hungernd, zahllos Schlachtheer
An alle Thore dringt.

Die Millionen Armen
Sie fordern Wein und Brod,
Sie klagen uns an als Verräther,
Im Leben und im Tod.

Wo immer beim Bankette
Ich sitze fröhlich dabei,
Durch Festklang, Scherz und Lieder
Hör' ich den Schreckensschrei.

Und hohle, hag're Gesichter
Schau'n in das Prunkgemach,
Und Knochenhände haschen
Den fallenden Krumen nach.

Denn drinnen ist Licht und Fülle,
Und Wohlduft quillt im Saal.
Und draußen ist Nacht und Kälte,
Hunger und endlose Qual.

Und draußen im Felde des Hungers,
Von Sturm und Kälte besiegt,
Christus, der Heerschaar Führer,
Todt auf der Wahlstatt liegt.

In dieser tief ergreifenden Vorstellung, daß Christus, der Heerführer der Armen, von dem herzlosen Mammon aus den herrschenden Kreisen des Lebens verdrängt, durch den Unglauben der Massen auch im Herzen der Armen erschlagen liegt, hat der Dichter wohl die tiefste Seite der socialen Frage, die religiöse, theilweise ebenso wahr als treffend berührt. Doch muß ein katholisches Herz diese Vorstellung unvollständig und allzu trostlos finden. Christus lebt ja fort in der unversieglichen Charitas seiner Kirche, wenn er auch in den Herzen von Tausenden erstorben ist, und das himmelanstrebende Ringen dieser Kirche kämpft mächtiger und gewaltiger als irgend eine andere Macht gegen den ungläubigen Materialismus an, der jene Lage geschaffen.

Wenden wir uns zu dem letzten größeren Gedichte Longfellows, in welchem er die Pandora-Fabel zu einem Drama gestaltet hat. Das ist ein antiker Stoff, aber er ist, wie Göthe's Iphigenie, von christlichen Anschauungen durchhaucht und erlangt um so mehr ethisch-religiöse Bedeutung, als er sich an die alte Völkerüberlieferung vom Sündenfall anlehnt. Pandora ist ja nur die von der Mythologie verwandelte Stammmutter der Lebendigen, ihre Büchse der unheilvolle Apfel des Paradieses, die zahllosen Leiden des Lebens eine Strafe jenes ersten, sündigen Vorwitzes. Das Heidenthum wußte nun freilich der nur unklar und sagenhaft er-

faßten Urgeschichte der Menschheit keine klare und folgerichtige Ethik abzugewinnen; es drang nicht über das dunkle „Verhängniß“ des Falles hinaus. Durch die Offenbarung aber hat sich jenes „Verhängniß“ aufgehellt zu einem trostvollen Theile der göttlichen Heilsökonomie, die Erbschuld ist durch die Erlösung zur felix culpa geworden und das endlose Leiden der Menschheit gestaltet sich zur heilsamen Schule und Vorbereitung für ein ewig seliges Leben. Auf dies „Geheimniß des Leidens“, wie es die christliche Heilsordnung erhellt, hat Longfellow die antike Fabel bezogen: sie erhält dadurch einen wesentlich christlichen Kern. Die weitere Verwicklung ist durch Hereinziehen der Prometheussage herbeigeführt. Die Anlage des Stückes ist ungefähr folgende:

Hephästos hat in seiner Esse ein neues Werk vollendet, nicht aus Gold oder Erz, wie seine früheren Kunstgebilde, sondern eine Statue aus Lehm, das Bild eines Weibes, der Aphrodite an Schönheit vergleichbar. Zeus haucht Lebensodem in das starre Gebilde. Pandora hüpft leichten Fußes von dem steinernen Postament. Auf Zeus' Geheiß führt Hermes, der Götterbote, die schöne Menschentochter an den Kaukasus: Prometheus, der stolze Götterfeind, soll sie zum Weibe nehmen, um seinen Wissensdünkel und Götterhaß zu vergessen und sich mit den Unsterblichen auszusöhnen. Doch neu wallt sein Groll auf, da er nur der Götter gedenkt; er will niemanden etwas zu danken haben, weder den Göttern noch einem gottgesandten Weib. Er will wie für sein Wissen, so auch für sein Können, für Ideal und Willen nur sich selbst verpflichtet sein. Hermes und Pandora scheiden mit dem düstern Abschiedswort:

„Wir lassen dich bei deinen leeren Träumen,
In des Gedankens stiller Einsamkeit,
In des Unglaubens ewig bitt'rer Qual,
Der Oede eines liebeleeren Seins.“

Wie die Grazien die Schöpfung Pandora's lieblich begrüßt, schildern die Parzen in einem majestätischen Chor das finstere Loos des trotzigen Titanen.

Hermes kehrt in den Olymp zurück. Pandora trifft auf den seinem Bruder völlig entgegengesetzten, weichen, liebreichen, fast empfindsamen Epimetheus. In beider Herz erwacht bei der ersten Begegnung innige Liebe. Vögel, rauschende Binsen und Dryaden erheben sich zum Brautgesang auf die Vermählung des Titanen mit der Menschentochter. Jedoch Prometheus mag seinem Bruder das irdische Glück nicht gönnen, das er sich selbst aus Götterhaß versagt. Zürnend tritt er dazwischen und ruft Epimetheus aus dem weichlichen Garten empor ins Gebirge, um kräftigere Luft zu athmen und den Traum der Liebe zu vergessen. Epimetheus folgt nach langem Kampf und Widerstreben. Wald und Wasser, die Stürme und die Oreaden verkünden den Ruhm der ungezügelten und ungebändigten Naturkraft und des Titanengeistes.

Aber Pandora, die schon beim Eintritt in Epimetheus' Haus die verhängnißvolle Büchse wahrgenommen, hat jetzt nichts mehr, was sie von dem Gegenstande ihrer Neugier ablenkt. Sie erbricht das Geheimniß. Unter Donner, Blitz und Sturm flutet jegliches Unglück über das Haus des Epimetheus herein. Da kehrt Epimetheus zurück. Von Schmerz über ihre Schuld bewältigt, fleht Pandora um den Tod.

Pandora.

Laß mich sterben,
Was bleibt mir sonst noch?

Epimetheus.

Jugend, Hoffnung, Liebe,
Zu bau'n ein neues Leben auf den Trümmern,
Der Zukunft solche Schönheit abzuringen,
Daß das Vergang'ne wie ein Traum zerrinnt.
Noch eben sah ich, durch den Garten wandelnd,
Ein Nest, das von dem Baum gefallen war,
Voll Regen und zerstört, und über mir
Sah klaglos ich die kleinen Vögel schon
Sich hurtig eine neue Wohnung bauen.

Pandora.

Ein glücklich Omen!

Epimetheus.

Mögen die Eumeniden
Die Fackel löschen und uns nimmer schau'n,
Wegwerfen ihre Skorpionengeißeln
Und uns nicht treffen!

Pandora.

Mögen sie mich strafen!
Denn nur durch Strafe uns'rer bösen Thaten,
Durch Leiden nur versöhnen wir uns wieder
Mit den Unsterblichen und mit uns selbst!

Mochten die trüben Zeitaspecte mit ihren wachsenden socialen Uebeln und Gefahren den Dichter dazu anregen, die Fabel der Pandora zu behandeln, so verkörpert die Ausführung derselben in geistreicher Allegorie die drei hauptsächlichsten Lösungen, welche die Neuzeit dem uralten Problem, das jenen Uebeln und Gefahren zu Grunde liegt, theoretisch und praktisch zu geben versucht hat. Prometheus, der trotzige, sich selbst vergötternde Titane, treibt die Rebellion gegen Gott bis zu ihrem unheilbaren Höhepunkt, verwirft mit der Religion zugleich jeden Trost, den das Gefühlsleben zu reichen im Stande, und sucht seine Befriedigung in unabhängiger Selbstthätigkeit und im eigenen, unbeugsamen Stolz. Epimetheus, der weiche, phantasiereiche Gefühlsmensch, stößt die Götter nicht von sich, wendet sich aber der Tändelei der Liebe und des Sinnenvergnügens zu, und sucht, vom Unglück ereilt, Trost und Rettung hauptsächlich wieder in der eigenen Jugendkraft, in geduldiger Arbeit, in irdischer Liebe. Pandora, weiser als beide, erfaßt das Loos der Menschheit im Lichte der Religion, erkennt in der Leidensfülle des Menschengeschlechtes den gerechten Rathschluß der Gottheit, die Züchtigung menschlicher Schuld, das Gesetz der Buße und den Weg zur Aussöhnung mit Gott und dem eigenen Ge-

wissen. Diesen tiefchristlichen Gedanken völlig christlich auszuführen, erlaubte der antike Stoff nicht. Doch weist der prägnante Schluß dem Gedanken nach auf die „Göttliche Tragödie“ zurück, in welcher das tiefere Geheimniß der Sühne entschleiert wurde, und auf die „Goldene Legende“, in welcher die Betheiligung des Menschen am Werke der Erlösung gezeichnet ward. In der Religion, in Gebet und Buße, in Unterwerfung unter Gott ist allein wahres Heil und wahre Rettung zu finden.

19. Keramos. — Ultima Thule.

1875—1882.

Zwei weitere Gedichtsammlungen erfreuten 1878 und 1880 die zahlreichen Freunde und Verehrer des Dichters mit schönen Proben, daß er den Musen trotz zunehmenden Alters noch nicht untreu geworden sei. Inmitten der furchtbaren Hast und Eile, mit welcher heute die Presse arbeitet und nicht selten auch Literatur und Poesie in das Getriebe der nimmerrastenden Walzen hineinrafft, hatte er das Glück, der unabhängigsten Dichtermuße zu genießen. Auch von den zahllosen und fast ermüdenden Huldigungen, welche ihm in diesen letzten Jahren zu theil wurden, ließ er sich nicht beirren. Er folgte freundlichen Anregungen, wenn sie kamen; ließ Gedanke und Form langsam zur Reife kommen und scheute es nicht, auch mit anscheinend wenigem vor das Publikum zu treten. Die zwei letzten Bändchen, „Keramos“ und „Ultima Thule“ sind wirklich dünn ausgefallen, aber es sind feine, formvollendete Kunstleistungen.

Die vorletzte Sammlung hat ihren Namen von einem längern Gedichte „Keramos“, in welchem Longfellow der vornehmen Modefreude an feinen Töpferwaaren oder Keramik so viel Poesie abgewonnen hat, als ein solcher Stoff bieten mag. Er stellt sich den Töpfer vor, wie er ihm oft als Knabe zugeschaut, und legt ihm ein schlichtes Lied in den Mund:

Dreh' dich, mein Rad, hübsch rund und rund,
Und raste nicht, und halt' den Mund.
So dreht sich fliehend die Natur!

Der Mergel folgt, mit Lehm und Sand
Gemischt, der Regung meiner Hand;
Dem einen wird Ehre, dem andern Schand',
Und Lehm sind alle nur.

Dreh' dich, mein Rad! Denn alles dreht
Von neuem sich und kommt und geht,
Und nichts sich des Bestandes freut.
Der Mond nimmt ab, der Mond nimmt zu,
Die Wolken suchen im Meere Ruh',
Das Meer strömt wieder den Wolken zu:
Bald ist das Morgen heut.

Dreh' dich, mein Rad! Kurz ist die Zeit.
Bald ist ein Blatt, was Knospe heut',
Und ist's ein Blatt, bald welkt es schon;
Jetzt bläst's von Ost, jetzt bläst's von West,
Die blauen Eier im kleinen Nest
Bald sind es Vögel, hältst sie nicht fest —
Sie fliegen und flattern davon.

Dreh' dich, mein Rad! Der Hand Gewalt
Gibt rasch und nimmt dem Topf Gestalt.
Drum frägt der Topf den Töpfer nie:
Was machst du? hast du keine Hand?
Und Menschen glauben sich bekannt
Mit allem, was der Herr geplant,
Der weiser ist als sie!

Dreh' dich, mein Rad! So geht's voran,
Es wächst das Kind und wird zum Mann,
Der Mann wird runzlig, alt und weiß.
Das junge Herz ist froh und singt
Und Puls und Fuß ist leicht beschwingt.
Im Alter zirpt die Grille und bringt
Der Erntetage Schweiß.

Dreh' dich, mein Rad! Was früh begann,
Das muß am Abend sein gethan;
Und morgen ist ein and'rer Tag.

Da prüft man in des Ofens Glut,
Ob recht das Herz und schön und gut,
Dem einen zum Jubel, dem andern zur Wuth,
Ob gleich der Lehm sein mag.

Halt ein, mein Rad! Zu bald, zu bald
Wird Morgen, Mittag, Abend alt,
Das Heut' in's Gestern fliehend dampft,
Dann werfen rückwärts wir gar weit
Die Scherben der Vergangenheit;
Und Staub wird alles und zerstreut
Und neu zu Lehm gestampft.

Zwischen die einzelnen Strophen dieses Töpferliedes läßt der Dichter dann seine Phantasie in alle Hauptstätten der Keramik schweifen, nach Delft, nach Palissy, nach Majorca, nach Faenza, Florenz, Pesaro und Luca della Robbia, nach Aegypten, China und Japan, und knüpft daran feinsinnige Cultur- und Kunstbetrachtungen an. Eine Nachbildung von „Schillers Glocke", wie man schon gesagt hat, ist das Gedicht durchaus nicht. Man wird daran viel weniger erinnert als beim „Schiffsbau", obwohl auch dieser durchaus originell aufgefaßt und durchgeführt ist.

Von den übrigen Stücken der Sammlung dürfen wohl „Die Reiher von Elmswood", „Schlösser in Spanien", „Ein holländisches Bild", „Vittoria Colonna", „Eine Ballade von der französischen Flotte", „Der Sprung des Ruschan Beg" und die Sonette als kleine Meisterstücke hervorgehoben werden.

Ein holländisches Bild.

Simon Danz ist endlich nach Haus gekommen,
Hat lange gekreuzt als Buccanier,
Hat den König von Spanien beim Bart genommen,
Den Dekan von Jaen gekapert, den frommen,
Und ihn verschachert in Algier.

In dem Haus an der Maas mit den Ziegeldächern
Und dem Wetterhahn, der im Winde tollt,

Da blinkt es von Silberkrügen und Bechern,
Aus Klöstern geraubt und aus Herrengemächern,
Und Teppichen, haufenweis aufgerollt.

Im Tulpengarten geht er spazieren,
Der alte Seebär, verwettert und braun,
Maurenkappe und Schlafrock ihn zieren,
Den Fluß hinab träg sich die Blicke verlieren
Und seltsame Dinge glaubt er zu schau'n:

Den König von Spanien meint er zu sehen
Und lächelt in seinen Schnurrbart hinein,
Als Türken vor ihm die Tulpen stehen,
Und sieht er den stillen Gärtner gehen,
Das muß von Jaen der Dekan wohl sein.

In den Windmühlen fern am äußersten Rande
Der Landschaft sieht der krieg'rische Baas
Thürme an spanischer Felsenkante,
Bärtige Schildwachen, wohlbekannte —
Und doch ist der Fluß die schleichende Maas.

Doch wenn die Winterregen beginnen,
Da sitzt und raucht er am flackernden Brand,
Und alte Seeleute sitzen mit drinnen,
Mit grauen Geißbärten und doppelten Kinnen
Und prächtigen Ringen an jeder Hand.

Da um die Kohlen, die freundlich funkeln,
Lassen die Tapfern wohl sich's sein
Tief in die Nacht, und schmunzeln und munkeln,
Halb im Hellen und halb im Dunkeln,
Wie es gemalt Rembrandt vom Rhein.

Die alten Geschichten und Abenteuer,
Sie wandern im Kreis zum hundertsten Mal,
Und der spanische Wein gibt Jugendfeuer —
Ein köstlicher Raub! Er kam nicht theuer
Im Klosterkeller, im Grandensaal.

Mit schwerem Schritte durchs Zimmer hastet
Der alte Degen, verwettert und grau,
Wie ein Schiff, das grollend im Hafen rastet,
In Flut und Ebbe, kaum belastet,
Ewig rüttelt am Ankertau.

Geisterstimmen von nah und von ferne,
Stimmen des Windes, Stimmen der Flut,
Locken hinaus ihn und schimmernde Sterne.
Simon! Zu Hause weilst du nicht gerne!
O komm und folge! Draußen ist's gut!

Ja, hinaus aufs Meer fühlt er sich stupfen:
Er muß wieder kreuzen als Buccanier,
Den König von Spanien am Barte zupfen,
Einen zweiten Dekan erkapern und rupfen,
Und ihn verkaufen in Algier!

Vittoria Colonna.

(Vittoria Colonna zog sich nach dem Tode ihres Gemahls, des Markgrafen von Pescara, in ihr Schloß zu Ischia [Inarimé] zurück und schrieb da die Ode auf seinen Tod, welche ihr den Beinamen „Divina" erwarb.)

Noch einmal seh' im Purpurglanz
Ich dich, Inarimé! — Es rieseln
Die Wellen sanft in leichtem Tanz
An des Gestades weißen Kieseln.

Und wie ein sturmzerzaustes Wrack
Ragt hoch dein Schloß am gelben Sande,
Der Markstein jener großen Zeit,
Die weit umstrahlt einst diese Lande.

Auf der Terrasse ein Phantom
Seh' still ich auf und nieder schweben:
Vittoria ist's — vor langer Frist
Blüht' hier ihr Lieben und ihr Leben.

Pescara's holdes, junges Weib,
Ein Bild der reinsten Frauentugend;
In Liebe ging ihr Leben auf,
Nicht Tod, nicht Zeit nahm ihr die Jugend.

Der Tod, der doch so oft zerreißt
Der Ehe Band, knüpft' eng und enger
Den Brautring nur an ihrer Hand
Und wahrt ihr Herz und schloß es strenger.

Sie litt die lebenslange Pein,
Dies Martyrthum, dies ew'ge Bangen,
Fruchtlose Harren stets auf den,
Den nie sie sollte mehr umfangen.

Des Jasmins, der Orange Duft,
Das Rauschen der Kastanienbäume,
Der Vögel Sang und mehr als dies:
Des öden Hauses stille Räume;

Der Hauch des Meers, der Lüfte Spiel,
Die mild liebkosend sie umschweben:
Ach! alles drängt sich nur um sie,
Den alten Schmerz neu zu beleben;

Bis endlich ihr gepreßtes Herz
Zerbrach des Leidens Kerkermauer,
Und sich in einem Lied ergoß
Von unermeßlich tiefer Trauer.

Da, wie die Sonne unsichtbar
Der Wolken Blei mit Gold umflimmert
Ein Strahl der unsichtbaren Welt
Ihr düst'res Leben hell durchschimmert.

Inarimé! Inarimé!
Dein Schloß auf hoher Felsenzinne,
Es mag in Staub und Trümmer geh'n;
Nie das Gedächtniß ihrer Minne!

Von biographischem wie von literaturhistorischem Interesse überhaupt ist folgendes Sonett, welches die freundschaftliche Stellung des Dichters zu dem Poeta laureatus von England ausdrückt:

Wapentake.

An Alfred Tennyson.

Laß deine Lanze, Dichter, mich berühren,
Nicht wie der Ritter einst im Kampfgefild
Berührte seines Gegners Wappenschild,
Um ihn mit sich zum Kampf hinauszuführen.

Nur dir zu huldigen, kann mir gebühren,
Meister des Lieds in England, stark und mild.
Nicht sei mein Lob ein frostig Eisgebild!
Laut, feurig soll's des Ruhmes Flamme schüren!

Nicht heulst du mit den Derwischen des Schmerzens,
Die, toll von Wollust, kreisen rund im Tanz,
Du sangst das wahre Lied des Menschenherzens,

Und drum gebühret dir der Lorbeerkranz,
Dir uns're Liebe, Huldigung und Gunst,
Weil treu du huldigst echter Dichterkunst.

Immer mehr beschlich den Dichter indes das elegische Gefühl des zunehmenden Alters, und als 1880 wieder eine kleine Sammlung von Gedichten beisammen war, da kam sie ihm bereits wie die letzte vor, er nannte sie „Ultima Thule“, nicht in geographischem, sondern in biographischem Sinn, und erklärte den Titel in folgenden Strophen.

Ultima Thule.

Zu dem Land, wo die goldenen Aepfel glüh'n,
Zu den Hesperiden fuhren wir hin,
Mit günstigem Wind, auf sonnigem Meer,
Aber ach! wie ist das so lange her!

Wie weit hat uns seither das Meer entführt
Von dem Lande, das wir im Traume berührt,
Von der Wahrheit und Dichtung Herrlichkeit,
Der verlor'nen Atlantis der Jugendzeit!

Wohin, ach wohin? Sind wir nicht hier
In der Hebriden Sturmrevier,
Wo die Möve schreit, die Brandung brüllt,
Mit Tang und Trümmern das Ufer füllt?

Ultima Thule! Entlegenster Strand!
Wir raffen die Segel, wir treten ans Land;
Ein Augenblick Ruhe doch sei uns gespart
Auf der unendlichen, endlosen Fahrt.

Wohl schlägt er in einigen Gedichten noch einen recht muntern, lebensfrohen Ton an; so in dem Gespräch zwischen „Mädchen und Wetterhahn", in der kräftig volksthümlichen Zeichnung der „Windmühle", in den epigrammatischen Strophen „Jugurtha".

Die Windmühle.

Schau auf! Ein Riese bin ich!
Hoch oben in meinem Thurm
Zehr' ich mit granit'nem Gebiß
Den Roggen, den Weizen und Mais
Und mahle sie zu Mehl.

Ich schaue nieder zum Dorf;
Im Kornfeld seh' ich schon
Die Ernte, die meiner harrt,
Und freudig schwing' ich den Arm,
Ich weiß, es ist alles für mich.

Ich höre das Dreschen von fern,
Es klappert so lustig im Takt
Aus der Scheune offenem Thor,
Und strammer zieh' ich mein Tuch
Und mächtiger brauset der Wind.

Ich steh' hier auf meinem Platz,
Den Fuß auf den Felsen gestemmt.
Wie immer der Wind sich dreht,
Ich zeig' ihm fest das Gesicht,
Wie ein wackrer Mann seinem Feind.

Und während wir ringen im Kampf,
Da steht der Müller, mein Herr,
Und nährt mich mit freundlicher Hand,
Er weiß, ich bring' ihm Gedeih'n,
Ich mach' ihn zum Herren des Lands.

Am Sonntag, da habe ich Ruh'!
Zur Kirche rufet die Leut'
Das liebliche Feiergeläut';
Ich kreuze die Arm' auf der Brust
Und schaue hernieder voll Lust.

Jugurtha.

Apoll! Deine Bäder sind kalt!
 So rief der König, der mächt'ge,
Als ihm der Römer Gewalt
 Die Krone raubte, die prächt'ge;
 Ihm blieb nur der Kerker, der nächt'ge,
 Apoll! Deine Bäder sind kalt.

Apoll! Deine Bäder sind kalt!
 So rief der verlassene Dichter,
Als seiner Träume Gestalt
 Verlor die bezaubernden Lichter;
 Die Nacht ward dichter und dichter,
 Apoll! Deine Bäder sind kalt!

Ernstere Töne walten indes vor. So in dem schönen Gedicht, womit er für ein Geschenk dankte, das ihm an seinem zweiundsiebzigsten Geburtstage gemacht wurde — einen Armsessel nämlich, aus dem Holze eines Baumes verfertigt, der einst vor einer Schmiede stand und den er in einer seiner früheren Balladen besungen hatte.

Tiefergreifend ist die Paraphrase des Rufes: „O Absalom, mein Sohn!“ in dem Gedichte „Das Zimmer über dem Thore“. Ein freundlich-ernster Gruß ist dem Andenken des schottischen Dichters Robert Burns gewidmet, eine Erinnerung von der letzten Reise in Europa. Und nun mögen noch einige Gedichte folgen, die sich selbst als Stimmungsbilder des alternden Dichters ausweisen.

Die Flut steigt, die Flut fällt.

Die Flut steigt, die Flut fällt,
Im Zwielicht des Brachvogels Schreien gellt
Im Ufersande, braun und feucht,
Ein Wanderer eilig zur Stadt entweicht,
Und die Flut, sie steigt und fällt.

Dächer und Mauern sind kaum mehr erhellt,
Doch die See im Dunkeln heult und bellt,
Und die Wellchen mit kleiner, weißer Hand
Tilgen die Spuren im Ufersand,
Und die Flut, sie steigt und fällt.

Der Morgen dämmert, im Stalle gellt
Der Pferde Wiehern, der Knechte Geschelt'.
Der Tag kehrt wieder, doch nimmermehr
Der Wand'rer, der späte, hält Wiederkehr,
Und die Flut, sie steigt und fällt.

Bayard Taylor.

Todt lag er an seinem Bücherschrein,
In Gottes Frieden geschlummert ein.

Wie dunkel die Ritter schauen herab
Auf Kaiser Maximilians Grab:

So schauen die Bände in langen Reih'n
Schweigend über den Todten herein.

Ach, seine Hand wird nimmermehr
Blättern durch ihre Seiten daher.

Die süßen Lieder, die drinnen steh'n,
Sie werden ihm nimmer vom Munde weh'n.

O gebt dem kalten Leibe Rast!
Denn fortgezogen ist sein Gast;

Fort wie ein Wand'rer, der eilig flieht,
Und bis zum Abend weiterzieht.

O Wand'rer! In welchen Reichen fern,
In welchen Planeten, in welchem Stern,

In welchem weiten ätherischen Raum
Glüht dein Antlitz in süßem Traum?

In welchem Garten voller Pracht
Rastet dein müder Fuß zur Nacht?

O Dichter! Es war dein letzter Spruch
Ein Sterbekranz für dein Leichentuch.

Es hat geklungen wie Orgelton,
Du selber, du warst Deukalion,

Auf Trümmern nur der entschwundenen Zeit
Blüht endlich die Blume der Herrlichkeit.

Freund! Gestern noch klangen die Glocken dir zart
Zum Lebewohl auf die weite Fahrt.

Und heute schon klagen sie Trauer und Weh,
Es liegt deine Leiche fern über der See.

Starr liegt sie an deinem Bücherschrein,
Im Frieden Gottes schliefest du ein.

Elegie.

Morgennebel umhüllt die dunkelnde Mündung des Hafens,
  Stille ruhet das Meer unter dem Wolkengezelt;
Segel blitzen empor wie Träume vom fernen Horizont,
  Thürme gleich einer Stadt ferne am Rande der See.
Langsam und stattlich und still sie segeln hinaus in die Wogen,
  Und es segelt mein Geist mit auf die endlose Flut,

Weiter und weiter hinweg, von mächtigem Sehnen getragen,
Fern zu des Westens Gestad, fern zum Ausonischen Strand.
Jetzt sind entschwunden sie mir, entrückt in des Oceans Weite,
Und versunken im Meer sind mir die Thürme der Stadt!
Jene nur schaue ich noch, die ohne Segel vor Anker
Hochaufstarrend im Dunst lagern in friedlicher Bucht.
Auch mein Traum ist dahin, verflogen das düstere Sehnen,
Und der Märchen Gebild löset in Nebel sich auf,
Während mein ruhiges Herz sich fühlt in sicherem Hafen,
Ankernd in Liebe und Treu', ankernd in frohem Vertrau'n.

Von der tiefreligiösen Gesinnung des Dichters legt besonders das folgende Gedicht ein rührend schönes Zeugniß ab. Als Ausdruck inniger Reue und christlicher Bußgesinnung tönt es fast gleich einer Vorbereitung zum Tode, wie sie nur Gottes Geist dem Herzen eingeben kann.

Das Sieben des heiligen Petrus.

Bei Sanct Lucas wird es uns erzählt,
Petrus war zu Hohem auserwählt,
Mußt' sich lassen sieben.
Manch Jahrhundert ist seitdem entfloh'n,
Zeit und Brauch hat sich geändert schon,
Doch das ist geblieben.

Satan siebt uns alle, groß und klein,
Anders wird der Weizen nimmer rein,
Als im engen Siebe;
Und Versuchung ist drum aller Loos,
Sie erst prüft, und wärst du noch so groß,
Deine Kraft und Liebe.

Hast du noch so gut dein Haus umwallt,
Wird der Feind in schlauer Lichtgestalt
Prüfend es umringen.
Ist dein Herz gepanzert wie von Stahl,
Wird sein Pfeil doch ohne Wehr und Wahl
Lockend es durchdringen.

Allen, allen kräht zuletzt der Hahn,
Denen Warnung gilt als eitler Wahn,
Unwachsamen Herzen;
Und verläugnen dreifach wird ihr Mund,
Ihn, der an dem Kreuz hing todeswund,
Ihn, den Mann der Schmerzen.

Bleich und blutend schaut er dann uns an,
Leidend, mit dem Spottkleid angethan
Uns'rer Schuld und Schwäche;
Siebt uns, bis die stolze Täuschung weicht
Und in Demuth seine Segel streicht
Unser Geist, der freche.

Lange noch der Seele Schmerz verweilt,
Narben bleiben, wenn die Wunde heilt,
Unsern Fall zu beichten;
Ganz kehrt uns die Unschuld nicht zurück,
Ganz wie einst in ungetrübtem Glück
Kann das Herz nicht leuchten.

Aber edle Seelen schöpfen neuen Muth
In des Unglücks Staub und Qual und Glut,
Strahlen sanft und heiter,
Werden sich des Göttlichen bewußt,
Das geschlummert nur in ihrer Brust,
Kämpfen mannhaft weiter.

Nicht minder rührend ist das letzte Stück der Sammlung, in welchem der Dichter gleichsam noch einmal auf seine ganze Sangesthätigkeit zurückblickt und von ihr Abschied nimmt. Natur und Welt erschließen sich ihm noch einmal in ihrem zauberhaften Glanze. Er hat sie besungen, er hat sich zu ihrem Herold gemacht, aber nicht aus zufälliger Laune, nicht um flüchtigen Lobes willen. Eine Stimme von oben hat ihn zum Singen angeregt, hat ihm Sangeslust und Lied verliehen. Er hat die Kunst geübt als einen edeln, heiligen Beruf: Gott zu loben und ihm zu dienen.

Der Dichter und seine Lieder.

Wie die Vögel kommen im Lenz
Und keiner weiß, woher;
Wie die Sterne tauchen auf
Des Abends aus dunklem Meer;

Wie der Regen den Wolken entströmt,
Wie dem Felsen der Bach;
Wie in stiller Einsamkeit
Ein Ton wird plötzlich wach;

Wie die Frucht dem Baume reift,
Der Rebe Traubenglut;
Der Wind die Tannen faßt,
Den Ocean die Flut;

Wie Segel tauchen auf
An fernem Meeressaum;
Den Lippen Lächeln kommt,
Der Brandung weißer Schaum:

So kommt dem Dichter auch
Sein Lied herangeweht
Aus unbekanntem Land,
Von keinem Blick erspäht.

Sein ist und doch nicht sein
Das Lied, das er dir singt,
Sein und nicht sein der Ruhm,
Der durch die Lande dringt.

Denn Tag und Nacht umweh'n
Ihn Stimmen aus der Luft;
Er lauschet und gehorcht,
Wenn ihm der Engel ruft.

Daß er auch jetzt noch in inniger Treue an seiner ihm so schmerzlich entrissenen Gattin hing, den Verlust aber als ein ihm von Gott auferlegtes Kreuz trug, zeigt ein Gedicht, das vom Juli

1879 datirt ist, das er aber geheim hielt und deshalb erst nach seinem Tode gedruckt wurde. Die Anregung dazu gab eine Illustration aus einem Werke, das die Naturscenerie des fernen Westens darstellte. Es befand sich unter den Bildern dasjenige eines steilen Felsengebirges, auf dessen kahle, dunkle Abhänge zwei tiefe Schneefurchen ein riesiges Kreuz gezeichnet hatten. Dieses Bild prägte sich ihm tief ein, und er schrieb dazu das folgende Sonett:

In schlaflos langen Nächten von der Wand
Blickt zu mir nieder still ein sanft Gesicht, —
Ach, sie ist lange todt! — Die Ampel flicht
Im Kreise um ihr Haupt ein bleiches Band.

In diesem Zimmer starb sie. Nimmer fand
Ein rein'res Herz solch' Feuerqualen, nicht
Weiß ich von einem Leben den Bericht,
Das also reich in Gottes Segen stand.

Es heißt, im fernen West ein Gipfel rage,
Dem in den tiefen, dunkeln Felsenrinnen
Sein Schneekreuz nie die Sonnenglut verdarb.

So ist das Kreuz, das auf der Brust ich trage
Schon achtzehn Jahre, ja, im Herzen drinnen,
Treu, unauslöschlich treu, seit sie mir starb.

Von solchen Gesinnungen beseelt, machte sich der edle Dichtergreis früh mit dem Gedanken an den eigenen Tod vertraut und gewöhnte sich, in ihm weniger eine schmerzliche Trennung als die Hoffnung freundlichen Wiedersehens zu erblicken. Die ersten Vorboten, heftige Nervenanfälle und Schwindel, meldeten sich im October 1881. Er konnte nicht mehr arbeiten, seine Kräfte waren völlig erschöpft. Schon als im Frühjahr seine Freunde Fields und Dr. Palfrey gestorben waren, hatte er gar ernst an das „Wiedersehen" gedacht. Nach einigen Wochen konnte er das Bett wieder verlassen, auf Weihnachten sogar nach Boston fahren; aber er mußte sich noch sehr schonen und fast aller ernsten Beschäftigung

enthalten. Indem er da seine Bücherei ansah, kam er sich wie ein alter Ritter vor, der schmerzlichen Blickes die Waffen anschaut, die ihm zu führen nicht mehr vergönnt ist:

So schau' die Bücher ich in ihren Reih'n,
Mein Schmuck und meine Wehr in bessern Tagen,
Nicht gänzlich nutzlos, wenn auch nicht gebraucht.
Sie zeigen mir mein and'res, früh'res Sein,
Der Jugend Kraft und Muth und fröhlich Wagen,
Den frohen Pfad, in Wolken nun getaucht.

Im Januar und Februar 1882 verfaßte er noch ein paar Gedichte, am 15. März schrieb er seine letzten Verse. Er hatte in einem Artikel über Mexiko von den zerstörten Glocken des Klosters St. Blas am Stillen Ocean gelesen. Auf diese verfaßte er sein letztes Gedicht, das mit der Strophe schloß:

O Glocken von Sanct Blas! Umsonst
Ruft das Vergang'ne ihr zurück;
Denn taub ist es für euren Schall.
Den alten Schatten längst entschwebt,
Die Welt empor zum Lichte strebt,
Es taget überall!

Die Liebe und Begeisterung, welche seine Dichtung bei der amerikanischen Jugend bis herab zu den Schulkindern gefunden, und welche sich schon in mannigfachen Demonstrationen geäußert hatte, zeigte sich noch in diesen letzten Tagen. Vier Schulknaben aus Boston hatten um die Erlaubniß gefragt, ihn besuchen zu dürfen, und kamen am 18. März. Er nahm sie mit der größten Freundlichkeit auf, zeigte ihnen alles Merkwürdige in seinem Studirzimmer und die herrliche Aussicht auf den Fluß Charles und schrieb seinen Namen in die Stammbücher, die sie mitgebracht hatten. Zum Mittagessen kam Monti, der Italiener, den er in den „Sudbury Tales" verewigt hat. Longfellow hatte eben unter der Veranda etwas frische Luft geschöpft und fühlte sich unwohl. Die Erkältung ging noch in der Nacht in eine heftige Peritonitis

über. Er litt viel, sprach aber wenig. Freitag, den 24. März 1882, entschlummerte er sanft, von allen, die ihn näher gekannt, herzlich betrauert.

Tausende umdrängten das Haus des Verstorbenen. Die hervorragendsten Männer der Harvard-Universität nahmen an der Leichenfeier theil. In der Trauerrede, die Professor Everett dem Verstorbenen hielt, bemerkte derselbe mit Recht, daß die Antheilnahme an dem Verlust eines solchen Mannes sich weit über das Gebiet der Union hinaus erstrecke [1].

„Bei dieser Feier der Liebe und ehrerbietiger Trauer", sagte er, „ist es ein rührender und erhebender Gedanke, daß die Gefühle, welche uns hier versammelt haben, von ganzen Schaaren getheilt werden, wo immer man die englische Sprache spricht. Ja, viele theilen sie, welche den Dichter nur in einer ihnen fremden Sprache kennen. Es zeigt unsere Civilisation unter einem ihrer merkwürdigsten Gesichtspunkte, daß so tiefe, so reine Empfindungen einen so großen Theil der Welt zu fesseln im Stande sind. Es herrscht hier nichts Blendendes. Es gibt hier kein Aufsehen erregendes Moment. Ein einfaches Leben hat sich im Liede geäußert. Man lauschte ihm, freute sich, liebte, und nun trauert man. Doch für uns ist die Trauer eine tiefere. Während andere den dahingeschiedenen Dichter betrauern, betrauern wir den Mann, der unser Mitbürger, unser Nachbar, unser Freund war. Wir kannten die anspruchslose Schönheit seines Lebens. Wir kannten seine Wahrheit, seine Güte, seine Dienstfertigkeit, seine Kraft. Wir konnten allerdings die Kenntniß seines Ruhmes und seines Genius nicht von unseren Erwägungen ausschließen. Wir sahen, daß er die Ehren der Welt leichter trug, als die Triumphe des Alltagslebens. So kannten wir ihn, und so liebten wir ihn, und so trauern wir nun um ihn. Aber der Unterschied, von dem ich rede, macht doch etwas aus."

Nachdem der Redner dann Charakter, Leben und Werke des Dichters in trefflicher Weise gezeichnet hatte, schloß er mit dem

[1] New York Herald. 27. March 1882.

freundlich-tröstlichen Gedanken, daß der Dichter durch seine Werke noch lange fortleben und fortwirken werde:

„Sein Geist ist, wie wir vertrauensvoll hoffen, zu einem höhern Dienste abberufen worden; doch er hat sich bereits auch der Welt mitgetheilt, er hat seine Lieder durchdrungen. Durch diese ist er noch mit uns. Wo immer sie hinziehen auf ihrer Wanderung durch die Welt, er wird mit ihnen sein als ein Verkünder der Liebe. Er wird an der Seite der Jugend stehen, sie auf noch unerschlossene Höhen hinweisen und ihr Glauben und Muth einflößen. Er wird den Wanderer in ferne Länder begleiten und ihm das Schöne, das er sieht, noch bezaubernder machen. Er wird mit dem Seemann weilen auf hohem Meere. Er wird weilen in der ruhigen Schönheit des heimischen Herdes. Er wird trauernden Herzen zur Seite stehen und sie auf einen höhern Glauben hinweisen. Und wenn die Leiden des Alters ein Herz umlagern, da wird er ihnen den Muth einhauchen, zu sagen: ‚Es ist jetzt noch Gelegenheit zum Guten, wie in der Jugend!‘ So wird er allen Glauben und Muth einflößen und alle auf jene zwei Quellen der Kraft hinweisen, die nie versiegen: ‚Das Herz in uns und Gott über uns‘ (‚Heart within and God o'erhead‘).“

Am meisten ist Longfellow wohl mit Alfred Tennyson, dem „lorbeergekrönten Dichter“ Englands, seinem Freunde und Zeitgenossen, verglichen worden, dem er selbst unter den lebenden englischen Dichtern die Palme zuerkannte und freundschaftlich huldigte. Sie berühren sich nicht nur in der Feinheit, Zartheit, in dem edlen und ernsten Grundzug ihrer Lyrik, sondern auch in der glücklichen Neugestaltung mittelalterlicher Stoffe, einer entschieden romantischen Grundrichtung und religiösen Anschauungen, die im Christenthum wurzeln. Was Verbreitung der Werke und Popularität betrifft, schlugen selbst englische Stimmen der Presse die beiden Dichter ziemlich gleich an. „Longfellow“, meinte der „Standard“, „besitzt ein weiteres Publikum unter unserem Volke, als irgend ein lebender Dichter, vielleicht Tennyson ausgenommen.“ Der „Observer“ dagegen erklärte: „Es ist wohl kaum übertrieben,

wenn man sagt, daß seit Byron kein lebender englischer Dichter eine so weite Popularität besaß als Longfellow". Der „Daily Telegraph" ließ die Frage offen, indem er sagte: „Die Stellung, welche Longfellow in der englischen Literatur einnimmt, ist sicher eine glänzende. Er ist in England fast ebenso gut bekannt und ebenso weit verbreitet, als in Amerika. Sein Einfluß war durch und durch gut. So lange die englische Sprache bestehen wird, so lange werden seine Werke als Muster von Einfachheit des Stils und von Reinheit des Gedankens genannt werden."

Seine Dichtung hat, sowohl was den Stoff, als was den Geist betrifft, einen viel weiteren, kosmopolitischeren und universelleren Charakter, als jene Tennysons. In Tennyson spiegelt sich die echt britische, insulare Selbstgenügsamkeit, welche sich deutsche und skandinavische Einflüsse ebenso ferne hält, wie französische oder spanische Elemente; in Longfellow dagegen die amerikanische Vielseitigkeit und Universalität, welche allen Nationen Europa's offenen Zutritt, Einfluß und Mitwirken gewährt. Longfellow ist auch in religiöser Hinsicht viel weitherziger und den katholischen Ideen und der katholischen Kirche deshalb viel näher gedrungen.

In Amerika allein waren seine Werke um Ende März 1857 in den folgenden Verhältnissen verbreitet: „Stimmen der Nacht" 43 550 Exemplare; Balladen 2c. 40 470; „Der spanische Student" 38 480; „Der Belfried von Brügge" 2c. 38 300; „Evangeline" 35 850; „Am Meeresstrand und Herdfeuer" 30 000; „Die goldene Legende" 17 188; „Hiawatha" 50 000; „Outre-Mer" 7500; „Hyperion" 14 500; „Kavanagh" 10 500.

Als eine ziemlich vereinzelte Anschauung muß es gelten, wenn Samuel Ward in einem Artikel, den er noch im Mai 1882 seinem dahingeschiedenen Freunde widmete, denselben folgendermaßen mit Disraeli und Göthe in Parallele stellte:

„Und nun, obwohl man sich nichts Antipodenhafteres denken kann, als den Charakter der beiden Männer, so muß man doch gestehen, daß zwischen Longfellow und Disraeli eine gewisse Aehnlichkeit darin besteht, daß beide, von dem Beginn des Mannes-

alters bis zum Schluß ihres Lebens, das Ziel, das sie sich steckten, vollständig erreichten. Der eine betrachtete die Literatur nur als Stufe, um Führer der politischen Schicksale seines Landes zu werden; der andere begnügte sich damit, durch ein ausschließlich dem Liede geweihtes Leben viele Leiden zu lindern und Myriaden von Thränen zu trocknen. Das einzige Leben in diesem Jahrhundert, das demjenigen unseres Dichters wirklich parallel steht, war die Jupiter gleiche Existenz Göthe's in Weimar, den, so möchten wir fast glauben, Longfellow sich zum Vorbilde nahm, obwohl er ihn an segensreichem Einfluß in der eigenen Heimat übertraf; denn indem seine Lieder die Herzen der Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen gewannen, weckten sie ein verborgenes poetisches Gefühl und eine Liebe zur Bildung in so weiten Kreisen, daß wir ihren Umfang kaum bestimmen können."

Daß Longfellow in manchen seiner Dichtungen sich Göthe'sche Muster zum Vorbilde nahm, darüber kann wohl kein Zweifel sein; aber daß er sich auch nur in seiner geistigen Bildung, geschweige denn in seinem Leben Göthe zum Muster genommen, das wird weder durch sein Verhalten, noch durch seine Schriften bezeugt. In Bezug auf eigentliches Dichtergenie, poetische Gestaltungskraft und Vielseitigkeit des Wissens hat er Göthe lange nicht erreicht; dagegen wird man wohl seinen sittlichen Einfluß auf einen überaus ansehnlichen Theil der modernen Gesellschaft für günstiger und segensreicher halten dürfen.

„Wo immer unsere Sprache hinreicht," so lautet ein englisches Urtheil, „da sind Longfellows Gedichte hingedrungen, mit ihrem Glauben an Gott und mit ihrem Streben, den Menschen ein reines Glück zu gewähren. Er zählt nicht zu den Dichtern ersten Ranges, aber auch unter den Größten sind wenig, die so viel Lob verdienen. Während die moderne Poesie den Zweifel mit dem Glorienschein umgibt, haben wir nicht Grund, denjenigen zu schätzen, dessen Verse Gott huldigen, dessen schlichte, helle Lieder das Menschenherz überreden, auf seine Vorsehung zu vertrauen, auf die Ewigkeit zu schauen, sich tapfer emporzuringen und auch auf Trüm-

mern des Mißlingens sich mannhaft zu erheben? Und während andere Dichter unwahre Phantasiegebilde, unerfüllbare irdische Hoffnungen glänzend ausmalen, haben wir nicht Grund, ihm zu danken, der das Familiengefühl und das gewöhnliche Leben mit lichtem Zauber umwob? Wiederum ist es die Mode der Zeit, Kummer und Bitterkeit des Herzens für schön und poetisch zu halten; sollten wir nicht als eine ebenso gute Gabe diese Werke eines langen Lebens schätzen, welche der Hauptsache nach ausdrücklich sammt und sonders auf Zufriedenheit, Glück und Hoffnung zielen? Seine größte Leistung war diese: die Poesie des Glaubens und der Freudigkeit wieder volksthümlich gemacht zu haben; denn wenn seine Stimme traurig klingt, so ist es nur, um das Herz zu dämpfen, aber nicht um es zu entmuthigen. . . Es ist Zweifel genug in der Welt und Kummer genug und Leid; es ist ein wahrer Segen, daß dieser Dichter des häuslichen Herdes erschienen ist, reich beladen mit Glaube und Hoffnung, mit Erquickung, Muth und Freude!"

20. Rückblick.

Wir sind den Dichtungen Longfellows mit jener Liebe gefolgt, welche der Zauber wahrer Kunst, getragen von sittlicher Schönheit, nothwendig einflößt. Um zum Schluß noch einen Rückblick auf dieselben zu werfen, so theilen sie sich ganz zwanglos in drei hauptsächliche Gruppen. Zur ersten Gruppe, die wir als romantische bezeichnen können, reihen sich, außer einer großen Zahl Uebersetzungen, „Outre-Mer", „Hyperion", „Der spanische Student", „Die goldene Legende". Eine Frucht langjähriger Studien auf dem Gebiete der europäischen Romantik, verpflanzten sie dieselbe mit Glück auf amerikanischen Boden, bahnten ein richtigeres Verständniß des Mittelalters an, eröffneten einen tieferen Einblick in die Schönheiten der katholischen Kirche und der katholischen Literatur, bezeugten durch ihre eigenen Vorzüge die Fruchtbarkeit jener altehrwürdigen Bildungsquellen, und schulten, allerdings nicht ausschließlich, den Dichter zu jener Formvollendung heran, die ihn auszeichnet. Man könnte Longfellow, dieser Gruppe von Werken nach, mit Uhland und Kerner den Nachzüglern der deutschen Romantik beizählen, wenn nicht das Rauschen des Atlantischen Oceans und der glimmende Feuerherd an den Angelsachsen von jenseits des Weltmeeres gemahnten. In der zweiten Gruppe von Werken tritt aber das nationale Element beherrschend in den Vordergrund. Das „Hiawathalied", „Miles Standish' Brautfahrt", die „Neu-England-Tragödien", „Evangeline", „Kavanagh" zeichnen in einer Reihe bedeutsamer Culturbilder die Geschichte Nordamerika's: die

indianische sagenhafte Urgeschichte des Continents, das Neu-England der Pilgerväter, den Kampf der Secten, die letzte Periode der englischen Herrschaft und deren Sturz, den Eintritt des altgläubigen protestantischen Nordamerika in die aufgeklärte Neuzeit. „Der Schiffsbau“, die „Negerlieder“, die „Wirthshausgeschichten“ und ein reicher Kranz nationaler Lieder und Balladen vervollständigen diese Gemälde zu einem Ensemble geschichtlicher Nationalpoesie, welchem die hundertjährige Republik bis dahin nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hatte. Das religiöse Moment, welches jene nationalen Epen und Dramen eingliedert in den großen Weltplan der göttlichen Vorsehung, verbindet die nationale Gruppe zugleich mit der letzten Gruppe von Longfellows Werken, der religiösen. Diese umfaßt in drei hervorragenden Werken gerade die tiefsten und gewaltigsten Angelpunkte der christlichen Glaubenslehre: Sündenfall, Erlösung und Vollendung; den Sündenfall in der „Maske der Pandora“, die Erlösung in der „Göttlichen Tragödie“, die Vollendung in der Uebersetzung von Dante's Weltgedicht. Erscheint der Dichter in seiner ersten Periode als romantischer Pilger in der Gesellschaft deutscher Minnesänger, spanischer Dramatiker und neuerer Romantiker, in der zweiten Periode als patriotischer Sänger unter den Nationaldichtern seiner Heimat, so schließt er sich in seiner letzten Epoche an Calderon, Klopstock und Dante an, er verwandelt die antike Völkersage vom Sündenfall in ein christlich gedachtes Autos, gestaltet die Geheimnisse der Erlösung zu einem dem modernen Geschmack angepaßten, lieblichen Passionsspiel und vollendet den Kranz seiner religiösen Dichtung, indem er von der ewigen Gottesstadt Dante's in den Farben seiner Sprache ein treues, lebensvolles Abbild gibt. Es ist geradezu unmöglich, den Faden zu verkennen, der diese Gedichte mit denjenigen der zwei früheren Perioden zu einem großen geistigen Ganzen vereinigt: es ist die Religion, es ist das Christenthum, und zwar das Christenthum in seiner geschichtlichen, sichtbaren Verkörperung. Der christliche Gedanke beherrscht als höchster Motor die größeren Epen und Dramen, er ist das Grundmotiv der Lyrik, die sich in lieblichem

Blumengewinde um die großen romantischen, nationalen und religiösen Dichtungen zum Kranze schlingt.

Versuchen wir uns von dem innern Grunde einer solchen, gewiß nicht eben gewöhnlichen Erscheinung Rechenschaft zu geben, so bekunden Longfellows Werke einerseits einen echt dichterischen, künstlerischen Geist, eine Begeisterung für das Schöne, wie sie nur dem großen Künstler innewohnt, andererseits aber eine Klarheit des ästhetischen Urtheils und eine freie, unparteiische Selbständigkeit des Blickes, der sich von keiner Schulvoreingenommenheit berücken ließ. Er sah sich selbständig Bücher und Welt, Geschichte und Literatur an. Wenn er sich von Anfang an begeistert dem christlichen Gedanken zuwandte, ihn unverwandt festhielt und sich im Laufe der Jahre immer mehr darin vertiefte, so war das nicht bloße Laune, sondern die Wahl eines gereiften ästhetischen Urtheils, der innere Sinn für das Schöne und die objective Verkettung des Schönen mit dem Christenthum. Er fand im Christenthum eine harmonische Auffassung der Natur, wie der Geschichte, eine Verbindung beider in schöner, ja göttlicher Einheit. Er fand, daß das Christenthum das wirklich Werthvolle antiker Cultur nicht von sich gestoßen, sondern nur höheren Zwecken und Idealen untergeordnet hatte, daß es die Macht war, welche die Bildungsschätze der antiken Welt der Neuzeit übermittelte. Er fand, daß es die Leuchte der Kunst durch die Nacht der Völkerwanderung getragen, daß es die Mutter der europäischen Bildung war. In allen Ländern Europa's hatte es Blüten der Poesie getrieben, in den katholischen Ländern des Südens nicht die wenigsten und nicht die geringsten. Seine Hand hatte das Licht der Bildung angezündet, das an den heimischen Herden Englands brannte. Von dort war es, in Zeiten des religiösen Fanatismus halb ausgetilgt, doch noch flackernd herübergekommen an die Küsten der neuen Welt. Man versuchte es hier, unabhängig von der christlichen Civilisation der alten Welt, zu neuem Leben zu bringen. Aber je ungestümer es in der Hand der sogenannten Aufklärung geschwungen ward, desto mehr verzehrte es sich in wild aufflackernden Funken oder erstarb in der Asche

materiellen Sinnens und Trachtens. Longfellow entriß sich dem Schwarm der prometheischen Geister und folgte dem freundlichen Lichte zurück zu seinen Quellen, zurück ins heimische England, zurück ins mittelalterliche Deutschland und Spanien, zurück ins christliche Rom, wo hellenische und christliche Bildung sich einst getroffen in der unterirdischen Stadt der Katakomben, wo die Kirche ihren ewigen Bund mit den Künsten geschlossen. In den weltumfassenden Strahlen des Lichtes, das von hier ausging, das kein stolzer Prometheus dem Himmel entrafft, sondern Gott selbst liebend auf die Erde gebracht, suchte und fand er Freude, Schönheit, Leben. Sie wurden seine Leitsterne, die tiefste Seele seiner Poesie. Wie sie die Schicksale seines eigenen Strebens und Leidens verklärten, gossen sie Licht und Schönheit auf die Geschicke seiner Nation aus. Von ihnen angezogen, blieb er nicht beim Nationalen und Menschlichen stehen, sondern erhob sich in neuem, mächtigerem Fluge zum Göttlichen.

So anziehend und liebenswürdig das Schauspiel eines solchen Strebens ist, kann niemand verkennen, daß es in den Werken des amerikanischen Dichters nicht zum vollen Ausdruck gekommen, daß es durch mehr als eine Dissonanz zerstört wird. Die eigentliche Wurzel der christlichen Poesie ist nun einmal der Glaube, d. h. der Inbegriff der christlichen Lehre mit jener vollen, unerschütterlichen Gewißheit umfaßt, die nur übernatürliche Erkenntniß zu bieten im Stande ist. Der tiefere Quell der Schönheit ist die Wahrheit. Pulchrum est splendor veri.

Das Christenthum aber nach seinem ganzen objectiven Lebensreichthum zu erfassen, ward Longfellow nicht nur durch den protestantischen Geist gehemmt, der ihn umgab, sondern auch durch den protestantischen Standpunkt, den er selbst nicht gänzlich verlassen.

Der alte, unduldsam-protestantische Geist, der ihn in seiner Heimat umgab, konnte unmöglich an seinem Beginnen Gefallen finden, er lehnte sich dagegen auf, nöthigte den Geist des Dichters zur Abwehr und machte ihn vor allem zum Vertheidiger der

Toleranz; sein eigener, freierer protestantischer Standpunkt aber gab dieser Toleranz die Richtung zum Universalismus. Er verhinderte ihn, die eigentlichen Grundlagen des Christenthums philosophisch und theologisch zu untersuchen, die Vorurtheile des Protestantismus ganz abzulegen, zum Vollbesitz der christlichen Wahrheit zu gelangen. Da der alte, zelotische Protestantismus sich wirklich nur durch gewaltsames Aufdrängen seiner Dogmen behauptet hat, lag es nur allzu nahe, auch dem Katholicismus einen ähnlichen Charakter beizulegen und im Dogma gerade das Hinderniß der Wiedervereinigung aller Christen zu erblicken. Bei der Abneigung gegen alle Lehrautorität, welche der Protestantismus den ihm angehörigen Völkern einpflanzt, wird es dem Protestanten, auch wenn er die specifischen Bekenntnißlehren und Symbole aufgegeben, unendlich schwer, die positive Einsetzung einer solchen Lehrautorität und ihre Nothwendigkeit einzusehen. Obwohl es auf der Hand liegt, daß alle Schönheit des Christenthums schließlich auf dessen Wahrheit beruht, daß es so wenig als irgend eine andere Religion ohne Dogmen bestehen kann, daß diese Dogmen ohne sichtbare Lehrautorität sich im Wirrwarr menschlicher Leidenschaften und Irrthümer nothwendig verflüchtigen müssen, wohnt dem protestantischen Bewußtsein eine so tiefe Abneigung gegen eine solche Lehrautorität inne, daß es lieber die unhaltbaren und undefinirbaren Gedanken einer vagen Geisteskirche umfangen wird, als ernstlich die göttlichen Bürgschaften des in der katholischen Kirche verkörperten historischen Christenthums prüfen mag. Es klammert sich so zäh an seine Freiheit an, als ob die nothwendig expansive Kraft der Freiheit das geeignete Mittel wäre, Menschen mit Menschen und Menschen mit Gott zu verbinden, während doch die einfachste philosophische Betrachtung lehrt, daß letztlich alle sociale Organisation und alle sociale Mittheilung der Wahrheit auf Autorität beruht und daß das menschliche natürliche Wissen selbst, wie die übernatürliche Erkenntniß, durch menschliche und göttliche Autorität bedingt ist. Nur durch die Unterwerfung unter die göttliche Autorität erlangt der Menschengeist volle Gewißheit, Glut und Kraft

der Ueberzeugung. So reizend die Freiheit des Privatgeistes aussieht, sie ist immer mit skeptischem Schwanken, Zweifel, Schwäche, Inconsequenz verbunden.

In dieser Unsicherheit liegt die tiefe Lücke, welche sich in Longfellows Dichtungen bemerkbar macht, und die Ursache mancher kleinerer Dissonanzen. Es fehlt seinem Christenthum am philosophischen Fundament; es schwebt im Gefühle, es wurzelt nicht im Verstande. Da sich der Dichter übrigens nicht scheute, das, was ihm abging, gewissermaßen durch die Dante-Uebersetzung zu ersetzen, so brauchen wir über die Inconsequenzen jenes theologischen Standpunktes hier nicht weiter zu sprechen. Dagegen erheischt es das Interesse der Wahrheit und der wahren Liebe, das weit über dasjenige der Schönheit hinausgeht, daß wir wenigstens das Ungenügende desselben klar und offen betonen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den ganzen Reichthum christlicher Gedanken und Vorstellungen, edler, idealer Aufflüge, religiöser Gesinnungen, sittlichen Ernstes, liebevollen Gefühls, der uns in den besprochenen Dichtungen entgegentrat. Denken wir uns denselben vervielfältigt in vielen so wackeren und biederen Männern, wie Channing und Longfellow. Welche Macht kann dieser bloße Adel des Gefühls auf die Massen ausüben, die nicht so edel denken, deren Sinnen und Trachten auf das Irdische gerichtet ist? Wenn die Menge sich die Descendenztheorie gefallen läßt und darnach lebt, was hat eine Religion ohne Dogmen dem düstern Schwall der Unsittlichkeit entgegenzustellen? Wenn Tausende von Unglücklichen im tiefsten socialen Elend schmachten, welchen Trost kann ihnen ein Erlöser bereiten, der vielleicht scheinbar am Kreuze gestorben ist? Und wenn der Geist der Habsucht und des Betrugs alle Schichten der Bevölkerung bis hinauf zu den höchstgestellten Männern ergreift, welche sittliche Macht besitzt ein Glaubensbekenntniß, das den Dekalog seiner verbindlichen Kraft entledigt? Werden die Engelsgestalten einer lieblichen Poesie im Stande sein, die verdorbene Jugend ganzer Städte aus der

Flut der Corruption herauszureißen, wenn die Hölle ein bloßes Schreckphantom, die göttliche Gerechtigkeit ein bloßer Traum ist? Und die christliche Familie mit ihrer Bibel, ihrer frommen Ueberlieferung, wird sie sich auf die Dauer in ihrem christlichen Bewußtsein erhalten können, wenn der moderne Unglaube durch Thor und Thür, durch jede Ritze und Spalte hereindringt, das reine Herdfeuer auslöscht und alle Bande auflöst? Der Unglaube argumentirt; kann man ihm mit bloßen Seufzern antworten? Der Unglaube läugnet jede Autorität der Bibel, jede apologetische Grundlage des Christenthums; was kann ihm das bloße Gefühl erwiedern? Der Unglaube kennt keine Toleranz; gegen jeden Rest des Christenthums schleudert er seinen Spott und gliedert seine Systeme zum lanzenstarrenden Viereck; was soll da ein Christenthum, das zu allem Ja und Amen sagt, keine Wahrheit scharf formulirt, keine Wahrheit zwingend beweist, keinem Irrthum fest die Stirne bietet?

Die religiösen Zustände Europa's so gut wie diejenigen Amerika's haben alle diese Fragen schon genugsam beantwortet. Wir brauchen nicht an jene amerikanischen Culturbilder zu erinnern, wie sie Dixon, Jannet, John Becker, Hellwald u. a. in den letzten Jahren entworfen haben. So rein und lieblich auch die Dichtungen Longfellows über das nächtliche Dunkel dieser Zustände emporschweben, ihr mildes Sternlicht ist nicht stark genug, dieses Dunkel zu zerstreuen; seine zarten Engels- und Frauengestalten werden weder die stolzen Titanen der Neuzeit, noch ihre zweifelsüchtigen Epigonen verdrängen. Der Mann, nicht bloß das Weib, muß zum Christenthum zurückkehren; der Verstand, nicht bloß das Herz, muß die Offenbarung wieder umfassen; die Liebe muß Willen und That, nicht bloßes zartes Gefühl sein. Die weichliche Vorstellung von Gott, als eines Wesens, das keinen Irrthum verurtheilen und keine Sünde richten kann, muß dem Bewußtsein weichen, daß die ewige Liebe auch zugleich die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit ist, daß Gottes unwandelbare Autorität es dem Menschen nicht freigegeben, sich selbst seine Religion

zu machen. Nur eine Kunst, die solchen Anschauungen huldigt, kann den Tag heraufführen helfen, den Longfellows Dichtung wie ein freundlicher Vorbote verkündet:

Nah' ist der Tag schon,
Nicht sternlos die Nacht ist,
Liebe ist ewig!

Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht,
Christus ist ewig!

Anhang.

I. Longfellows Werke in chronolggischer Folge.

1807. Geb. den 27. Febr.
1820—1832. Jugendgedichte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften.
1833. Coplas de Don Jorge Manrique translated from the Spanish etc.
1835. Outre-Mer, a pilgrimage beyond the Sea.
1839. Hyperion, a Romance.
Voices of the Night.
1841. Ballades and other Poems.
1842. Poems on Slavery.
1843. The Spanish Student.
1845. The Belfry of Bruges and other Poems. — The Poets and Poetry of Europe.
1847. Evangeline, an Acadian tale.
1848. Kavanagh, a tale.
1849. The Seaside and Fireside.
1851. The Golden Legend.
1855. The Song of Hiawatha.
1858. The Courtship of Miles Standish.
1863. Tales of a Wayside Inn (First Series).
1866. Flower de Luce and other Poems.
1867. The Divine Commedy of Dante Alighieri.
1868. The New England Tragedies.
1871. The Divine Tragedy. — The Poets and Poetry of Europe (second Edit.).
1872. Michael Angelo (fragment). — Christus, a Mystery (comprising The Divine Tragedy, The Golden Legend and The New England Tragedies).

1872. Three books of Song (Tales of a Wayside Inn. Part second. — Judas Maccabeus. — A handful of Translations).
1873. Aftermath (Tales of a Wayside Inn. Part third, and Lyrics).
1875. The Masque of Pandora and other Poems (Morituri salutamus. Hanging of the Crane).
1878. Kéramos.
1880. Ultima Thule.
1882. Gest. 24. März.

II. Deutsche Uebersetzungen der Werke Longfellows.

Ausgewählte Gedichte, übersetzt von Adolf Böttger. Dessau 1856.
— übersetzt von Alexander Neidhardt. Darmstadt 1856.
— übersetzt von August Rieke. Osnabrück 1860.
— übersetzt von Karl Böttger. Dresden 1871.
— übersetzt von Friedr. Marx. (Universalbibliothek Nr. 328.)
— übersetzt von Adolf Laun. Oldenburg 1879.
Balladen und Lieder, übersetzt von Nielo. Münster i. Westf. 1857.
Hyperion (anonym), Grimma 1851. (Europäische Bibliothek Bd. 498 u. 499.)
— eine abenteuerliche Geschichte, übersetzt von Adolf Böttger. Leipzig 1856.
Der spanische Student, übers. von Karl Böttger. Dessau 1854.
— übersetzt von Leo Häfeli. (Universalbibliothek Nr. 415.)
Evangeline (anonym). Hamburg 1851.
— übersetzt von Belke. Leipzig 1854.
— übersetzt von A. Gasda. Regensburg 1863.
— Nachdichtung von Paul Herlth. Bremen 1870.
— übersetzt von Ed. Nickles. Karlsruhe 1872.
— übersetzt von Julie Gramberg. Oldenburg 1876.
— übersetzt von Karl Knortz. (Universalbibliothek Nr. 387.)
— übersetzt von Frank Siller. Milwaukee 1879.
— übersetzt von W. von Voigt. Langenberg 1882.
Kavanagh (anonym). Grimma 1851. (Europäische Biblioth. Bd. 500.)
— (anonym). Berlin 1851.
Die goldene Legende, übersetzt von Karl Keck. Leipzig 1860.
— übersetzt von Elise Freifrau von Hohenhausen. Leipzig 1882.

Das Hiawathalied, übersetzt von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart 1856. (Werke Bd. 6.)
— übersetzt von Adolf Böttger. Leipzig 1856.
— übersetzt von A. u. K. Seitz. Jever 1863.
— übersetzt von Karl Knortz. Jena 1872.
— übersetzt von Hermann Simon. (Universalbibliothek Nr. 339. 340.)
Miles Standish' Brautbewerbung, übersetzt von F. E. Baumgarten. St. Louis 1859.
— übersetzt von J. Manefeld. Mainz 1867.
— übersetzt von K. Knortz. (Universalbibliothek Nr. 540.)
Erzählungen aus einem Wirthshaus an der Landstraße, übersetzt von Isabella Schuchardt. Hamburg 1879.
Die Maske der Pandora, übersetzt von Isabella Schuchardt. Hamburg 1878.
Elizabeth (Zwei amerikanische Idyllen), übersetzt von K. Knortz 1879.

III. Literatur über Longfellow und zu dessen Werken.

Abbot, Layman, H. W. Longfellow and his work. (Christian Union) 1881.
Atteridge, Helen, Longfellow. (Dublin Review. Oct. 1886.)
Aue, Hartmann von (herausg. von Fedor Bech). Leipzig 1867.
Bancroft, Georg, Geschichte der amerikanischen Revolution (übersetzt von Drugulin). Leipzig 1852.
Brunnemann, Geschichte der nordamerikan. Literatur. Leipzig 1868.
Buchner, Wilhelm, Ferdinand Freiligrath. Lahr 1881.
Channing, William Ellery, On Slavery. Boston 1835. Works. 6 Vols. Boston 1856.
Channing, Werke, deutsch von Sydow u. Schulze. Leipz. 1850—1855.
Channing und der Unitarismus. (Magazin für Literatur des Auslandes 1855. Nr. 25.)
Chasles, Philarète, H. W. Longfellow. Évangeline, histoire Acadienne. (Revue des Deux-Mondes. 1er Avril 1849.)
De Prins, A. de, Longfellow. Études Américaines. Louvain 1877.
Die Dichter der Vereinigten Staaten. (Magazin für Literatur des Auslandes 1855. Nr. 46. 47. 48. 49.)
Döhn, R., Aus dem amerikanischen Dichterwald. Leipzig 1881.

Dudley, A., Tendances de la poésie Américaine. (Revue des Deux-Mondes. 15 Novembre 1854.)
Engel, Eduard, Geschichte der englischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Anhang: Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Leipzig 1883.
Emerson, Ralph Waldo, Works. 5 Vols. Boston 1879.
Eroniera, oder Besuch eines Indianers bei dem Großen Geiste. (Ausland 1857. Nr. 2.)
Freiligrath, Ferdinand, Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1870. Bd. 5 u. 6.
Griswold, The Poets and Poetry of America. New York 1873.
Hiawatha, der Sang von. (Allgemeine Zeitung 1857. Nr. 21, Beil.)
Jenkins, O. L., The Student Handbook of British and American Literature. Baltimore 1885.
Kennedy, W. S., Henry W. Longfellow, Biography, Anecdotes, Letters, Criticism. Cambridge 1882.
Knortz, Karl, Longfellow. Literaturhistorische Studie. Leipzig 1879.
— Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Leipzig 1879.
— Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer. Leipzig 1882.
Longfellow. (Unsere Zeit. Jahrbuch 1857 I. 453—460.)
Longfellows letztes Gedicht. (Magazin f. d. Lit. des In- und Auslandes 1882. Nr. 24.)
Longfellow Dead. (Nekrolog. New York Herald 25. March 1882.)
Longfellow buried at Mont Auburn. (Begräbnißfeier. Trauerrede von Everett. New York Herald 27. March 1882.)
Longfellow, Samuel, Life of Henry Wadsworth Longfellow, with extracts from his journals and correspondence. 2 Vols. London 1886.
Montégut, Emile, Oeuvres de H. W. Longfellow. (Revue des Deux-Mondes 15 Oct. 1849.)
— Une Légende des prairies de H. W. Longfellow. (Revue des Deux-Mondes 1er Juin 1857.)
Murphy, T. J., Were the Acadians Rebels? (American Catholic Review. April 1887.)

Nichol, J., American Literature. An historical sketch from 1620 to 1880. Edinburgh 1882.

Renan, Erneste, Channing et le mouvement unitaire aux États-Unis. (Revue des Deux-Mondes 15 Déc. 1854.)

Royce, Manual of American Literature. New York 1872.

Schiefner, Anton, Kalewala, das Nationalepos der Finnen. Helsingfors 1852.

Schoolcraft, Henry Rowe, Personal memoirs of a residence of thirty years with the Indian tribes. Philadelphia 1853.

— Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States of America. Philadelphia 1851—1855.

— The Myth of Hiawatha and other oral Legends, mythologic and allegoric, of the North American Indians. Philadelphia 1856.

Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England. Leipzig 1847.

Ticknor, Georg, Geschichte der schönen Literatur in Spanien. (Uebersetzt von Julius und Wolf.) Leipzig 1867. 3 Bde.

Ward, Samuel, Days with Longfellow. (The North American Review. May 1882.)

Personen-Verzeichniß.

A.

Abbot, S. C. 22.
Addison 8.
Agassiz, Louis 243. 252. 295.
Albert der Große 187.
Aldana 34. 268.
Aldon, John 10. 223—226.
Allen, Rowland 227.
Allerton 222.
Antonelli, Cardinal 294.
Appleton, Nathan 121.
Argyll, Herzog von 293.
Aristophanes 61.
Aubrey de Vere 293.
Aue, Hartmann von 112. 170. 171.
Auersperg, Anton Alex. Graf v. (Anast. Grün) 112.

B.

Bakunin 244.
Bancroft, Georg 94.
Barlow, Joel 2.
Barnum 194.
Basselin, Oliver 131.
Becker, John 370.
Becker, Nicolaus 112.
Benedict, St., von Nursia 325. 331. 332.
Berceo, Kaspar 46.
Bernhard, St. 290.
Boccaccio 277.
Böhl-Faber 34.
Börne 112.
Boswell 85.
Bowring 38.
Bradbury, J. W. 22.
Bradford, Gouverneur 1.
Bradlay, J. W. 22.
Brewster 222.
Bridaine, P., S. J. 258.
Brooks 94.
Bryant, William Cullen 8. 71.
Bull, Ole 329.
Bulwer, Edw. Lytton 293.
Byron, Lord 257. 361.

C.

Caedmon 296.
Calderon 9. 46. 220. 243. 248. 365.
Calvin 227. 228.
Camoens 9.
Carlyle, Thomas 69.
Carter 13.
Cervantes 257. 262.
Channing, William Ellery 11. 26. 115—120. 123. 280. 281. 325. 369.
Chapman 129.
Châteaubriand, François René de 127.
Chatham, Earl of 131.
Chaucer, Geoffrey 271. 276.
Cheever, G. B. 22.
Cicero 61.
Cleveland, Henry R. 93.
Coleridge, Samuel Taylor 103. 108
Columbus 9.
Cooper, Fennimore 8. 28. 94. 198.
Croke, Sir Alexander 185.

D.

Dante Alighieri 9. 92. 93. 243. 246. 251. 253. 262. 268. 285—291. 365.
Dickens, Charles (Boz) 94. 110—113. 151.
Diepenbrock, Cardinal 44.
Dietz 34.

Disraeli, Benjamin (Lord Beaconsfield) 361. 362.
Dixon, Hepworth 370.
Döllinger, Jos. v. 118.
Drayton, Michael 95.
Dunster 1.
Dürer, Albrecht 34. 111.

E.

Eckermann, Peter 85. 95.
Edrehi, Israel 329.
Eginhard 329.
Eichhorn, Joh. Gottfried 26.
Emerson, Ralph Waldo 119. 120. 243. 252. 325.
Endicott, Gouverneur 231—233.
Erasmus von Rotterdam 326.
Everett, Edward 247. 259.

F.

Fellows, Mrs. 13.
Felton, Cornelius C. 86. 93. 94. 243. 249. 251. 295.
Ferdinand, König v. Spanien 282.
Fields, James T. 357.
Fiesole, Fra Angelico da 310.
Filicaja, Vicenzo da 317.
Franciscus, St., v. Assisi 331—333.
Franklin, Benjamin 85. 131.
Freiligrath, Ferd. 111. 246. 251.
Friedrich II., König von Preußen 282.
Fuller, Margareth 94.

G.

Galbraith, Victor 263.
Geibel, Emmanuel 112.
Gervinus, Georg Gottf. 71.
Gladstone, H. William 293.
Göthe, Joh. Wolfgang v. 27. 82—87. 93. 94. 126. 128. 243. 245. 271. 317. 362.
Götze, Pastor 327.
Greene, Georg W. 94.
Grimm, Hermann 313.
Gutzkow, Karl 112.

H.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin v. 127.
Haliburton 127.
Hawthorne, Nathaniel 22. 93. 126. 243. 292. 295.
Heckewelder 23. 195.
Heeren, Arn. Herm. Ludw. 31.
Heine, Heinrich 83. 257.
Hellwald, Friedrich v. 370.
Herder, Joh. Gottfr. v. 71. 245. 267.
Herwegh, Georg 112.
Hesiod 296.
Hieronymus, St. 61.
Hillard, Georg 6. 93. 94.
Holland, Lord 38. 293.
Homer 3. 129. 220. 296.
Horaz 86. 87.
Humboldt, Alexander v. 256.
— Wilhelm v. 17.

J.

Jakob I. von England 238.
Janin, Jules 111.
Jannet, Claudio 370.
Jasmin, Jacques 268.
Jean Paul (Friedr. Richter) 71. 79—82. 93.
Jefferson, Thomas 3.
Immermann, Karl 112.
Johann II. von Castilien 35.
Johann, König von Sachsen (Philalethes) 254.
Johannes, St., Chrysostomus 61.
Irving, Washington 8. 9. 12. 26. 34. 94.
Isabella von Spanien 282.
Judas Makkabäus 313.
Julius 34.

K.

Karl der Große 329.
Karl II. Stuart 330.
Kingsley, Charles 191.
Klopstock 268. 296. 365.
König 112.
Kossuth, Ludwig 244.

L.

Lafayette, General 28.
Lawrence, Gouverneur 131.
Lee, General 254.
Lenau, Nicolaus 112.
Lessing, Gotth. Ephraim 327.
Lignel, Professor 69.
Lincoln, Abraham, Präsident 254.
Locke, John 21.
Lockhardt 38.
Longfellow, Alice, Tochter des Dichters 244. 251.
— Allegra, Tochter d. D. 244. 251.
— Edith, Tochter d. D. 244. 251.
— Ernst, Sohn d. D. 244. 252.
— Frances (geb. Appleton), zweite Gattin d. D. 121. 249. 250. 356. 357.
— Henry Wadsworth, s. Inhaltsverzeichniß.
— Karl, Sohn d. D. 244. 252. 253.
— Mary Story (geb. Potter), erste Gattin d. D. 39. 69. 70.
— Stephan, Vater d. D. 10. 11. 23. 25.
— Stephan, Bruder d. D. 30.
— William, Vorfahre d. D. 10.
— Zilpah (geb. Wadsworth), Mutter d. D. 10. 11. 26. 27.
Lope de Vega 9. 46. 268.
Lowell, James Russel 243. 295.
Ludwig XIV., König von Frankreich 150.
Luther, Martin 326. 327.
Lyell, Sir Charles 222.

M.

Malherbe, François de 317.
Manning, Edward Cardinal 294.
Manrique, Jorge 27. 34. 35. 38. 268.
— Rodrigo 35.
Marquette, P., S. J. 215.
Marryat, Captain 94.
Mather, Cotton 1. 234—242.
Matsys, Quentin 111.
Melanchthon, Philipp 326. 327.
Mellen, Richter 15.
Mellin, Gustav Henrik 69.
Mendrano 34.
Menzel, Wolfgang 83. 94.
Michelangelo 313.
Milton, John 3. 8. 262. 296.
Minucius Felix 62. 63.
Mittermaier 70.
Molinos 146.
Monti, Luigi 329. 358.
Mosen, Julius 268.
Mullins, Priscilla 222—226.
Musset, Alfred de 20. 21.

N.

Nardi, Monsignor 294.
Norton 228. 231—233.
— Charles 253.

O.

Olaf Tryggvason 247. 278. 280.
Orr, Benjamin 25.
Ottfried 296.
Ovid 220.

P.

Palfrey, Dr. John Gorham 357.
Parsons, Theophil 21.
— Thomas W. 329.
Paulus, H. E. G. 71.
Petrarca 276.
Petrus Lombardus 187.
Pius IX., Papst 294.
Platen, August v. 317.
Plautus 61.
Poe, Allan 128.
Pope, Alexander 129.
Prescott, William H. 94. 108. 243.
Pulawski, Graf Casimir 19. 20.

R.

Rafn, Karl Christian 69. 103.
Raynal, Abbé 3.

Reboul, Jean 317.
Reichlin-Meldegg, K. Alex. v. 71.
Renan, Ernst 117.
Robd 38.
Rubens 111.
Rueda, Lope de 122.
Russel, Lord John 293.

S.

Sachs, Hans 111.
Salis, J. Gaudenz v. 268.
Schiller, Friedrich v. 17. 71. 128. 154. 345.
Schlegel, August Wilhelm v. 70. 267.
Schlosser 71.
Schoolcraft, Henry Rowe 195. 220.
Scott, Sir Walter 6—8. 69.
Sewall, Richter 239.
Seward, Secretair 254.
Shakespeare, William 3. 7. 70. 71. 112.
Skanderbeg 329.
Southey, Robert 7. 26.
Spee, Friedrich v., S. J. 1. 234.
Spenser, Edmund 94.
Sprengel 185.
Standish, Miles 221—227.
Statius 290.
Stewart 21.
Strauß, David Fr. 296.
Sumner, Charles 93. 112. 122. 242. 254. 255. 295.

T.

Taine, Hippolyte 15.
Tanner 195.
Taylor, Bayard 252. 253.
Tegnér, Esajas 108. 152. 266. 268.
Tennyson, Lord Alfred 292. 293. 349. 360. 361.
Teresa, St., a Jesu 146. 317.
Thackeray, W. M. 244.
Thibaut 70. 71.
Thomas, St., von Aquin 331.
Ticknor, George 26. 68. 93. 253.
Tiedge, Christ. Aug. 268.
Torquemada 282. 318.
Torres Naharro 122.
Treadwell, Professor 329.
Trumbull, John 2.

U.

Uhland, Ludwig 72. 103. 112. 263. 268.
Umbreit, Dr. 71.

V.

Vasari 313.
Vida, M. Hieron. 296.
Virgil 3. 290.
Vittoria Colonna 345. 347. 348.
Vives 169.
Voragine, Jakob a 169.

W.

Wales, Prinz v. 247.
Wales, Ware 327.
Walther von der Vogelweide 174. 182. 263.
Ward, Samuel 86. 111. 361. 362.
Washington, General 90. 244.
Wellington, Herzog v. 263.
Wendt 31.
Wilhelm I., König v. England 238.
Williams, Roger 1.
Willis, N. P. 94.
Winslow, Gouverneur 222.
Wordsworth, William 7.

Z.

Zachariä 70.
Zedlitz, Jos. Christian v. 112.